Gegen den Strom

GEGEN DEN STROM.

FLUGSCHRIFTEN

EINER LITERARISCH-KÜNSTLERISCHEN GESELLSCHAFT.

I. BAND.

(INHALT HEFT I—X. 1884—1886.)

WIEN
VERLAG VON CARL GRAESER.
1887.

Vorwort.

Als wir im November 1884 das erste Heft dieses Unternehmens in die Welt sandten, gaben wir demselben das folgende Geleitswort mit:

„In einem Kreise von unabhängigen Schriftstellern und Künstlern, denen so Manches, das öffentlich ausgesprochen werden sollte, auf dem Herzen liegt, ist das Unternehmen, das hiermit ins Leben tritt, geboren worden. „Gegen den Strom!" lautet sein Name, und man wird bald Gelegenheit haben zu beurtheilen, ob es denselben verdient.

„In zwanglosen Heften wird vorerst eine Reihe von brennenden Fragen literarischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Charakters besprochen werden, besprochen in einer Weise, die nicht blos negirend, sondern auch befruchtend sein soll. Nicht um Lärm und Streit ist es den Männern zu thun, welche gegen den Strom zu schwimmen gesonnen sind, sondern um eine ideale

Sache, um die Schaffung einer höheren Warte mitten im Getriebe des Tages, von der aus unabhängige Geister ihre Stimme erheben und zur Menge sprechen können.

„Fehlt es diesen Männern auch nicht an dem Muthe, persönlich, d. h. mit ihrem Namen für das einzutreten, was sie hier sagen werden, so halten sie es doch für zweckdienlicher, das Interesse der Oeffentlichkeit nicht auf sich, sondern ausschliesslich der Sache selbst zuzulenken, und es bietet sich ihnen durch den Umstand, dass für jeden Einzelnen stets eine „Gesellschaft" zu zeichnen bereit ist, zugleich die Gelegenheit dar, zu documentiren, dass sie nicht blos ihre persönliche Meinung, sondern die Anschauung Vieler verfechten.

„Und noch etwas kommt hinzu, das vielleicht geeignet ist, den sachlichen Werth dieser Publicationen zu erhöhen und ihnen einen besondern Reiz zu verleihen: es ist der Umstand, dass die Arbeit des Einzelnen, ehe sie vor das Publicum tritt, sich bereits dem Urtheile und der mitarbeitenden Kritik einer Gesammtheit unterworfen haben muss."

Was hier versprochen wurde, glauben wir getreulich gehalten zu haben. Elf Schriften sind im Laufe zweier Winterperioden aus unserer Mitte hervorgegangen und es hat sich die Nothwendigkeit ergeben, den dritten Abschnitt unserer Thätigkeit

mit einer Sammlung der bisher erschienenen Flugschriften einzuleiten. Jede einzelne der hier zu einem Bande vereinigten Arbeiten hat in bestimmten Kreisen eine lebhafte Bewegung hervorgerufen, Lob und Tadel — oft in leidenschaftlicher Form — erfahren; einige der Autoren wurden geschmäht und verleumdet und in keinem Angriffe fehlte der Vorwurf der Feigheit, weil in der ersten Ausgabe unserer Schriften grundsätzlich die Namen der Verfasser nicht genannt waren. Kein Lob hat uns bestochen, kein Angriff ward von unserer Seite einer Entgegnung gewürdigt — denn wir wussten, was wir wollten, wir wissen, dass unsere Bestrebungen ein Schwimmen gegen den Strom sind. Gerade die sachliche Weise, in der wir den Kampf auf den verschiedensten Gebieten geführt, war es, die unserem Unternehmen so zahlreiche Freunde gewonnen, und durch keinen persönlichen Angriff wird man uns davon überzeugen können, dass wir unsere bisherige Haltung aufzugeben oder zu bereuen hätten. Wir werden auch ferner die Namen der Verfasser einzelner Schriften erst nach Jahresfrist öffentlich nennen.

Inhaltsverzeichniss

zum I. Band.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

I.

NUR NICHT ÖSTERREICHISCH!

„Ein rechter Patriot muss wohl manchmal ungeduldig werden."
Maria Theresia.

Der edle Dichter, dessen patriotisches Meisterwerk: „König Ottokar's Glück und Ende" ihm nach dem Erfolge, den es hatte, nach der Aufnahme, die es in den verschiedenen Kreisen des damaligen Wien fand, schwere Enttäuschungen eintrug, hat sich bekanntlich den Eindruck, den diese Erfahrung auf ihn machen musste, durch acht erfundene, kurze Briefe von der Seele gewälzt, welche die köstlichste Ironie — und auch Selbstironie athmen. Die Stuttgarter Ausgabe (1874) seiner sämmtlichen Werke hat sie im zehnten Bande, pag. 236 bis 240, veröffentlicht. Da geben nach einander die Frau nach der Mode, der echt wienerische Juxbruder, dem es in allen Dingen nur um „a Hetz" zu thun ist, der arrogante Absprecher, der rationalistische, am Nebensächlichen und Aeusserlichen klebende Kleinigkeitskrämer, der Persönliche, für den in Allem boshafte Anspielungen schlummern, der Sentimentale und der ehrliche, kurz Angebundene ihr Urtheil ab, mit dem der wirkliche Verfasser dieser merkwürdigen Briefe mit eiserner Hand ins eigene Fleisch schneidet, ebenso aber auch mit dieser Hand die spitzstachelige Geissel über den Rücken des verehrungswürdigen Publicums schwingt. Sein Herzblut fliesst da mit minder edlem in vermischtem Strome hin.

Der sechste der Briefe war für mich stets Gegenstand ernstesten Nachdenkens. Ich will ihn vorerst wörtlich hierhersetzen, ehe ich ein Wort weiter sage. Er lautet:

„Victoria! Ein vaterländisches Stück auf der Bühne! Stelle Dir vor! Marchegg wird darin erwähnt! Horn und Krems, wo wir so oft Bratwürste mit Senft gegessen haben, ja der letzte Act spielt sogar in Götzendorf, unserem gemeinschaftlichen Geburtsorte! Wer gibt mir Worte, ich habe nur Thränen! Viele wollen behaupten, das Stück hänge nicht gar wohl zusammen; was frage ich darnach! Genug, der fünfte Act spielt in Götzendorf! Leb' wohl! Ich drücke Dir die Hand, Freund! Bruder!! Landsmann!!! Götzendorfer!!!! — Hans Dampf."

Was soll man als die versteckte Absicht, als die ironische Tendenz dieser Zeilen herausfinden? Betrachten wir die Sache ganz im Allgemeinen, ohne an Grillparzer, an Oesterreich und Wien zu denken, halten wir uns blos vor Augen, ein edler Dichter hat im bittern Gefühle, dass sein Werk nicht den Erfolg hatte, den er erwartete, diese Satire von sich gegeben — nehmen wir an, ein solcher herber Scherz sei aus der Antike zum Beispiel überliefert, so würden wir uns sagen, Sophokles oder Aeschylus geisselt hier einen guten, beschränkten, spiessbürgerlichen Abderiten, der, ohne sich von dem Werth oder Unwerth des Kunstwerkes, das da über die Bühne gegangen, Rechenschaft geben zu können, es nur darum in den Himmel erhebt, weil sein macedonisches Nestchen einmal zu der Ehre gelangte, öffentlich genannt zu werden, in einem Dichterwerke mit vollem Namen eine Rolle zu spielen, wie sonst nur Athen, Sparta oder Korinth. Es handelte sich in dem Falle also blos um die Lächerlichmachung des Kirchthurmpatriotismus, des Honoratiorenstolzes auf sein liebes Krähwinkel!

Es ist sehr möglich, dass Grillparzer gerade im Augenblicke seine Satire auf solche kleine Köpfe habe auslassen wollen. Ihr Entzücken über die ganz unerwartete Verherrlichung der heimatlichen Städtchen im Burgtheater, wo ihnen sonst

nur Rom und Griechenland, Ferrara und Venedig, Rheims oder Madrid als classischer Boden bekannt geworden, mag dem Dichter eine ungenügende Entschädigung für die kritische Opposition gewesen sein, welche sein Opus sonst gerade im Gegensatz zu localer Würdigung gefunden. Und im Aerger darüber, dass ihn gerade irgend ein bornirter Pfahlbürger, weil er in demselben Krems so oft Würstel verzehrt, beglückwünschte, während die hochweise Zunft das grosse österreichische Kunstwerk, wie er es aus heissem Herzen geplant und geschaffen, nicht in seinem Sinne erkennen wollte, sondern daran nach hundert Regeln und Lehrsätzen herumnergelte — im gerechten Zorne, dass sein Volk, anstatt den Hymnus heimischer Vergangenheit und ihre grosse Bedeutung für Gegenwart und Zukunft darin zu erblicken, nur über Götzendorf und Marchegg jubelte, deren Namen man sich sonst im k. k. Burgtheater nicht einmal auszusprechen getraut hätte — in diesem bitteren Gefühle fasste er den täppischen Bewunderer mit der Nadel seines Spottes und spiesste ihn in der wunderlichen Insectensammlung dieser acht Briefe unbarmherzig an.

So mag es gekommen sein, so ist es erklärlich — und dennoch thut es mir weh. Nicht weh für den Götzendorfer, sondern für Grillparzer selber und für sein Oesterreich. Nur wer ganz und gar Oesterreicher, wie er, kann verstehen, dass nach dem unbefriedigenden Erfolge des Werkes selbst in einer solchen Satire, wie die acht Briefe sind, die Spitze überallhin nur nicht gegen die Seite gerichtet erscheint, woher das Kunstwerk den schwersten Angriff erfahren hatte. Einerseits schien es wohl dem Dichter vornehmer, sich gegen den kindischen Lober als gegen den hämischen Tadler zu wenden, und überdies bestimmte ihn noch ein anderer wesentlicher Umstand. Es ist des Oesterreichers Art — oder Fehler, oder Unglück, oder was Ihr sagen wollt — dass er gegen Factoren, die ihn und sein Streben durch die tiefste Verschiedenheit der innersten Natur nicht fassen können, auch auf den heftigsten Widerspruch hin, die Vertheidigung, Controverse und Replik lieber fahren lässt. Denn wie sollen die seine Gegengründe würdigen können,

denen ja schon sein ursprüngliches Wollen unverständlich war? So hat es auch hier der Dichter verschmäht, in einem der fingirten Briefe etwa den norddeutschen Professor der Literatur raisonniren zu lassen, um an seinem Ottokar alle Mängel nach dem dramaturgischen Receptenhandbuch zu constatiren, und es unterlassen, denselben dabei in seiner pedantischen Präceptorenweisheit lächerlich zu machen, wie er wohl gekonnt hätte. Er hat sich wohl gedacht: Wozu denn? von dem, was mir die Seele erglühen machte, als ich den Beschluss fasste, endlich einmal mein Oesterreich zum Gegenstand eines Kunstwerkes zu machen, überzeuge ich ja den Ritter von der formalen Theorie an der Spree ohnehin nicht; für mein Streben, den Stoffen der heimatlichen Geschichte auf dem Parnass der heimatlichen Kunst den längst gebührenden Platz zu schaffen, hat ja Derjenige ohnehin kein Verständniss, der dieses mein Product nur mit demselben Massstab seiner Schulregeln zu messen unternimmt, als hätte ich irgend eine Staatsaction aus Portugal oder Sicilien, vom 9. oder 15. Jahrhundert, mir einfach aus irgend einer Weltgeschichte dramatisch zurechtgelegt. Für die Leute hatte sich der Dichter in seinem selben Ottokar ja die Worte gefunden, dass sie der Oesterreicher reden lässt und seinen Theil sich denkt, und so nahm er den Erfolg oder Misserfolg hin und schwieg und schwieg.

Aber er ärgerte sich doch. Und am Nebensächlichen, am Winzigen hat er seine Galle ausgelassen, auch am dummen Götzendorfer — damit aber ins eigene Fleisch geschnitten und Tüchtiges unnöthigerweise verhöhnt. Und so finden wir eine ungerechtfertigte Bitterkeit auch in jenem sechsten Grillparzer'schen Briefe, weil er scheinbaren Anlass bietet, eine Tendenz lächerlich zu finden, der im Grunde ein gediegener Kern innewohnt. Die Freude, dass Marchegg und Götzendorf auch fashionable befunden werden, in Literatur und Kunst eine Rolle zu spielen, ist gar nicht so grundlos und ungerechtfertigt. Bis auf den heutigen Tag — und heute vielleicht mehr als je — währt die alberne Mode, dass Local und Ton der österreichischen Heimat in den Producten der Literatur und

bildenden Kunst verpönt sind. Die Abgeschmacktheit hat nur in der Wahl der fremden Ideale gewechselt, das Princip ist das alte geblieben. Vor dreissig, vierzig Jahren musste Alles französisch sein, heute Alles deutsch, nie aber wurde das Oesterreichische für gleichberechtigt erachtet. Die Lieblingsnovellen unserer Mamas spielten in der Normandie, in der Picardie, in der Provence oder im Langue d'oc; die heutigen haben Rügen oder Friesland oder Mecklenburg zum Schauplatz. Wenn heute ein Theaterdichter — leider selbst ein Oesterreicher — ein Opus auf die Bühne bringt, ein Lustspiel, welches mit seinem albernen, alltäglichen Inhalt gerade so gut im Mond vor sich gehen könnte, so sind alle ganz gleichgiltigen, für die Handlung total nebensächlichen Umstände gleichwohl norddeutsch. Braucht der Verfasser für die Liebesgeschichten seiner koketten jungen Witwe zum Schauplatz irgend eine Grossstadt, so sagt der Theaterzettel unfehlbar: das Stück spielt in Berlin in der Gegenwart. Kommt ein ehemaliger Officier vor, der von seinen Kriegsthaten erzählen muss, so heisst er zuverlässig Fritz v. Wernerode und schildert uns die Affaire von Weissenburg, beileibe ja nicht etwa, dass ein Joseph Baumbacher etwa seine Erlebnisse bei Custozza erzählen würde, obwohl für den Gang der Handlung es vollkommen einerlei wäre und der Dichter überhaupt nur irgend einen ausgedienten Officier und irgend eine Schlachtgeschichte zu seinen Zwecken benöthigt. Und wenn ein Testament im fünften Act eröffnet wird, so erhält der glückliche Erbe ganz gewiss nicht 7,000.000 Gulden, sondern entsprechend viele Mark, irgend ein Bedrängter ruft nur nach dem Schutzmann, sowie ein Müder sich blos von einer Droschke nach Hause fahren lässt, obwohl der Dichter nach beschlossener Vorstellung ganz gewiss in einem feschen Wiener Fiakerzeugl zu seinen Freunden fährt, um dort im trauten Kreise ebenso zuverlässig keine kalte Schale, sondern einen vaterländischen „Pfiff Gespritzten" zu sich zu nehmen.

Eine illustrirte Zeitung will ein Gedicht publiciren, in welchem die Heimkehr des braven, decorirten Stelzfusses aus

dem Kriege geschildert wird, wie er das ahnungslose Mütterchen im Heimatsdorfe überrascht, und der Zeichner erhält den Auftrag, eine Illustration dazu zu entwerfen. Die Verse sprechen ganz allgemein nur von einem Kriege irgendwo, einem tapferen Soldaten und einer im Felde gewonnenen Auszeichnung; es stünde dem Künstler ebenso frei, einen Tscherkessen oder einen Spanier zu zeichnen, aber nein! Unfehlbar hat der Hinkebein eine flache Tellerhaube auf dem Kopf und das eiserne Kreuz auf der Brust, und es ist noch ein Wunder, wenn an der Wand des Stübchens, durch dessen Fenster er die Mutter gerade für ihn betend knien sieht, nicht die Porträts von Moltke und Bismarck hängen. Dass der Bursche einen Tschako oder eine Urlauber-Holzmütze trüge und das Zimmerchen etwa mit dem Bildniss des Siegers von Aspern geschmückt wäre, obwohl der Verlagsort des „Familienblattes" Wien heisst, ist ganz undenkbar. Welchen Contrast zu diesen gegenwärtigen Verhältnissen bietet z. B. der Zeitgenosse Grillparzer's, der ausgezeichnete Wiener Genremaler Peter Fendi, welcher in einem Aquarellencyklus Schiller's — also des nichtösterreichischen Dichters! — „Glocke" durchaus mit einer Figurenstaffage von Bauern des Wienerwaldes illustrirt hat, wie sie auch sonst in seinen oder in den Bildern seiner Collegen Waldmüller, Gauermann etc. die Hauptrolle spielen! Er hat gewagt, die rein menschlichen Motive und Scenen des edlen Dichterwerkes auch durch dieses äussere Kleid seinen Landsleuten näher zu rücken und hat damit recht gethan! Er dachte: das Allgemeine darf ich ebenso gut im österreichischen Gewande bringen als in irgend einem anderen, während die heutigen Herren selbst das Internationalste, das Neutralste, das daher in jedweder äusseren Erscheinung den gleichen Inhalt behält, lieber antik, oder in deutscher Renaissance oder italienisch — nur durchaus nicht in dem Geiste aufgefasst darstellen, in dem es Fleisch von unserem Fleische, Blut von unserem Blute werden könnte!

Man wende mir nicht mit grossartiger Emphase ein, der Zug nach Deutschem beweise eben die Strömung in dem

österreichischen Leben der Gegenwart, und schlage mir aus der gedankenlosen Schmiegsamkeit, die ein seichter Lustspieldichter oder ein oberflächlicher Zeichner für die Tagesmode bekundet, nicht Capital für eine politische Principienfrage. Es ist nichts als alberne Aefferei des Fremden, was derlei Erscheinungen veranlasst, wofür den besten Beweis die Thatsache liefert, dass leider unsere „heimatlichen" Literaten und Künstler dieselbe Thorheit bewiesen, als von Tendenzen nach Deutschland in Oesterreich noch keine blasse Idee vorhanden war. Das Entscheidende in der Sache besteht nicht darin, dass die Ausweichtendenz nach irgend einem bestimmten Lande gehe, sondern nur darin, dass ganz gewiss das Heimische es nicht sei, das man in Literatur und Kunst aufzutischen wagt. Ein Grillparzer freilich versuchte viermal österreichische Stoffe aufs Tapet zu bringen, im Ottokar und im Bruderzwist, in der Libussa und im Treuen Diener seines Herrn.

Heinrich Kleist durfte uns ganz ungestraft in die Langweile seiner brandenburgischen Ebenen versetzen, Immermann hat uns einen westphälischen Bauernhof mit einer Wichtigkeit geschildert, als sei so etwas das Merkwürdigste und Grossartigste von der Welt. Und als seinerzeit Auerbach's „Barfüssele" die Leserwelt entzückte, war es doch nur die Armseligkeit eines schwäbischen Dörfchens, für die sich ganz Deutschland entflammte, als hätte der Verfasser ein neues poetisches Californien entdeckt. Versuche es ein Oesterreicher, aus seinem localen Material Aehnliches zu schaffen! Er nenne den Helden Schorschl Hintergruber, der in Guntramsdorf zu Hause sei, und in die Lisi Kaltenberger verliebt ist, eine geborne Atzgersdorferin. Mein Gott, wird man sagen, was kann denn da herauskommen, wen kann das interessiren? Guntramsdorf, Atzgersdorf, diese „faden Nester", diese platten, langweiligen Menschen, deren ganzes Wesen man so genau kennt, was kann solchen Alltagsfiguren abzugewinnen sein! Ja, wenn doch die Romantik des Schwarzwaldes um sie rauschte oder die Poesie der Heide — aber so, eine Viertelstunde oder eine halbe per Eisenbahn von Wien, was ist da zu erwarten!

Es scheint, als habe Grillparzer den kindischen Grimm gegen seinen Götzendorfer sich wirklich zu Herzen genommen und es ebenfalls nicht über das Herz gebracht, den Ton seiner Heimat literaturfähig zu finden. In seinem armen Spielmann, jener köstlichen Erzählung aus Wien, hat er daher den localen „Greisler" in einen norddeutschen „Griesler" umgetauft und lässt er denselben seine Tochter Barbara eine „Bärbe" nennen, als ob eine localrichtige „Wettl" den Werth der schönen Dichtung durchaus vernichtet haben würde. Man sage nicht, dass wir an Kleinlichem hängen und Lappalien bereden — wir berühren damit eine Schwäche unserer Landsleute, die bei der consequenten Weise, in der sie seit Jahrzehnten auftritt, schon ein wichtiger Umstand geworden ist. Soeben ist ein Roman erschienen, der in Süddeutschland spielt und von der Lieblingsredensart des Helden den ganz süddeutsch-dialektischen Titel „Umasunst" führt, aber dieser Umasunstheld heisst Klaus Magnus und seine Tochter hat den Namen Rothtraut. Ist das nicht über alle Massen albern?

Die Früchte jener traurigen Aengstlichkeit, jenes „Sich genirens", um Wienerisch zu sprechen, vor den Eigenthümlichkeiten der Heimat, sobald es gelten würde, ihre Stoffe in dem Gewande der Poesie, Novellistik, Romanliteratur etc. auf das allgemeine Forum zu bringen, haben sich betrübend gezeigt. Ihre Folge ist es z. B., dass Themen speciell österreichischer Farbe von der gediegenen Literatur rein ausgeschlossen sind und nur in einer niedrigen Winkelproduction Zutritt erlangt haben. Traurig ist es zu sagen, aber leider wahr! Welche Romane und Schauspiele vertreten allein Scenen und Motive aus der österreichischen Geschichte, als die handwerksmässigen, rohen und plumpen Leistungen der heute schon fast vergessenen Scheibe, Breyer, Langer etc., welche allerdings von Maria Theresia, Prinz Eugen, Kaiser Joseph, der Pest in Wien oder der Türkenbelagerung geradezu den unverschämtesten Missbrauch gemacht haben, ja, ich glaube, es dürfte nicht viel Handwerke geben, zu deren Töchtern der grosse „Schätzer der Menschheit" nach den Romanen jener Autoren unter den

verschiedenen Titeln: „Kaiser Joseph und die Schusterstochter", „Kaiser Joseph und die Gärtnerstochter" etc. etc., nicht interessante Beziehungen gehabt hätte! Was diese sowohl historisch, als literarisch, als gesellschaftlich ungebildeten „Volksroman"-Fabrikanten ihre Helden, Kaiser und Fürstinnen der österreichischen Vergangenheit thuen und sagen lassen, gehört geradezu in das Gebiet des höheren Blödsinnes; es ist als Gratisbeilage zu Zeitschriften letzter Qualität oder für die Fünfkreuzer-Bibliothek geschrieben und harrt eines Leserkreises von Stubenmädchen und Köchinnen, aber es hat sich in Oesterreich niemals eine Feder gefunden, welche dieser Afterliteratur nur eine vaterländische Erzählung von der Güte des Hauff'schen Lichtenstein, ja selbst nicht einmal von der Bedeutung eines Opus der seligen Mühlbach für das bessere Publicum entgegengehalten hätte! Doch selbst damit ist es nicht genug gesagt und geklagt. Nicht einmal des Hohnes und der Satire wurden diese Parodien heimatlicher Stoffe in Oesterreich jemals werth gehalten, in Folge dessen ungestraft der arme Starhemberg oder die spanische Althan, die schöne Lorl, nach wie vor in der Gesellschaft des hautschaurigen Romanapparates von Gilftmischern, Freimaurern, Cagliostros nnd pesteinimpfenden Todtengräbern die Nerven unserer Putzmamsellen und Friseurgehilfen noch lange Jahre in Vibration versetzen dürften.

Ich kenne eine Entgegnung auf solche Bemerkungen. Ich habe sie oft vernommen. Sie lautet: „Gar mannigfache unerfreuliche Umstände in Oesterreich verleiden es auch dem Bestgesinnten, sich mit der frohen Begeisterung, ohne welche kein Kunstwerk recht gedeihen kann, auch des glorreichsten Stoffes aus der Vorzeit dieses Landes zu widmen. Die Gegenwart bildet gerade zu den schönsten Tagen des Einst einen entnervend wirkenden Contrast." Jedoch, eben diesen Einwand kann man nicht gelten lassen. Denn, die Richtigkeit obiger Behauptung angenommen, drängt sich die Frage auf: Wenn Euch Missvergnügten von heute es unmöglich ist, Eure Stoffe aus dem glorreichen alten Oesterreich zu wählen, ei, findet

Ihr in seiner Geschichte nicht ebenso viele Motive, welche Euch Anlass geben würden, per analogiam Euern Schmerz über das angebliche oder wirkliche Unglück der Jetztzeit zu verherrlichen? Warum folgt Ihr nicht dem dänischen Prinzen, der in einem poetisch fingirten Königsmord die Mörder seines Vaters zu entlarven verstanden hat? Sei das Wesen Eurer Tage, das Euch missfällt, welches immer, sollte es nicht denkbar sein, dass die Geschichte Eures Vaterlandes künstlerisch verwerthbare Momente aufzuweisen hätte, durch deren Behandlung Ihr Eurer Ueberzeugung, Eurer Opposition gegen dasselbe Ausdruck verleihen würdet? Wir glauben, dass eben die Historie Oesterreichs, welches seit Jahrhunderten so vielmal von Parteien zerrissen, an den Abgrund gedrängt, vor dem Untergange angelangt war, genug solcher Stoffe darbieten würde; sie wäre dazu geeigneter als diejenige irgend eines Landes unter der Sonne, aber sowohl für seinen Ruhm, wie über sein Unglück erklingt die Lyra nicht! Trauert Ihr also wirklich über den Niedergang des Vaterlandes, warum greift Eure Muse, wenn es sie in diesem Düster der Gegenwart schon verdriesst, die hellen Bilder des Einst hervorzurufen, nicht nach den Schatten der Vergangenheit, in deren Nacht begraben die Wohlfahrt Oesterreichs damals ebenso schmachtete, wie es nach Eurer Meinung wieder der Fall ist; warum besingt Ihr die Tage des einstigen Leides nicht, um daran die Hoffnung an ein gleiches Auferstehen zum Guten, nach Eurem Sinne, zu knüpfen?

Man sage daher nicht: die patriotische Kunst entgeht in Oesterreich nicht dem Odium der officiellen Lobhudelei — warum denn? Die schärfste Opposition, welcher Partei sie auch angehöre, könnte ja die Zeugen der Vergangenheit im Interesse ihrer Gesinnungen geradeso citiren im Gewande der Dichtung, — aber es geschieht auch von dieser Seite nicht. Als die Ursache einer solchen scheinbar räthselhaften Erscheinung kann man daher nur die systematisch geübte, Jahrhunderte alte Methode betrachten, welche, von aussen wohlbedacht unterstützt und die Schwäche des Oesterreichers weislich

benützend, demselben es im Laufe der Zeit tief eingeimpft hat, dass seine Sache, seine heimatlichen Angelegenheiten, sein ganzes Wesen ein- für allemal, sei es nun gut oder schlimm, fortschrittlich oder conservativ, nicht geeignet wäre zu allgemein anzuerkennender Verwerthung in Kunst und Literatur. Er ist einmal methodisch zum geistigen Parias gestempelt, mag er nun dies oder das anstreben, es so oder so meinen, er ist ein Oesterreicher und hat damit keinen Zutritt in den Salon der deutschen Literatur, ausser er verleugnet seine Stammesweise und schwärmt, wie früher gesagt wurde, für Rothtraute und die rothe Erde Westphalens.

Zufällig in den Bänden des Hormayr'schen Archivs blätternd, gerathe ich auf eine Reihe von Aufsätzen, in denen ein Patriot schon 1818 sich bemüht, die heimatlichen Sänger auf Stoffe der österreichischen Geschichte und Sage zu leiten, die seiner Meinung nach der Verherrlichung nicht weniger würdig wären, als jene der Fremde. Mit viel Gelehrsamkeit durchforscht er die Geschichte der Babenberger, der Traungauer, der tirolischen Landesfürsten und der Habsburger, die Städtegeschichten, und tischt unendlichen Vorrath auf. Seit 1818 — und selbst seit früherer Zeit — sind derlei Versuche öfters gemacht worden, aber der Erfolg war kein erfreulicher. Eben jenes, einst hochbedeutsame literarische Organ, das Archiv, sowie die ihm verwandten Taschenbücher, Kaltenbaeck's „Oesterreichische Zeitschrift" und ähnliche Unternehmungen cultivirten eine „vaterländische" Poesie systematisch und, in der That, quantitativ wurde genug, ja zu viel geschaffen. Aber es entstand eine Versemacherei, für welche der bezeichnende Name „Hofrathspoesie" in Vorschlag gebracht werden könnte. Mit demselben Tintentropfen, der soeben das Exequatur auf ein Actenstück geschrieben hatte, schilderte man nun den Schmerz der edlen Elisabeth, die sich die schönen Augen um ihren Friedrich auf der Trausnitz blind weinte, und liess Kaiser Albrecht die rebellischen Wiener in demselben Tone anpoltern, in dem man die Subalternen im Bureau zu behandeln gewohnt war. So war nur die Maculaturerzeugung vom dienstlichen auf das

ausserdienstliche Gebiet ausgedehnt und weder das Ausland, noch das Volk der Heimat konnte von solcher Production Notiz nehmen. Selbst den besseren Leistungen des Genres, den Dichtungen Seidl's, Zedlitz's und Prechtler's, haftet etwas Derartiges von Tinten- und Fliesspapiergeruch an.

So schlecht aber das Meiste davon gewesen sein mag — heute ist es doch schon bemerkenswerth, dass es zu jener Zeit Poeten, und zwar zahllose, und eingeborne Poeten gab, welche in Oesterreich solche österreichische Themata zu behandeln wagten. Ja, selbst die kühne Bezeichnung, welche man in jenen Schriften für diese Thätigkeit hatte, „Nationalpoesie", ist geeignet, uns heute Manches denken zu lassen. — Heute ist selbst der gute Wille, der freie Muth erstorben und musste uns das vaterländische Schauspiel „Prinz Eugen" der Pfälzer Martin Greif, „1683" dessen Landsmann Schauffert bescheeren — womit nicht gesagt sein soll, dass diese Leistungen in uns darüber Schmerz wachrufen, dass ihre Verfasser keine Oesterreicher waren. Des edlen Maximilian Brautfahrt verherrlichte erst Gustav Freytag u. s. w., u. s. w.

So ist uns durch die mannigfachsten, unglücklichsten Umstände ein Schaffen im gedachten Sinne gänzlich abhanden gekommen. Der Zudrang der Mittelmässigkeit hat das heimatliche Material in Verruf gebracht und die Bevorzugteren auf fremde Bahnen gedrängt. Das Lob und die Anerkennung, soweit Oesterreicher einer solchen von Seiten der ausländischen Kritik überhaupt theilhaftig wurden, führte somit immer allgemeiner zum Verlassen des heimischen Bodens und bezeichnete allmählich für die gesammte Production die allein mögliche Bahn. So musste es kommen, dass der natürlichste und selbstverständlichste Stoff hierzulande der gemiedenste und schliesslich das zum Tummelplatz der literarischen Trossknechte herabgewürdigt wurde, was wir als den Turnierplatz der edelsten Geisteskämpen unseres Volkes schauen möchten.

Dem gegenüber, was hier über die Geringschätzung von Seite der Fremden gesagt wurde, könnte es widersprechend befunden werden, dass ja doch gewisse dialektische und locale

Sondererscheinungen des österreichischen Volkslebens sich draussen in Deutschland so grosser Gunst und Beliebtheit erfreuen. Mit welchem Vergnügen erlustrirt man sich nicht in der Hauptstadt an der Spree an den treuherzigen Poetereien unserer Alpenländer, an Schnadahüpfeln, Tiroler, Steirer und Kärntner „G'sangeln"!

Somit scheint es, dass es dem Oesterreicher von dem Areopag der tonangebenden deutschen Literatur-Centrale ja keineswegs verboten sei, sich in der localen Weise seiner Heimat gehen zu lassen — im Gegentheil, die Strizzows huldigen ja geradezu den reizenden Nationaleigenthümlichkeiten des deutschen Südens!

Wir danken für diese Erlaubniss, für diese Anerkennung. Sie ist die Zulassung des Affen, den man gerne erschaut, weil er, obwohl menschenähnlich, durch seine thierisch-niedrigeren Besonderheiten doch wieder so unendlich drollig, humoristisch wirkend, den erhabenen edleren Geschöpfen zur unversiegbaren Quelle des Spasses und schliesslich zur genugthuenden Erkenntniss wird, wie viel höher sie denn doch über ihm stehen! Man beäugelt den deutschen Bruder im Lodenrock, mit der Zither, wie ein interessantes, fremdartiges Thier, und leider gibt sich der literarische Salontiroler nicht ungern zu dieser Beaugapfelung her, bei der er seine theatralisch-affectirte Grobkörnigkeit gut verwerthen kann, nach dem Grundsatze: „Dumm sind wir schon, aber pfiffig!"

Jedoch, um gerecht zu sein, nicht allein jene etwas zweifelhafte Volkspoesie mit dem gekünstelten Tannennadeln- und Harzgeruch, sondern auch die echte unseres Rosegger's und ferner die gesundeste Erscheinung österreichischer Literatur der Neuzeit, die Dramen Anzengruber's, erfreuen sich „draussen" lebhaften Beifalles. Die Berliner Kritik hat zuerst den Meineidbauer eine classische Tragödie genannt, ja, es muss erkannt werden, sie sind dort mehr gewürdigt und tiefer in's Bewusstsein eingedrungen als in der Heimat, wo sie noch immer die hervorragende Stellung, die ihnen gebührt, nicht erreicht haben, wo ihre Aufführungen noch erst recht mühsam und keineswegs

würdig in Scene gesetzt wurden, und Schöpfungen solcher Bedeutung von der ersten Bühne des Reiches noch ausgeschlossen blieben, auf der sich mancher ausländische Schnickschnack und mancher inländische Protectionskram herumtreiben darf.

Gleichwohl möchten wir damit nicht missverstanden werden. Trotz des grössten Preises scheint uns auch Anzengruber's Dichtung, so hoch sie über Allem steht, was seit Raimund im volksthümlichen Genre geschaffen wurde, doch keineswegs das vollendete Ideal in unserem Sinne zu sein, und namentlich möchten wir ein gänzlich wahres Spiegelbild des heimatlichen Wesens darin nicht erblicken. Gerade damit reicht er an Raimund nicht heran. Auch bei Anzengruber befremdet ein hereingetragener Zug, und zwar gerade in seinen Grundideen und in den Hauptpersonen als den Trägern derselben: ein skeptisches, negatives, krittelndes Wesen nämlich, das der süddeutschen Volksnatur fremd ist. Diese sarkastischen Bauernphilosophen, diese Stoiker und Cyniker im Lumpenkittel, denen durch die Löcher ihrer treuherzigen Bosheit und naiven Weisheit stets das Gesicht des Frankfurter Philosophen hindurchguckt — die sind nichts Oesterreichisches, mag dem Dichter in den sonstigen Personen und Situationen es auch in unübertrefflicher Weise gelungen sein, die Töne zum localen Gemälde auf seiner Palette zu mischen. Wir danken dem genialen Autor aufrichtig dafür, dass er uns mit seinen lebensvollen Gestalten die schwindsüchtigen Püppchen der Vogl'schen Dorfgeschichten etc. aus dem Wege gedrängt hat und jene süssliche Naturschwärmerei abdankte, welche als „Grünzeugpoesie" einen genug übeln Nachruf sich erwarb, indessen, völlig in's Schwarze hat auch er nicht getroffen. Namentlich jene volle Freudigkeit, jene glückliche Lebenslust, der gutmüthige Witz und das joviale Behagen der echt österreichischen Volksnatur, wie sie Raimund in so classischer Weise abzuschildern verstand oder wie sie aus den Genregemälden seiner zeitgenössischen Collegen von der Palette erquickend entgegentritt — die zu fassen und wiederzugeben, ist, vielleicht mit Ausnahme des „G'wissenswurm", auch ihm nicht gelungen. Und vielleicht war es gerade die

grübelnde, raisonnirende und kritisirende Seite in seinen Bauerngestalten, welche die Thatsache seines grösseren Erfolges unter einer Stammesart erklärt, zu deren eigenster Natur solches Wesen trefflicher stimmt als zu der unserigen. Freilich, auch das entschuldigt uns aber nicht von der Unterschätzung des grössten dramatischen Schriftstellers, den unser Vaterland seit einem halben Jahrhundert hervorgebracht hat. Und eine tiefe Geringschätzung ist es, die kränkendste, welche sich denken lässt, wenn ein Dichter erfahren muss, dass seine Werke, ohne dass von ihrem Werth oder Unwerth vorerst die Rede wäre, einfach schon blos wegen der Aeusserlichkeit der heimatlichen Stoffwahl und der theilweisen dialektischen Form des Dialoges von der „vornehmen" Bühne ausgeschlossen seien. Das Wiener Burgtheater hat plattdeutsche Stücke auf die Bretter gebracht, so gut wie man im Théâtre français Bauernkomödien Erckmann-Chatrian's sehen kann; es scheint also, dass das Volksthümliche an sich kein Hinderniss für die Zulässigkeit sei?

Anzengruber hat uns ein Kunstwerk von classischer Schlichtheit und tiefstem Ernste geschaffen, das zugleich das Gepräge echtester Volksthümlichkeit im Sinne der Heimat besitzt. Es mag auf den ersten Moment befremdend scheinen, wenn hier gesagt wird, dass darunter sein erschütterndes Volksstück „Das vierte Gebot" gemeint sei. Denn, könnte man einwenden, ist denn das ein erfreuliches Gemälde Wienerischen Volkslebens? Führt uns der Dichter hier nicht auch die bedauerlichste Versunkenheit, Sitten- und Charakterlosigkeit als Symptom des verfallenden Volkslebens in unserer Vaterstadt vor? Wo finden wir da die soeben begehrte Heiterkeit Raimund's, Waldmüller's, Fendi's? Allerdings, das Bild ist ein Nachtstück, aber der Dichter lässt uns in dem Dunkel doch nicht ohne leitende Sterne. Seine Zeit verhält sich — soweit wir das heimatliche Volksleben ins Auge fassen — zu jener Raimund's ja wie der müde, gewitterschwere Abend zum sonnighellen Mittag, da müssen die Schatten tiefer sein. Aber Anzengruber hat nicht sein gesammtes wienerisches Personal

in den Pfuhl gestossen, er stellte in der herrlichen Gestalt der Grossmutter ein Stück wackerer Schlichtheit und Charakterfestigkeit warnend mitten in den Wust und Schmutz der Gegenwart, er verschmähte nicht auch an anderen Figuren seines Dramas zu zeigen, dass ihm nicht Alles, was Wienerisch heisst, für verloren gilt, wobei es z. B. beachtenswerth ist, dass der intelligente Robert Frey nirgends mittheilt, dass er etwa aus Leipzig eingewandert sei. Und endlich, was die Hauptsache bleibt, auch die armen Verlorenen, der Mörder und seine Schwester, die Dirne, sind nicht in Grund und Boden schlecht, sondern zeigen an mehr als Einer Stelle eine bessere Natur, die sich auch im Untersinken noch manchesmal ihrer ursprünglichen Reinheit erinnert. Anzengruber schildert hier den tiefsten Verfall des heimatlichen Familienlebens, aber er vernichtet keineswegs, er höhnt nicht und schwelgt nicht in dem Hohne! Das unterscheidet sein „Viertes Gebot" gar wesentlich von derjenigen Richtung, welche im Folgenden charakterisirt werden soll. Aber das „Vierte Gebot" wurde nur wenig gelesen, blos in einer schlechten und von der Censur verstümmelten Aufführung im — Josefstädter Theater gegeben, und dieses Stück konnte lediglich in einer Ausgabe zum Druck gelangen, wo das Meisterwerk sich die Gesellschaft der Textbücher von „Prinz Methusalem", „Fatinitza" und „Tricoche und Cacolet" gefallen lassen muss!!!

Noch eine dritte Richtung „österreichischer" Literatur, neben derjenigen der patriotischen Kreuzer-Romane für die heimatlichen Domestikenkreise und neben dem Dialekt-Export für das Ausland, muss hier in's Auge gefasst werden, eine Erscheinung, die uns noch weniger erfreut als diese beiden. Man könnte das erst neuerer Zeit in's Kraut geschossene Product die Wiener Selbstverhöhnungsliteratur nennen — allerdings eine locale Specialität, wie sie wohl kaum ein anderer Ort aufzuweisen haben dürfte, aber eine recht traurige Besonderheit. Geistreiche Schriftsteller, Männer von grosser Erfahrenheit und Beobachtungsgabe, aber meistentheils arg verbitterte Gemüther, haben diese Richtung neuestens geschaffen und daran

viel Witz und Humor geübt, die einer besseren Sache würdig wären. Es ist eine tiefbetrübende Wahrnehmung, die ganze Gewaltjahrzehntelanger Verstimmung, Kränkung, Verkennung, die ein begabter Mann erfahren hat, sich plötzlich raubthierartig auf das heimatliche Wesen werfen, mit grosser Fertigkeit alle wunden Stellen in dessen Organismus heraussuchen zu sehen, um das Krankheitspräparat kunstvoll hergerichtet dann in einem geistvollen Buche der Welt vor Augen zu stellen. Mehr als alle unsere Schwächen, welche derlei sarkastische Schilderungen zum Gegenstande haben, sind diese Literaturproducte an sich selber Zeichen unserer grössten Schwäche. Bei all ihrem Witz und ihrer oft glänzenden Darstellung haben diese angeblich photographisch treuen Bilder des Wiener Lebens auf mich stets den Eindruck, den peinlichen Eindruck ausgeübt, wie wir ihn etwa empfinden, wenn ein Kranker, ein Gelähmter, mit seinen eigenen Gebrechen widerlichen Scherz treibt, und, den steifen Arm in unbehilflichen Zuckungen hin- und herrückend, mit grinsendem Lächeln uns zuruft: „Schaut her, was bin ich ein drolliger Kerl! Ich kann nur mehr ein bischen wackeln damit! Wie komisch das aussieht! Sehe ich nicht schon einer Pagode gleich?"

Und abgesehen davon bleibt es immer die That Cham's, der des Vaters Blösse belacht. In solchen Darstellungen ist das gesammte Wiener Leben von heute, in dem sich allerdings bei seiner zunehmenden Entfremdung immer wenigere von den guten Seiten seines einstigen Wesens erhalten haben, geradezu mit grausamer Genauigkeit nach jedem Fehl, nach jeder Schwäche und Thorheit durchforscht. Man möchte die Sorgfalt fast eine wissenschaftliche nennen, mit der die Stände, die gesellschaftlichen Ordnungen und alle Lebenslagen in Classen gestellt und nun durch die Loupe der Satire hindurch analysirt wurden. Aber von Allem und Allem wusste man nur Tadelndes, und zwar in jener höhnisch lächerlich machenden Form zu verkünden, die schliesslich dann das gesammte Wienerthum als eine scheussliche Mischung von Bornirtheit, Cynismus, Frivolität, Leichtsinn, Genusssucht und Charakterlosigkeit

erscheinen lässt. Diese Schilderer vernichten den Wiener, indem sie ihn darstellen, aber solche „Charakter"-Bilder finden dann bei den „Brüdern" draussen den grössten Leserkreis. Solcher Wiener Verlag nimmt seinen Weg natürlich in immer neuen Auflagen nach jenem Deutschland, von dem sonst unsere einheimischen Buchhändler fortwährend klagen, dass ein mit dem Verlagsort Wien versehenes, noch so tüchtiges Werk draussen schon wegen solcher Adresse keine Aussicht habe, dass es „gehen" könne.

Ein hübsches Personal recrutiren diese Autoren als unverfälschte Wiener Gestalten! Der dumme dicke „Fleischhacker", der zehn Häuser, aber weder Gehirn noch Herz hat, das leichtfertige Früchterl von „Herrn Sohn", der des Vaters Tausender in Nachtcafés und geheimen Spielclubs durchbringt, um hart an der Schwelle des Zuchthauses schliesslich zu stranden; die Gans von Mutter, die das mit ihrem Verhätscheln ins Werk gesetzt hat; braver Handwerksleute Töchterchen, die aus lauter „Wiener Genusssucht" mit der Sehnsucht nach Maschen und Bändern anfangen und dann im Bordell oder Criminal enden. In Allem aber, und das ist die Hauptsache, wiegt immer noch mehr die Beschränktheit als selbst die Schlechtigkeit vor, da ist absolut kein Sinn für die grossen Fragen der Menschheit, der Gegenwart; kein Gemeinsinn, nur egoistische kleinliche Separation von den Interessen des Ganzen, die ja immer nur Opfer vom Einzelnen fordert, endlich Stumpfsinn gegen Kunst, Literatur und Wissenschaft, aber leidenschaftliche Begeisterung für Essen, Trinken, Landpartien und andere „Hetzen", — das sind die Wiener, wie sie von ihren „vaterländischen" Schriftstellern für die Fremde photographirt werden!

Allüberrall die trübseligsten Symptome der Verzagtheit! Während den unbedeutendsten Nestchen immer gewaltiger der Kamm wächst und in den Provinzen sich ein Gemeinsinn im schädlichsten Sinne mehrt, nämlich derjenige der Opposition gegen Wien um jeden Preis, zerfleischt sich dieses mit selbstmörderischer Lust eigenhändig und nimmt von jedem Rückgang, jedem Schaden sorgfältig Notiz, posaunt jedes Leid, das

innerhalb der vier Pfähle vorgeht, eilfertig in die Welt hinaus wie sein eigener bösester Feind, der es nicht erwarten kann, dass Alles zu Grunde gehe. Wir sind gewiss keine Freunde des „Vertuschens" und Bemäntelns der faulen Sachen, aber es gibt auch hierin eine Grenze und ist wunderlich zu sehen, wie in so einem Provinzneste alle Mann an Bord laufen, wenn ihnen von einem Wiener eine thatsächliche Krähwinkelei vorgehalten wird; mit welchem Geifer dann das Sodoma und Gomorrha an der Donau angespieen wird, um sich zu vertheidigen, während der Wiener unangefochten und ungefragt, selbst die verzeihlicheren Schwächen in seinem Lager zum Gegenstand des Hohnes und der Belustigung für Kleindingelsdorf und Nixhausen in allen öffentlichen Blättern auskramt und brandmarkt, um nur ja das Renommée seiner Vaterstadt in aller Welt nach Kräften zu untergraben! *Quem vult perdere Jupiter dementat.* Es ist nicht zu leugnen, dass es eine Periode gab in der der Cultus des lieben, schönen, unübertrefflichen Wien bis zur Abgeschmacktheit gediehen war, in der jedes Buch, jeder Artikel überschwoll von faden, übertriebenen Verhimmlungen der berühmten „Gemüthlichkeit", Gutherzigkeit, von weltstädtischem Wesen und allen Tugenden seiner Einwohner — das war des Guten zu viel und überhaupt vielfach Falschmünzerei — nun aber haben wir auch mehr als zu viel gebüsst für die eitle Ueberhebung und dürfte die Krone Vindobonas auch schon genug im Koth geschleift sein, genug und hätte es sich auch das Schlimmste zu Schulden kommen lassen!

Ungestraft hat Männiglich aus dem funkelnden Reif dieser alten, ehrwürdigen Krone Stein um Stein zu brechen sich erkühnt und erkühnen dürfen, denn Niemand wehrte den Plünderern. Die Juwelen der alten Schlichtheit und biederen Treue des Sinnes, die Perlen des Heimatstolzes und der heimatlichen Fröhlichkeit, sie wurden verlacht, ihre Façon als altmodisch befunden — heraus damit, was nicht im Sturm der Zeiten schon von selber ausgefallen sein mochte! Und sie haben dir, arme Vindobona, dafür neue Steine und Perlen

eingesetzt, modische, nach neuem Schliff, mit effectvollen Folien unterlegt! Wort und Begriff: Wienerischer Patriotismus, haben heutzutage keinen beliebten Odeur! Es riecht so nach der Backhendlzeit, es muthet so enge, so beschränkt, so spiessbürgerlich an. Darum hat sich keine Feder und leider auch keine Hand gerührt, mag gegen die erwähnte Krone der Schmutz auch von allen Seiten geschleudert worden sein. Das verehrungswürdige Publicum stand dabei ganz gelassen umher und drückte nur seine Bewunderung aus, wenn ein recht gewandter Wurf ganz besonders geschickt einen Zierrath abbrach und herabschleuderte. Man hatte sich bei diesem empörenden Spiel gewissermassen in den Gesichtspunkt einer absoluten Objectivität hineingefunden, welcher den Vorgang von seinem Inhalt und Gegenstand völlig zu sondern versteht und sich sozusagen nur für das Technische jener Verunglimpfungsarbeit zu interessiren scheint.

Wage es jedoch, die herrschenden Coterien, die tonangebenden Cameraderien anzugreifen, welche die Parolen austheilen, um den blinden Haufen damit nach den Zielen ihrer Interessen zu leiten; behaupte, dass in jener Krone falsche Steine eingeschmuggelt worden seien; habe den Muth, mit dem Scheidewasser der Kritik und mit dem Diamant der Wahrheit rücksichtslos zu beweisen: Glas ist Glas und Blech ist Blech, statt edlem Gestein und Golde; kehre Dich mit dem Schmerz des liebenden Sohnes gegen die heuchelnden Verderber, dann wirst Du alsbald das jähe Aufleben einer seltsamen Art von Patriotismus zu erfahren Gelegenheit haben! Dann bist Du Hochverräther, dann tastest Du das Heiligste an, nämlich den Vortheil der dominirenden Clique, welche sich unter der Draperie des allgemeinen Interesses versteckt, und bist proscribirt! Dann fühlen und denken sie Alle mit einemmale nichts als ihr theures, herrliches Wien, welches nun, o Greuel, sein eigener Sohn bekritteln wollte! Den stolzen Bau benagen und unterwühlen zu sehen, dem interessanten Schauspiele zuzuschauen, das kann ja mit der Vorsicht ganz gut bestehen, nur hüte Dich vor der Thorheit, wankende

Mauern stützen zu wollen und gar Den oder Die zu tadeln, dass sie versäumt haben, was den Fall aufhielte, gethan, was ihn beförderte!

Die grosse Theresia hat das goldene Wort gesprochen: „Ein rechter Patriot muss wohl manchmal ungeduldig werden!" Das heisst, aus dem Weiblichen und aus dem Kaiserlichen des hohen Autors übersetzt: „Ein rechter Patriot muss manchmal auch tüchtig dreinschlagen und die Lüge, die Selbstsucht, das Cliquenwesen, welche unter der Decke der grossen allgemeinen Idee ihr dunkles Spiel treiben, beim Ohre hervorziehen." Wenn ihn dafür dann die Niedertracht bei — Theresia als unpatriotisch verklagt, so möchte man blutige Thränen weinen über den *circulus vitiosus*, in dem sich die Verlogenheit und Verkehrtheit unserer Zustände bewegt.

Die unerfreuliche Veränderung der Zeiten bekundet sich ganz besonders in der Wahrnehmung, dass Erscheinungen des Wiener Lebens gänzlich verblasst sind, welche einst die glänzendsten Farben desselben wie im Spiegel wiederstrahlten. Dazu gehört in erster Linie das Volksdrama. Heute hat Wien — das Wien Raimund's — bekanntlich keine Volksbühne mehr und im Sommer überhaupt nur mehr die k. k. Hofoper. Die einst theaterlustigste Stadt der Welt sieht im Winter das Schauspiel weniger, mit Mühe und Noth sich durchschlagender Privatunternehmungen, die zu Ende der Saison trotz ungeheurer Anstrengungen nicht selten falliren, und des Sommers nichts als die mit ausserordentlichen Kosten lebendig erhaltene Hofbühne, deren halbleere Bänke die Fremden einnehmen. Doch nein! Es existirt ja noch ein Musentempel, der täglich während der schönen Jahreszeit seine Hallen offen hält und trotz glühender Sommerhitze noch immer bis zur Decke vollgepfropft ist — das Fürsttheater im Prater! Das Fürsttheater! Mein Gott! jetzt soll etwa gar dieses noch als Reliquie des echten Wienerthums auf den Altar gehoben werden! — höre ich im Geiste so Manchen ausrufen.

Wir haben nicht den üblen Geschmack, den unsere Widersacher befürchten. Es wäre ja auch wohl eine allzu gewagte

Sache, die Lanze für ein Institut brechen zu wollen, welches das Object der wohlfeilsten Spässe, des bequemsten Spottes unserer entwienerten Gesellschaft Wiens seit Langem geworden ist und an dem jeder Dilettant der „schönen" Literatur sein Müthchen zu kühlen gewohnt ist. Man höhnt und spottet nach Herzenslust: „Da ist Eure Volksbühne, da seht Ihr ihre *beaux restes*, so weit ist sie heruntergekommen! Freut Euch an dem echten Wienerthum, wenn Ihr mögt und könnt." Man hat Parodien der albernen, unbeholfenen Komödien fabricirt, die dort zum Besten gegeben werden, und Lieblinge der „guten" Gesellschaft waren es, die wir als Possenreisser erblickt haben, wie sie die kindische Dramatik jener Bühne lächerlich machten, wo die Verwicklung stets durch eine dicke Brieftasche gelöst wird, aus welcher der reiche Fleischselcher dem „Defraudanten aus Ehre" zweimalhunderttausend Gulden schenkt, damit er das Cassendeficit wieder gutmache, oder, indem ein unbekannter Herr im letzten Act den Helden vor irgend einem drohenden Unheile durch zwei Zeilen rettet, worauf er, von den Eltern und der Braut des Glücklichen um seinen Namen befragt, die Weste mit dem Brillantstern enthüllt und sagt: „Meinen Namen werdet Ihr nie erfahren, ich bin der Kaiser Joseph!"

Spottet nur zu und lacht Euch die Seiten voll über derlei kindische Erfindungen! Ihr habt ja Recht, es liegt ja wirklich die ganze Herabgekommenheit eines vernachlässigten Kunstzweiges in solcher Volkspoesie zu Tage! Von handwerklichen Flickschneidern zugerichtete, auf die Einnahme berechnete, mit rohen Spässen und Trivialitäten gewürzte „Dramen" dieses Kalibers sind ja in der That die mageren Knochen, die vom glänzenden Mahle allein übrig blieben, und Ihr, die Ihr dem Volke heute gar nichts mehr bietet, auf dass es sich erhebe und erfreue in der Feierstunde. Ihr habt ja das volle Recht, Euch über die Stümpereien lustig zu machen, mit denen es sich selber behilft, und könnt hie und da in Euren feinen Cirkeln zur Abwechslung noch recht hübsche Succès erzielen, wenn Ihr die Ungeschlachtheit dieser Muse gut travestirt zum Vortrag bringt!

Und dennoch möchten wir, ob Eures homerischen Gelächters selbst, die Albernheiten des Fürsttheaters nicht so ohneweiters preisgeben. Es scheint vielmehr, als steckte selbst in jenem Zerrbilde hie und da noch ein Zug von Frische, Gesundheit und heimatlichem Sinn, den alle Eure Salonproducte nach fremdem Schick und Schnitt keineswegs enthalten! Versteht uns indess nur recht! Nicht den banalen „Dichtungen" jener Bühne lauschen wir solche Vorzüge ab, aber im Publicum derselben scheinen sie an den Tag zu treten, und es ist dessen höchstes Lob, dass sie sogar derlei grobe Producte in ihm noch zu erweisen vermögen. Sehen wir uns den Schluss solch einer Vorstadtkomödie aus dem Wiener Leben einmal an.

Die Familien des reichen Bäckermeisters Bretzelgruber auf dem Schottenfeld und des ditto reichen und ditto Bäckers Stritzelberger in der Josephstadt sind seit Jahren grimm verfeindet. Schon Shakespeare aber hat das Recept geliefert, wie die Montecchi und Capuletti zu versöhnen seien; Sohn und Tochter beider Häuser lieben sich zum Rasendwerden und endlich, natürlich im letzten Act, nach Kampf und Drangsal aller Art, ist der Widerstand der hartherzigen Väter, die hauptsächlich Geschäftsconcurrenz auseinandergebracht hatte, besiegt, die Heirat bewilligt und beide Bäckereien dem neuen Ehepaare überlassen, während die Alten sich dem verdienten Ruhestand widmen wollen. Die Schlussscene vereint alle Personen des Stückes bis auf den schauderhaft durchgeprügelten Marinelli dieses Dramas beim festlichen Mahle, alles Leid ist vergessen und die Fidelität geht auf hohen Wogen. Die versöhnten Väter legen die Hände der liebenden Dulder in einander und Julie leert statt des Giftbechers das Champagnerglas, — nun sollte wohl der Vorhang fallen, nun hat auch der unersättlichste Zuschauer volle Befriedigung und mag heimgehen?

Jedoch weit gefehlt! Wer so dächte, kennt das Völkchen beim Fürst schlecht! Es fehlt noch etwas sehr Wesentliches und der Strom der Seligkeit und des Enthusiasmus ist mit dem bischen Liebesglück und Versöhnung noch lange nicht

eingedämmt. Vater Bretzelgruber weiss sehr gut, was sich gehört. Nach dem Toast auf die Verlobten füllt er sein Glas von neuem, bringt es dem ehemaligen Todfeinde entgegen, fasst ihn bei der Hand und spricht die geflügelten Worte: „Schau, Bruder Stritzelberger, weil unser Herrgott schon Alles so gut g'macht hat und unsere Kinder a Paarl worden sein und aller Zurn und Hass aus uns verschwunden ist, jetzt denken wir amal an die alten Zeiten, wo wir zwei junge Kerln waren und wie wir dazumal an einander g'hängt sein! Wasst no', wie wir als Deutschmeister bei Novara g'standen sein und die Wälischen g'jagt haben, dass's die Schlapfen verloren haben, und wie uns der Vater Radetzky zug'lacht und g'sagt hat: Brav, meine Kinder! Ja, das waren no' schöne Zeiten, dös vergiss i mei Lebtag nit!" — „Der Vater Radetzky, ja, Recht hast, Bruder, der Radetzky soll leben!" Der feurige Marsch fällt ein und Hurrah, Vivat hoch! braust es im ganzen Zuschauerraume.

Das ist aber noch nicht genug! Der Durst der Begeisterung ist noch nicht völlig gestillt, das weiss wieder der wackere Vater Stritzelberger, denn, nachdem der Jubel sich gelegt hat, ergreift er das Wort und fährt fort: „Gott geb's, dass unser lieb's Oesterreich aus Prüfung und Leid immer zur Freud' und Herrlichkeit auferstehen mag! In der Vergangenheit leuchten ihm schöne Sterne, keiner aber reiner und himmlischer als der Joseph's, unseres Joseph's, des Volksfreundes und grossen Kaisers!" Und nun wird's stiller im Hause, mit angehaltenem Athem lauschen sie der unsterblichen Hymne Haydn's und gehen dann ruhig ihres Weges. Der Enthusiasmus hat sich geklärt und edel befriedigt, die Stimmung der ungebildeten Galeriebesucher in der Praterbude hat nun so ziemliche Aehnlichkeit mit derjenigen, die sie aus der Kirche heimbringen.

Was lehrt diese Wahrnehmung? Sie zeigt uns zunächst allerdings die lahmste, unbeholfenste Mache, die kindischeste Verknüpfung von Dingen, die gar nichts mit einander zu thun haben. Nach der Besiegung aller Hindernisse im Familienzwiste

und nach der glücklichen Vereinigung der Liebenden sind Radetzky und Joseph II. gewiss äusserst überflüssig und von der Verlobungstafel nur mittelst eines so kühnen Sprunges zu erreichen, wie ihn der patriotische Bäckermeister gewagt hat. Dennoch aber protestiren wir dagegen, dass in diesem salto mortale etwa eine blosse Speculation auf die Schwächen des Publicums gesehen würde. Der Ausdruck wäre ungerecht und hart. Plump und unlogisch — vom künstlerischen Moment gar nicht zu reden — folgt und dient der gesuchte Schluss-effect doch einem echten Bedürfniss der Hörer, und zwar einem edlen Drange, der einen tiefen Blick in das Herz unseres Volkes thun lässt. Dieses Volk, dem nie in unserer Literatur und Kunst gegeben wird, was des Volkes ist, das sich gewöhnen musste, seine Gemüthsbewegungen, seinen Enthusiasmus verlacht zu sehen, dem nur immer fremde Ideale vorgepredigt werden, es hat sich mit seinen Göttern in den Prater geflüchtet, wo es mit ihnen einen freilich rohen Cult treibt, aber fast allein noch ziemlich ungestört opfern darf.

Und noch Eines. Wenn sich das Volk diesen Vater Radetzky, von dem ich mir vor Kurzem erst sagen lassen musste, dass sein Feldherrngenie vom heutigen Gesichtspunkte gar nicht so gross erscheine, nicht rauben lassen will, so hat es seine sehr triftigen Gründe. Die ehrsamen Familienväter droben auf der Galerie sind wirklich selber dabei gewesen, als er Oesterreichs Fahnen zum Siege führte, sie haben ein lebendiges Interesse an der Sache, und ihren Frauen und Kindern ist der Name aus dem Munde des Familienober-hauptes heilig geworden. Die neumodischen Herren, welche heute Literatur und Theater regieren, waren anno Novara entweder noch in den Windeln oder in der Ukermark oder in Tarnopol; sie haben freilich kein Herz für dasjenige, was das Herz des alten Wieners und seiner wahren Nachkömmlinge höher schlagen macht. Jene heutzutage tonangebenden Stimmen sagen ihm, dass er sich gar nicht freuen soll über die alten Siege von 1849, sie weisen ihm haarklein nach, wie viel Unheil

daraus entstanden sei, und zeigen deutlich, dass auch für ihn die Stunde des Heils erst bei Sedan geschlagen hat, ja, sie muthen ihm zu, Königgrätz als die Wiege der Befreiung zu preisen, — das beleidigt sein heiligstes Gefühl, das versteht er nicht und, selbst wenn er es versteht, hat er doch den Tact und die Pietät, die alten Ideale hochzuhalten, und ruft den klugen Herren zum Trotze, sobald nur die elektrisirenden Klänge erschallen: „Hoch, Vater Radetzky!"

Beobachtet man dieses Sehnen des Volkes nach idealer Verherrlichung seiner grossen Erinnerungen, so möchte man blutige Thränen darüber weinen, dass ihm der heissbegehrte Trank den Durst nur aus hässlichen Scherben stillen soll! Welche Wirkung, welchen Einfluss hätte ein gutes, künstlerisch gegliedertes Volksdrama aus der heimischen Geschichte bei einem so empfänglichen Volke, das über die leeren Namen seiner Helden, angehängt an eine schale Posse, in der Gesellschaft ordinärer Spässe, bei etwas Musik und bengalischem Feuer, schon in die höchste Ekstase geräth! Man beobachte dagegen das „feine" Publicum, wenn hie und da, ganz zufällig nur, denn in der That gehört es schon zu den grössten Seltenheiten, — wenn also doch einmal ein patriotischer Passus sich auf s e i n e Bühnen verirrt hat, was für peinliche Gesichter da geschnitten werden, wie sie mit resignirtem Ausdruck sitzen und abwarten, bis die Phrase vorüber ist, schier etwa wie ein durchaus nüchterner, nur in's Geschäft verbohrter Geldmensch, der stille halten muss, wenn ihm sein Töchterchen ein in der Schule gelerntes Märchen vorerzählt, und dabei denkt: „Na, in Gottes Namen, jetzt muss ich die Kinderei schon geduldig mitmachen!" — In diesem Sinne also haben wir gerne auch über das vielverlachte Fürsttheater gesprochen; nicht u n s e r e Schuld, dass wir dahin pilgern mussten, um dort auch noch ein Restchen vaterländisches Gefühl auszukundschaften!

Auf dem Boden der bildenden Kunst könnte dem Oberflächlichen leicht die Meinung werden, dass, indem hier ja doch gewiss von Niedergang der vaterländischen Production

nicht die Rede sein könne, auf diesem Felde das stolze Banner der Heimat lustig im frischen Winde flattere. Dem Verfall der Literatur gegenüber feiert die bildende Kunst in Oesterreich zweifelsohne einen reichen Frühling; aber wir dürfen doch auch bei diesem Reichthum fragen: Wer erkennt ihn ehrlich als österreichisch?

Wär's nicht allzu traurig, heimatliche Verdienste todtgeschwiegen zu sehen, man könnte fast nur eine höhere Gerechtigkeit darin erblicken, dass unsere künstlerischen Reformarbeiten heute schon in Deutschland dem Undanke begegnen, deswegen, weil es ihre gerechte Strafe für die Zaghaftigkeit ist, mit der sie nicht wagten, allsogleich die rechte Farbe des Heimatlichen zu bekennen. Die Bestrebungen, an guten alten Mustern den gesunkenen Geschmack zu bilden, Museen, Schulen, Vorträge und Publicationen zu solchem Zwecke zu schaffen, traten zuerst in Wien an's Licht; eine Veredlung der architektonischen Thätigkeit auf Grundlage derselben Principien ist zuerst von dieser Stadt ausgegangen. Unsere kunstindustriellen Museen, Ausstellungen, Kunstgewerbeschulen, Fach- und Fortbildungsschulen und was damit zusammenhängt, wurden die Vorbilder für die Fremde und fleissig nachgeahmt, unsere Schüler sind dort Lehrer geworden und die Söhne der Fremde wurden uns in die Lehre geschickt, bis es dort gelang, das süddeutsche Muster nachzuahmen, ja vielfach selbst zu übertreffen. Und heute, wo Deutschlands Kunstindustrie die österreichische bereits überflügelt hat, wo die Blüthe seiner Architekturthätigkeit jener Wiens beinahe an den Lorbeer zu greifen beginnt, heute kann man in der Literatur des Faches bereits auch jenes unredliche und undankbare Ignoriren der einzigen Quelle wahrnehmen, der auch die Fremde all diesen jungen Glanz schuldet!

Wodurch aber ist es in der Fremde, trotzdem dass sie erst durch den Anstoss, den die Kunstbewegung in Oesterreich erhielt, Alles empfing, möglich, dass sie unseren Antheil und unseren Vortritt verschweigt? Weil wir auch auf dem Gebiet des Kunstschaffens es verschmäht haben, einen eigenthümlichen

Charakter, ein locales Wesen anzustreben. Man spricht zwar von einer Wiener Renaissance, jedoch, die Wiener Schnitzel sind etwas Typischeres als sie und werden in der Fremde in der That schwieriger imitirt als jene Kunstrichtung, denn letztere ist eben keine Richtung, sondern eine Zersplitterung nach allen Seiten. Seit dem allerersten Anfange reformirte man zwar vielfach nützlich und tüchtig, aber im Sinne einer Allerweltskunst, stoppelte Principien von allen Culturvölkern und -Epochen zusammen und erhob diese internationale Theorie, diese akademische Weisheit zur officiellen Lehrvorschrift der neuerstarkten Kunst Oesterreichs. So wenig wir mit Münchens Deutsch-Renaissance-Allotrien, mit Berlins treu festgehaltenem Schinkelcultus sympathisiren, müssen wir doch zugeben, dass in dem Aufbauen ihrer neuesten Richtung auf solchen Traditionen Consequenz, historischer Sinn und Patriotismus zu erblicken ist. Das Uneinheitliche unserer neuen Kunst aber — so hübsch die Einzelheiten an ihr sein mögen — ist so weit von solcher Bedeutung entfernt, als die Harlekinsjacke von einer Volkstracht. Und wie bezeichnend ist es, dass nachdem in der allerjüngsten Zeit unsere Bauthätigkeit und das Kunstgewerbe sich langsam und nach allen erdenklichen Processen einer stilistischen Seelenwanderung endlich einigermassen in den alten Kunstcharakter Oesterreichs hineinzufinden beginnt, dass solches Widerspruch findet — in der eigenen Heimat! Auch hier hatte der heimische Sinn lange nichts zu reden, aber auf dem Felde der Kunst, welche an die Sinne mächtiger herantritt, ist das Bewusstsein unseres Volkes leichter wiederzuwecken gewesen als dort, wo das Wort allein herrscht und der Gedanke.

Wären unsere grossen Baumäcene nicht so manchmal Götzendorfer gewesen, sie hätten sich das stattliche Wohnhaus, Palast, Theater und Villen gewiss keinen Augenblick hellenisch oder im Stil Brunelleschi's oder maurisch gedacht; gäbe es ein stolzes Bürgerthum im alten Geiste, so malten unsere Maler was dessen Welt angehört und keine Beduinen oder norwegische Pastorsfamilien beim Abendgebet. Der Fremde hätte bei uns

nur unsere Welt gefunden, so reich und stolz gepflegt, dass es ihm Bewunderung abgezwungen hätte, aber diese Besonderheit müsste er als solche anerkennen und ausserdem das Seine — selber besorgen!

Eine neue österreichische Architektur und Kunstindustrie mit Beachtung ihrer traditionellen Stilmerkmale hätte ihre Bedeutung für ihr Land allein gesucht und gefunden und dem Fremden weder die Möglichkeit zur Ausbeutung geboten, noch sich den Undank bereitet, dafür noch todtgeschwiegen zu werden. Man hat es bei uns aber recht universal angepackt, hat alle Muster cultivirt, zum erstenmal ausgebeutet, in Theorie und Praxis den Weg auf's möglichst Allgemeine gezeigt und somit Jedem Gelegenheit geboten, dabei zu ernten, was er brauchen kann, auf dass er dann den Acker vergesse, auf dem auch für ihn die Früchte reiften. Indessen, wie es auch kam: Oesterreich hat sich hohen Ruhm mit der Neubelebung jener Fächer bereitet, einen Ruhm, der vielleicht verschwiegen, gewiss aber nicht bestritten werden kann. Und auch zur Kenntniss des Altheimatlichen sind wir ja theilweise erwacht, lassen wir uns nur das Verdienst nicht in althergebrachter Gleichgiltigkeit wieder rauben. Weit gediegener, kenntniss- und geistreicher als das München der Ludwig'schen Aera hat Wien seit einem Menschenalter den Lehrgang fasst aller Architekturstile durchgemacht und damit ganz Europa eine grosse Schule des Geschmackes und der Technik eröffnet; nicht anders war es mit dem Kunstgewerbe. Es ist wahr: wir hätten es auf beiden Gebieten etwas weniger akademisch *ad usum cujusvis* und mehr mit dem Augenmerk auf das Wesen der Heimat betreiben können, aber eine gewaltige, herrliche Leistung ist damit immerhin geliefert und auch der ärgste Gegner muss bekennen, dass es ehrlicher und gemeinnütziger gewiss nicht, wenn auch klüger, hätte gethan werden können.

Ist so Treffliches in den genannten Zweigen nun endlich gelungen, neigt auch die Plastik und die Decorationsmalerei bereits stark zu dem altösterreichischen Kunstgeiste, so vermag sich Historie und Genremalerei, auch die landschaftliche,

noch immer nicht von jener Unentschiedenheit loszureissen, welche ihr die gedankenlose Akademiewirthschaft und der Mangel des heimatlichen Sinnes als Merkmal aufgedrückt haben. Wie Treffliches diese Fächer der österreichischen Kunst bescheeren könnten, das zeigen die Leistungen jener Münchener Künstler, welche, die besten im Kreise des dortigen Schaffens, ihre Wiege auf Oesterreichs Boden hatten und durch bedauerliche Zustände unseres Kunstlebens dem Vaterlande entzogen, nun dort in fremdem Geiste, in einer fremden Stoffwahl zeigen, was sie zu leisten vermögen. Man hat versucht, den Kunstmarkt wieder nach Wien zu ziehen und veranstaltete zu dem Zwecke Ausstellungen, auf denen nichts Anderes zu sehen war, als was die Fremde allerorten bietet, anstatt durch Erscheinungen localen Charakters sowohl die Einheimischen von dem Interesse am Fremden abzuziehen, als die Fremden durch das Originelle derselben auf ein neues Gebiet zu locken. Aber wie könnte ein solcher Versuch gelingen, so lange dem guten Götzendorfer immer nur die Bratwürste und der Senf der Heimat einfallen, daneben er sich etwas Grosses und Edles doch unmöglich vorstellen kann!

Wir haben vor Kurzem einen grossen Künstler zu Grabe getragen, einen der Gottbegnadetsten unter den Helden der Palette: Hans Makart. Von ihm wäre es lächerlich zu sagen, dass er die österreichische Idee im Kunstwerk repräsentirt habe; was er geschaffen, ist nach Inhalt und Gegenstand vielmehr völlig international, neutral, kurz, echt modern charakterlos. Man könnte sagen, der Heros der Farbe war der Farbloseste in Bezug auf den geistigen Gehalt seiner Werke. Und doch war Makart als Individuum, als Mensch und Künstler Oesterreicher kat'exochen. Es ist nicht schwer, das zu beweisen. Mit seinen Tugenden, wie mit seinen Fehlern, — leider noch mehr mit den letzteren, ist er es gewesen. In der Provinzstadt ohne rechte Führung aufgewachsen, empfand er die ersten und für sein ganzes Leben und Schaffen bleibenden Eindrücke an den Kunstwerken solcher Meister der farbenprächtigen, sinnlichfrohen Barocke, wie sie Oesterreichs grösste

Kunstepoche charakterisiren und bestimmt haben. Er blieb zum grossen Theile in dieser Richtung des Decorativen, des Leichten, des auf die Sinne Wirkenden. Von der Schule, von der Akademie und dem fremden Münchener Wesen hat er wenig profitirt, er erwies sich fast ablehnend diesem Princip gegenüber, das der Kunst in Oesterreich von Amtswegen, nach fremden Regeln, stets als Recept des Unterrichts aufgedrängt zu werden pflegt. Er ging seine eigene Bahn, auf der er echt heimatlichen Eigenthümlichkeiten allein Folge leistete. Denn vollkommen den Oesterreicher in der Kunst kennzeichnet seine eminente Freude an Farbe, Glanz und Pracht; und im negativen Sinne wieder sein Mangel an Formsinn, sein zu weit gehendes Schwelgen in der Wirkung des Kunstwerkes auf die Sinne allein und die Unfähigkeit, feste, dramatische Gestalten, präcise Gedanken, endlich gar Tendenzen und Maximen im Kunstwerke auszusprechen.

Wer ihn kannte, den einsilbigen, scheuen Mann, der seine gewaltigen Gaben so gar nicht dazu zu verwerthen wusste, um etwas Anderes durch sie zu erreichen, als den Ausdruck seiner individuellen instinctiven Empfindung; dem die Kraft gänzlich fehlte, aus diesem köstlichen Rohstoff Werkzeuge für sein Volk, Waffen gegen dessen Feinde zu schmieden, der stets nur tändelte und spielte mit einem Riesentalente, welches, wäre es unterstützt gewesen von grosser Bildung, von Gemeinsinn, von Begeisterung für das Ganze, die Kunst Oesterreichs zu dem Glanzpunkte der modernen Production hätte machen können — wer ihn an Stelle dessen sich stets abweisend gegen alles Lernen am Vorhandenen verharren, sich aus dem grossen Leben für sein Volk zurückziehen sah in eine blasirte, dem Modeschwindel gedankenlos fröhnende, sogenannte feine Gesellschaft, anstatt mit aller Macht das ziellose Steuer der heimatlichen Malerkunst nit nerfigem Arm zu ergreifen! eine Beute alberner Schmeichler, ein Opfer ihn ausnützender, talentloser, aber gewandterer Streber. Wer sein allmähliches Verkommen in dieser parfümirten Stickluft einer überzeugungs- und charakterlosen Umgebung beobachtete, der muss mit tiefem

Schmerze von diesem Genius, dem die Götter alle Gaben mit auf den Weg gaben, im leider modernsten Sinne sagen: Er war ein Oesterreicher!

Ist aber an dem bedauerlichen Umstande, dass ein Talent wie dieses und Hunderte neben ihm, den starken Stab nicht finden konnte, den das tiefe Einigkeitsgefühl mit der Heimat allein jedwedem Streben verleiht, — ist daran nicht vielfach die alberne Aengstlichkeit schuld, es könnte etwa der Herr Götzendorfer zu viel zu Bedeutung kommen? Ist nicht die falsche Scham, dass wir zu engherzig auf das Heimische beschränkt werden könnten, immer und ewig der Anlass dazu, dass sich unsere besten Kräfte, aus Furcht vor diesem Vorwurf, lieber in die farb- und charakterlosesten Allotrien verlieren, um schliesslich allen Saft und alle Kraft einzubüssen? Darum auf unseren Kunstausstellungen stets nur Kairo und die Sahara, Geschichtsmotive aus Schweden oder Holland, Einheriar und Wallküren, oder, was am allermeisten diese Schlaffheit kennzeichnet, die stets merkbarere Abwendung von jedem grösseren Kunstgenre überhaupt, in dem sich Männlichkeit und Charakter ausdrücken lassen, und die auffallende Vorliebe für das nichtssagende Stillleben und das rein äusserliche Decorationsstück. In Folge dessen haben unsere Künstler rein aufgehört, mit der Sprache ihres Faches ein Wort mitzureden, in den Geist der Zeit, in die bewegenden Gedanken der Gegenwart; weder die patriotische Idee, noch die Geschichte, noch das sittliche Leben und die Gesellschaft regt sie mehr an, um mit den Mitteln der Darstellung und Schilderung Gutes und Böses, Edles und Gemeines in allen Erscheinungen des Einst wie des Heute ihren Zeitgenossen wie der Zukunft markirend vorzuführen; sie malen und meisseln nur mehr zum Vergnügen der geehrten Gönner. Ihr Werk soll nur mehr ergötzen, das Auge spielend reizen, Zimmerschmuck, kurz, höherer Tand sein, denn die sittliche Kraft ist ihnen längst abhanden gekommen, damit etwas sagen, etwas lehren und zeigen, eine Ueberzeugung aussprechen zu wollen. Wie unsere Bühne längst nicht mehr im Sinne Schiller's, gleichwerthig mit der Kanzel,

ein Ort der Erziehung und Veredlung des Volkes ist, so wurde unsere bildende Kunst nur mehr ein Zeitvertreib, kein Spiegel ihrer Zeit, der ihr Bild, sei es verklärend, sei es warnend, wiedergibt.

Ueberall also ist der beschränkte Kirchthurmpatriot von Götzendorf in Oesterreich gründlich ausgemerzt; um seine Lächerlichkeit trauern wir auch keineswegs. Aber mit den kranken Blättern an der Pflanze wurde auch der gesunde Stamm sammt der Wurzel beinahe ausgerissen. Was als Ersatz dafür kam in Literatur und Kunst, was aus dem Götzendorfer jetzt im internationalen Saloncostüm geworden, scheint uns kein guter Tausch; man wird an das Bekenntniss jenes mit einemmal auf weite Reisen gegangenen Philisters erinnert, der seinen Zustand mit den Worten bezeichnete: „G'lernt hab' i nix, aber arrogant bin i word'n!" — Und darum, verehrter Schatten des grossen Sängers des Ottokar, nimm es nicht übel, wenn ich eine kleine „Rettung" deines Götzendorfers gewagt habe! Er hat ja doch Recht mit seinem ungeschickten Jubel und du musst beigeben, edler Dichter, was du in allerdings gerechtem Unmuth des Herzens an dem Unschuldigen gesündigt!

Und darum nur Muth, ehrlicher Götzendorfer, du literarisch-künstlerischer Hasenfuss mit dem warmen Herzen, dem das Blut aber auch gar zu rasch in die Wangen steigt und ihn schamroth macht zu unrechter Zeit! Gib dem würdigen alten Herrn, der dich so lächerlich gemacht hat mit deinen Bratwürsten, nur die Hand, er ist nicht so böse als du glaubst, und hat schon ganz Anderes geredet, sobald ihn die „Z'widrigkeit" verlassen hatte, in die wir Oesterreicher nur gar zu gerne gerathen, wenn uns die edelsten Absichten täuschen und das ehrlichste Wollen zu Schanden werden lässt. Hat er nicht einmal es als das „Unglück der deutschen Schriftsteller" bezeichnet, „dass Keiner sich mit seiner eigenen Natur hervorwagt, Jeder glaubt, er müsse mehr sein, als er selbst". Von dem Oesterreicher ist es im Sinne der Stammeseigenthümlichkeit nicht minder wahr. Und wenn dich die Zustände in Literatur

und Kunst in deinem Vaterlande gar zu sehr verdriessen, so lass' dir noch was von einem anderen edlen Manne deiner Heimat zum Troste sagen, von dem schnurrigen P. Abraham a Sta. Clara, der neben Schnurren aber auch ein gar heisses Herz für sein Oesterreich im Busen trug. Als die Türkennoth am ärgsten war und Männiglich den Kopf verlor, da erzählte er seinen Andächtigen die schöne Kunde des Evangeliums, wie der Heiland des Jairus Töchterlein zum Leben erweckte. Dann fuhr er fort: „Das Glück wird allemal von den Malern entworfen in Gestalt einer schönen Jungfrau, welche nach vieler kleinmüthiger Leute Aussag gestorben ist in Oesterreich; aber Ihr fehlet gar weit in dem Fall, der Herr sprach: *non est mortua, sed dormit.* Das Glück ist nicht todt, gar nicht, sondern es schläft ein wenig!"

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

II.

WIEN WAR EINE THEATERSTADT.

Ueber keinen Zweig der Kunst ist mehr geschrieben worden, als über das Theater, und über nichts sind wir weniger einig, als über die Bedeutung desselben. Keine andere Erscheinung des öffentlichen Lebens hat jemals das Interesse des Volkes in gleichem Masse wie das Theater zu wecken und festzuhalten gewusst, nichts wurde von den Einen mehr vergöttert und von den Anderen heftiger verdammt, als die theatralische Kunst, und Jedermann hat gegenüber der Schaubühne, die heute die höchsten Blüthen menschlichen Geistes zur Entfaltung bringt und morgen ein Tummelplatz für Gemeines und Niedriges ist, Jeder hat ihr gegenüber seinen eigenen Massstab. Das Theater lebt von der Illusion. Alles, was zu ihm in irgend einem Verhältniss steht, ist dem alltäglichen Masse der Dinge entrückt, und wer für oder gegen das Theater spricht, verfällt naturnothwendig in Uebertreibung. Die Wahrheit geht dabei fast immer verloren und sie ist hier mehr als anderen Erscheinungen gegenüber stets in der Mitte zu suchen.

Welches aber ist diese Mitte? Dem Idealisten ist das Theater ein Tempel, dem Moralisten eine Höhle des Lasters und flachen Alltagsmenschen erscheint es als ein gewöhnlicher Belustigungsort. Wo liegt die Mitte? Friedrich Schiller stellte den Satz auf: „Wer unwidersprechlich beweisen kann, dass die Schaubühne Menschen- und Volks-

bildung bewirkte, hat ihren Rang neben den ersten Anstalten des Staates entschieden." Ist es nöthig, diesen Beweis erst noch zu erbringen? Die Schaubühne, die ihren Beruf erfüllt, war zu allen Zeiten ein höheres Bildungselement für die Völker und sie wird es immerdar bleiben. Die Verlotterung einzelner Theater kann die ethische Bedeutung der ganzen Institution auf die Dauer nicht erschüttern. Die modernen Aesthetiker sprechen der Kunst im Allgemeinen und dem Theater im Besonderen jeden erziehenden Zweck ab und erniedrigen die Künste, indem sie dieselben zu erhöhen glauben, zu einem geistigen Luxus. Aber auch als solcher stünde das gute Theater an erster Stelle, denn die edelsten Geister aller Zeiten haben an seinem Bau mitgeschaffen, und das Schauspiel ist und bleibt das würdigste, das erhebendste Vergnügen für das Volk. Und selbst wenn wir noch eine Stufe herabgehen, wenn wir das Theater blos als eine sociale Institution betrachten, selbst dann bleibt es noch immer der höchsten Beachtung werth, denn es ist heute ein gewaltiger gesellschaftlicher Organismus, der sich über den ganzen Erdkreis ausbreitet und fast eine Million menschlicher Existenzen umspannt.

In diesen drei Momenten liegt die richtige Mitte für die Betrachtung des Theaters, sie markiren den Weg, den Derjenige wandeln müsste, der die Bedeutung der Schaubühne nach jeder Richtung beweisen wollte. Für uns bedarf es dieser Beweisführung nicht, wir setzen die Bedeutung des Gegenstandes, über den wir sprechen wollen, als selbstverständlich voraus, und es genügt uns, den Leser in kurzen Worten an dieselbe erinnert zu haben.

Das deutsche Theater ist eine Welt für sich und man nannte Wien jahrzehntelang das Centrum dieser Welt. Und mit Recht. Hier blühte das Zauberreich des schönen Scheins wie nirgends in den deutschen Landen und die Kunst der Menschendarstellung bildete hier ihre glänzendsten Vertreter. Die zwei grössten deutschen Dramaturgen, Schreyvogel und Laube, führten den stolzen Bau der ersten

deutschen Bühne in Wien auf, und der edle Raimund, der Wiener Aristophanes Nestroy und Andere hoben die Volksbühnen Wiens auf eine früher ungeahnte Höhe. Ganz Deutschland blickte, wenn es vom Theater sprach, nach Wien, denn hier war der Sitz der Regierung des deutschen Theaters. Nun aber steht dieses stolze Wien in Gefahr, decapitalisirt zu werden, aus der Krone Vindobonas fällt Stein um Stein und das Scepter schwankt in ihrer Hand. Wird es ihr völlig entsinken? Und sollen wir ruhig zusehen, wenn es geschieht? Ich denke nein! Aber es ist nicht leicht, gegen den Niedergang des Wiener Theaterlebens anzukämpfen, den tausendfältig sind die Uebelstände, die es dahin gebracht haben, wo es heute ist. Dem geistigen Bankerott, dem unsere Privatbühnen immer mehr anheim fallen, sehen wir den materiellen auf dem Fusse folgen, nein, nicht folgen, wir sehen, dass er ihn begleitet. Seit Jahren schon ist der Personalstatus der Wiener Theater durch eine stehende Figur bereichert, die der „Herr Sequester" genannt wird. Dieser unheimliche Gast functionirte bis in die allerjüngste Zeit als Vertrauensmann der Gläubiger bald an dieser, bald an jener Bühne, manchmal an zweien zugleich — unbeschäftigt war er nie. Ja, man kann ruhig sagen, er ist der einzige, der in den letzten Jahren im Wiener Theaterleben eine gesicherte Position einnahm. Alle anderen Existenzen waren steten Schwankungen unterworfen und hatten jeden Tag Katastrophen zu befürchten. Das Unstäte, das Haltlose der Wiener Theaterverhältnisse drückt sich am schlagendsten darin aus, dass Bukovics, der Director des abgebrannten Stadttheaters, nach vierjähriger Direction der älteste Theaterdirector Wiens war, und dass dies nun Wilbrandt ist, der das Burgtheater erst seit drei Jahren leitet. Wie sollen sich unter solchen Schwankungen künstlerisch geleitete Theaterunternehmungen entwickeln, wie auch nur gute Geschäftsunternehmungen? Stabilität der Verhältnisse ist die erste Bedingung für das Gedeihen eines so grossen Organismus, wie es ein Theater ist, und so lange die nicht wieder bei

uns einkehrt, so lange bleibt das Wiener Theater krank an Leib und Seele. Diese Stabilität aber lässt sich nicht decretiren, sie muss errungen werden durch Selbstzucht und Bescheidenheit der Künstler, durch den Ehrgeiz eines bürgerlichen Pflichtgefühls und ehrliche Arbeit der Directoren, kurz durch weise Einkehr und Reformen.

Leichtsinn, Frivolität, Ueppigkeit und Grössenwahn haben unser Theater dahin gebracht, wo es heute ist. Unser sogenannter volkswirthschaftliche Aufschwung in der vorkrachlichen Zeit stieg auch der Muse des Theaters zu Kopf, sie lag vor dem goldenen Kalb im Staube, berauschte sich mit Operettenfusel und bot ihrem Publicum so lange Sensationen, bis es sich gründlich den Magen verdorben hatte. Das Carl-Theater war unter Ascher eine Musterbühne geworden, es concurrirte im feinen Lustspiel und dem modernen Gesellschaftsstück mit dem Burgtheater, da kam die Operette und das ganze Theater verluderte künstlerisch und moralisch, denn dieser Bastard der Kunst, den ein Börsenjobber mit einer Pariser Cocotte gezeugt haben dürfte, schlug durch und brachte dem Director viel Geld ein. Das Theater, das bis dahin von der Kunst gelebt, verfiel über Nacht der rohen Speculation, dem Fieber des Gelderwerbes. So übernahm es später Jauner, und er führte es im selben Geiste weiter. Auch das Theater an der Wien verfiel dem Opperettenschwindel und es wäre ihm schon damals ausschliesslich ergeben geblieben, wenn nicht wie durch ein Wunder, als Notheinlage zwischen einer durchgefallenen und einer noch nicht genügend vorbereiteten Opperette, „Der Pfarrer von Kirchfeld" Anzengruber's an dieser Bühne an's Licht getreten wäre.

In jener schwindelhaften Zeit riss ein bis dahin ungekannter Toiletten- und Ausstattungsluxus auf den Wiener Bühnen ein und die Gagenforderungen der Schauspieler wuchsen in's Masslose. Auch das Burgtheater und das neu in's Leben getretene Stadttheater Laube's konnten sich diesem Taumel nicht entziehen, namentlich das letztere nicht, das

sich als ein Concurrenzunternehmen des Burgtheaters gab und von Dingelstedt wie ein solches behandelt wurde. Einer überbot den Anderen bei abzuschliessenden Engagements, Einer suchte dem Anderen seine besten Künstler wegzulocken, und wenn es die Erwerbung französischer Stücke galt, da kamen auch die Directoren Jauner und Steiner noch in Betracht, und es bot sich uns nicht einmal das unwürdige Schauspiel dar, dass die Lenker der drei vornehmsten Privatbühnen Wiens sich auf die Jagd nach einer französischen Sensationskomödie machten, nach der auch das Burgtheater auslugte. Das weckte naturgemäss den Hochmuth der französischen Autoren und auch ihre Forderungen wuchsen von Jahr zu Jahr. Selbst die grosse wirthschaftliche Katastrophe von 1873 vermochte diesem Treiben nicht Einhalt zu thun, im Gegentheil, sie steigerte dasselbe, denn das eigentliche Theaterpublicum Wiens war plötzlich verarmt, und es bedurfte noch stärkerer Reizmittel als früher, dasselbe in's Theater zu locken. Und auch als Laube vom Stadttheater zurücktrat, änderte sich dies nicht, ja es steigerte sich abermals um einen Grad, denn nun engagirte das ohnehin am Hungertuch nagende Theater an der Wien mit hohen Gagen einige Mitglieder des Stadttheaters, und alle vier Schauspielhäuser Wiens, das Burgtheater unter Dingelstedt, das Stadttheater unter Bukovics, das Carl-Theater unter Tewele und das Theater an der Wien unter Steiner, machten sich an manchen Abenden im Lustspiel und der französischen Sittenkomödie Concurrenz. All diese Theater spielten dasselbe Genre zu denselben exorbitanten Preisen, die nur ein Publicum in Wien bezahlen kann, und zwar ein Publicum, das gerade zur Füllung eines oder höchstens zweier Theater hinreicht. Dieses Publicum ist höchst anspruchsvoll und es geht natürlich am liebsten in's Burgtheater. Nur ab und zu vermochte es ein anderer Director durch ein Sensationsstück anzulocken. Und zu diesen vier Concurrenten gesellte sich schliesslich auch noch Jauner mit seinem Ringtheater, das mit dem „Rattenfänger von Hameln" er-

öffnet wurde, Beaumarchais' „Figaro", den „Compagnon" von L'Arronge, den „Hergottschnitzer" von Ganghofer und eine Offenbach'sche Operette brachte — vor deren zweiter Vorstellung das Theater in Flammen aufging. Dieses Theater versuchte es, allen anderen, selbst der Hofoper, Concurrenz zu machen, und es würde sicherlich daran gescheitert sein, auch wenn es nicht niedergebrannt wäre. Ihm folgte das Carl-Theater alsbald in den Orkus und das Theater an der Wien kam unter einen Sequester.

Es ist, als ob die Wiener Theatermänner verblendet, als ob ihnen die einfachsten Geschäfts- und Vernunftsbegriffe abhanden gekommen wären. Keiner von ihnen hatte bis heute den Muth, den Finger an die Wunde unseres kranken Theaters zu legen, keiner hat der unseligen Concurrenzwuth der einzelnen Bühnen zu steuern gesucht, keiner hat den grossen Zug der Zeit nach Specialisirung, nach Theilung der Arbeit begriffen. Einer sucht den Anderen im selben Genre zu übertrumpfen, Einer sucht das Publicum des Anderen zu verderben, Einer den Anderen todtzuhetzen, und Alle miteinander stehen sie unter der Herrschaft ihrer Schauspieler, überall regiert Hanswurst. Jener Hanswurst, der ein Liebling des Publicums und der Fluch jedes Ensembles, der die höchstbezahlte Kraft und der künstlerische Ruin jedes ernsthaften Theaters ist, der heute an dieser, morgen an jener Bühne sein Unwesen treibt, der, weil er sich von Allen begehrt sieht, mehr als Alle begehrt, und der, sobald er warm im Nest sitzt und das Publicum für sich hat, voll hochmüthigen Dünkels das ganze Theater tyrannisirt und demselben seine Gesetze vorschreibt.

Dem Allen wäre vorgebeugt an dem Tage, da jedes einzelne Theater sich klar darüber würde, was es will. Eine sachliche Verständigung der Directoren, ein loyales Festhalten an Grundsätzen gegenüber ihren Collegen und dem Publicum, eine einzige energische That könnte hier die segensreichsten Folgen nach sich ziehen. Der Wettkampf dreier Directoren um den Besitz Eines Komikers verdoppelt meist nur die Gagenforderung dieses Mannes, er wirkt auch in demselben

Sinne zurück auf die Verhältnisse des Theaters, von dem er scheidet, und auf die desjenigen, in das er eintritt. Niemand gewinnt dabei als einige Schauspieler, und am meisten leiden darunter die Directoren selbst.

Die Zerfahrenheit der Wiener Theaterverhältnisse wird vielleicht am besten an einem Beispiele klar. Als Jauner noch das Carl-Theater leitete, standen auf dem Repertoire seiner Bühne folgende Stücke: „Fernande", „Die Reise um die Erde", „Angot", „Durch's Ohr" und „Mein Lepold". Diese Bühnenwerke vertheilen sich in Berlin ganz genau auf fünf verschiedene Theater: die französische Effectkomödie wird im Residenztheater, das Ausstattungsstück im Victoriatheater, die Operette im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater gegeben, das feine deutsche Lustspiel gehört der Hofbühne, das spiessbürgerliche, der Schwank und die Posse dem Wallnertheater. Jedes dieser Theater lebt glänzend, keines macht dem anderen Concurrenz, jedes spielt für ein anderes Publicum ein anderes Genre — keines kann die Schauspieler des anderen brauchen. Sollte denn aus diesem Beispiel gar nichts zu lernen sein für unsere Theatermänner? Welch einen Personalstand bedingt nicht ein Repertoire, das demjenigen dieser fünf Bühnen gleichkommt! Wie viel missvergnügte und oft monatelang unbeschäftigte Mitglieder hat ein Wiener Theaterdirector nicht zu bezahlen, wenn er sich z. B. durch Glücksumstände gezwungen sieht, ein Genre mehr als das andere zu cultiviren! „Die Reise um die Erde in achtzig Tagen" stand hundert Tage auf dem Zettel des Carl-Theaters, manche Operette noch länger, und das Personal des Schauspiels, des feinen Lustspiels und des Volksstücks sass missmuthig, unbeschäftigt und vom Publicum vergessen monatelang an der vollen Tafel dieser Erfolge, die den Director zu einem Millionär hätten machen können, wenn er sich vorher auch nur die primitivsten Geschäftsregeln vor Augen gehalten und ein Bischen von jenen Pariser Theatern hätte lernen mögen, von denen er seine Waare bezog, von jenen Bühnen, die auch dem Berliner Theaterleben als Vorbilder gedient haben.

Man darf nicht glauben, dass ich absichtlich ein grelles, vielleicht zufällig meiner Argumentation günstiges Beispiel gewählt habe. Dieser eine Fall ist typisch für das Wiener Theaterleben, er ist der hippokratische Zug, der durch dasselbe geht, er ist der Fels, an dem jedes Wiener Theaterschifflein zerschellt und zerschellen muss. Als Jauner das Ringtheater übernahm, war augenblicklich dieselbe Situation geschaffen, durch die das Carl-Theater für Jahre hinaus zu Grunde gerichtet wurde. Mit dem Ausstattungsstück „Der Rattenfänger von Hameln" wurde begonnen, das classische Lustspiel Beaumarchais', eine Lieblingsidee Dingelstedt's, folgte und dann kamen, wie schon gesagt, der „Compagnon" von L'Arronge, der in's Stadttheater gehörte, der „Hergottschnitzer" Ganghofer's und eine Offenbachiade. Das ist wieder ganz genau das Repertoire jener fünf Berliner Theater, die ich vorhin genannt habe. Und in diesen aufreibenden Concurrenztaumel wurden alle anderen Theater mit hineingerissen, das Burgtheater und die Hofoper nicht ausgenommen! Dingelstedt entwürdigte das Burgtheater durch eine ganze Literatur, die in die Wiener Vorstadt gehörte und von der unsere vornehmste Bühne heute so ziemlich gesäubert ist, er nahm den „Veilchenfresser", den „Bibliothekar", „Krieg im Frieden", den „Hypochonder", „Unsere Frauen", „Wohlthätige Frauen" und wie die Komödien der Herren Moser, Schönthan und L'Arronge alle heissen, er nahm sie den geringeren Theatern aus Revanche dafür weg, dass diese ihm die guten modernen Stücke, wie „Fourchambault", „Ein Fallissement" und andere weggeschnappt hatten. Und so kam die Berliner Vorstadt auf die erste deutsche Bühne! Aber das rächte sich noch nach Jahren. Einige dieser Werke, die im Burgtheater durchfielen, errangen später in weit schlechterer Besetzung im Stadttheater des Herrn Bukovics dauernde und für das Burgtheater beschämende Erfolge. Das gehört mit zu den belehrendsten Erscheinungen, die der Wiener Concurrenztaumel gezeitigt hat. Was die Wiener Hofoper dem Ringtheater Jauner's angethan, ist fast zu kleinlich, um

hier eine Stelle zu verdienen, aber es gehört dennoch hierher. Als Jauner Monate vor Eröffnung seines Theaters mit vollen Backen in die Reclametrompete für seinen „Rattenfänger von Hameln" blies, da liess die Hofoper sich rasch dasselbe Thema unter dem Titel „Der Spielmann" als Ballet bearbeiten und brachte dadurch die Novität Jauner's um allen Reiz. Hierher gehört auch, was Director Steiner seinem Collegen Bukovics angethan. Als dieser „Ciprienne" mit Frau Niemann-Raabe ankündigte, war Steiner sogleich mit einem Gastspiel der Schratt als „Ciprienne" zur Hand, denn er konnte es nicht verwinden, dass Frau Raabe, die früher bei ihm in derselben Rolle gastirte und volle Häuser machte, jetzt im Stadttheater auftrat!

Dass das Theater an der Wien an ganz denselben Erscheinungen wie die Bühne Jauner's krankte, ist nach dem schon Gesagten fast selbstverständlich. Zwischen O. F. Berg'schen Possen und einer Operette wurde „Ciprienne" gegeben, und dann kamen Rosen's Lustspiele und wieder Operetten. Auf Schauspieler wie die Herren Grève und Bassermann, die für 6000 fl. an einem Theater engagirt waren, das nicht leben und nicht sterben konnte, kamen im Laufe eines Winters zwei Rollen! Und Herrn Girardi sah man heute eine verlogene Berg'sche Volksfigur, morgen einen Operettentrottel und übermorgen einen feinen französischen Liebhaber in „Ciprienne" darstellen. Von der Belastung des Hauses mit den hohen Gagen von Schauspielern, die man gar nicht zu beschäftigen wusste, kann man nur mit Hohn sprechen, wenn man weiss, dass die Direction schon zahlungsunfähig war, ehe sie jene Engagements auf drei Jahre abschloss. Die Zustände an diesem Theater waren überaus kläglich! Die Herren Schweighofer und Girardi traten nie auf die Scene, ehe ihnen nicht der Cassier von der Abendeinnahme ihr Honorar in die Garderobe gebracht, und die Gasgesellschaft drohte wiederholt, das Haus nicht zu beleuchten, wenn sie kein Geld erhalte, und einmal hat sie diese Drohung auch ausgeführt. Das Theater musste an diesem Abend geschlossen bleiben. Dass alles dies möglich

gewesen, trotzdem das Haus täglich ausverkauft war, das sollte für unsere Theatermänner denn doch belehrend sein! Dass es dies nicht ist, das wird drastisch illustrirt durch ein Beispiel allerneuesten Datums, durch das Carl-Theater der Direction Mitterwurzer-Tatartzy. Es droht uns hier ganz derselbe Fastnachtsspuk, den schon Jauner, Tewele und Strampfer auf dieser Bühne inscenirten. Mit einer unerhörten Reclame trat dieser kreissende Berg vor uns hin — um eine Maus zu gebären. So crass wie an dieser Bühne hat sich die Zerfahrenheit der Wiener Theatermänner noch nirgends gezeigt, und selbst ein Jauner wächst noch riesengross vor diesen Pygmäen empor. Dieses Theater hat von den zahllosen Stücken jeden Genres, die es angekündigt, thatsächlich erworben: „Torquemada", Tragödie von Victor Hugo, „Opfer um Opfer", Schauspiel von Wildenbruch, „Unehrlich Volk", Trauerspiel von Voss, „Die grosse Glocke", Lustspiel von Blumenthal, Possen und Schwänke von Schönthan, Moser und Rosen, Bauernstücke von Morré und einactige Operetten, es hat für den ganzen April dieses Jahres eine italienische Opern-Stagione abgeschlossen und uns für jede Woche ein classisches Stück versprochen. Und dieses Theater für Alles führte sich als ein Possentheater bei uns ein, es gab nach einander drei Schwänke niederster Sorte, es glaubte mit Schauspielern dritten Ranges „Cabale und Liebe" zu den Burgtheaterpreisen darstellen zu können und warf sogleich die Classiker über Bord, weil nicht ganz Wien Beifall klatschte bei dieser ersten unzulänglichen Vorstellung. Köstlich ist die Planlosigkeit, mit welcher diese Bühne ihr Personal zusammenstellte. Man engagirte fünf tragische Schauspielerinnen und als man „Cabale und Liebe" geben wollte, da hatte man wohl fünf Luisen, aber keine einzige brauchbare Milford. Weiters engagirte das Carl-Theater dreizehn Herren, die gewohnt sind, Liebhaber zu spielen. Drei lösten ihre Contracte und gingen, zehn sind geblieben, und einige davon spielen jetzt Chargen und Charakterrollen. Dagegen hat dieses Theater keinen einzigen ernsten Väterspieler, sieben Naive

und keine einzige Salondame. Eine Rolle, wie z. B. die der Gräfin Autreval im „Damenkrieg", wäre an dieser Bühne für Alles nicht zu besetzen. Die komische Alte müsste sie denn spielen.

Es ist natürlich, dass ein solches Theater, das alle Gebiete der theatralischen Production bebauen will, auf keinem etwas Rechtes leisten, dass es auf jedem blos dilettiren kann. Zu einem Repertoire wird es eine solche Bühne niemals bringen und die verschiedenen Gattungen der dramatischen Kunst werden gesprengt und durcheinandergemengt werden von seinem Personal, das einer wahrhaft künstlerischen Zucht entbehrt. Und die Thatsachen geben mir Recht. Es gehört zu dem Bedürfniss dieses Theaters, seinen ersten Komiker so viel als möglich zu beschäftigen, da derselbe aber in der Operette gross geworden, so verpflanzt er, in das feine Lustspiel gestellt, den Operettenhanswurst in jeden Salon, den er betritt. Aber nicht nur für eine solche Bühne ist es in Wien schwer, sich ein Repertoire zu bilden. Das Theater an der Wien z. B., das über alle Operetten, die je geschrieben wurden, das Verfügungsrecht besitzt, lebt in jeder Saison von irgend einem „Treffer", und wenn der einmal lange auf sich warten lässt, geräth es in die grössten Nöthen, dann greift es zu Raimund, zu modernen Possen, zu Anzengruber. Warum das? Weil diesem Theater wie allen anderen die Stabilität der Verhältnisse fehlt, weil es im Mai geschlossen und jeden Herbst mit einem anderen Personale eröffnet wird und weil unter solchen Umständen die Einstudirung einer alten Operette stets mit denselben Mühen verbunden wäre, wie die einer neuen. Kein Mensch in ganz Wien aber zweifelt daran, dass dieses Theater mit einem guten Operetten-Repertoire glänzend leben könnte, und dieses Repertoire zu schaffen, wäre leicht, wenn das Theater an der Wien sich ganz und gar der Operette zuwenden und auf alle Experimente verzichten würde. Für Alles dies liegt ein Argument von schlagender Beweiskraft in der Thatsache, dass ein Director in Berlin durch dieselben

Operetten, an deren Erfolgen die Direction Steiner in Wien zu Grunde ging, ein reicher Mann geworden ist. Und auch die heutige Direction dieser Bühne wird sich verbluten an ihrer Zerfahrenheit, an ihrem Mangel an künstlerischer Solidität. Sie tappt ebenso im Dunkeln wie alle anderen, denn sie führte jüngst in mangelhafter Besetzung plötzlich Raimund's „Alpenkönig" in derselben Woche auf, in der an allen Wiener Bühnen Volksstücke gegeben wurden! Das ist mehr als talentlos, es ist verblendet. Dabei steht das Theater an der Wien auf den zwei Augen seines ersten Komikers. Lasst diesen Mann erkranken — und die Bude muss geschlossen werden!

Der Theatermann, dem sich bei der Betrachtung solcher Zustände nicht der Gedanke an eine Reorganisation unserer Theater aufdrängt, der wird sich auf dem Wiener Boden weder Lorbeeren noch Geld holen mit einem Theaterunternehmen. Der alte Schlendrian und die Grossmäuligkeit in Theatersachen haben in Wien entschieden abgewirthschaftet und ein wahrhafter Freund des Theaters kann heute nur immer und immer wieder den Ruf erheben: Theilt Euch in die Arbeit! Spielt im Carl-Theater Possen, Schwänke und das spiessbürgerliche Lustspiel, baut meinethalben ein Theater für französische Sensationsdramen, aber vergesst nicht an ein Volkstheater für das Beste und Edelste, das im Volksstück geschaffen wurde, und dem Theater an der Wien lasst, da sie nun einmal nicht todtzuschlagen ist, die Operette! Nur auf diesem Wege können wir zu Kunstinstituten für jedes einzelne Genre, wie Paris und Berlin sie besitzen, und zu billigen Theatern gelangen. Der Etat eines jeden Theaters, das sich auf ein bestimmtes Genre beschränkt, kann sogleich um die Hälfte verringert werden, denn sein Material (die Schauspieler und Sänger) wird ein viel kleineres sein dürfen und es wird auch im Preise sinken, wenn die Concurrenz um dasselbe aufhört oder doch sich vermindert. So lange in Wien nicht alle Theaterdirectoren sich verbinden, so lange sie nicht, anstatt dramaturgisch zu abeuteuern,

wie bisher, zu ehrlichen bürgerlichen Geschäftsunternehmern werden, so lange werden nicht sie, sondern die Schauspieler regieren, und so lange werden sie die Gagen bezahlen müssen, die man von ihnen fordert. Diese Gagen aber sind, bei allem Respect vor den Leistungen unserer Künstler, entschieden zu hoch, sie stehen in einem zu starken Missverhältniss zu allen anderen bürgerlichen Existenzbedingungen. Auch ist es durchaus nicht einleuchtend, warum gerade Wien, das Wien der unaufhörlichen Theatermisèren, den Schauspielern noch heute, wie in der vorkrachlichen Zeit, die höchsten Gagen, die in Deutschland bezahlt werden, bieten soll. Am Berliner Hoftheater sind 12.000 Mark die höchste Gage, am Burgtheater erhalten blutjunge Anfänger zehnjährige Contracte mit steigender Gage von fünf- bis zu siebentausend Gulden, und ein Wiener Vorstadtbonvivant lässt in allen Zeitungen verkünden, das Carl-Theater zahle ihm 14.000 fl. Gage. Wenn vier davon erlogen sind, so bleibt die Summe noch immer eine horrende und man begreift solchen Erscheinungen gegenüber plötzlich, warum dem Volke und dem gesammten Mittelstande von Wien die Theater verschlossen sind, warum in Wien nur Bürsenjobber auf jenen Plätzen sitzen, die in anderen Städten die gebildeten Stände einnehmen, d. h. jene Kreise der Bevölkerung, die einen bürgerlichen Beruf ergriffen haben, die Kaufleute, Gelehrte, Professoren und Lehrer, Privat- oder Staatsbeamte geworden sind und die von einem ganz bestimmten, gewöhnlich nicht sehr hohen Einkommen zu leben haben. Wo ist dieses Publicum in Wien? Die Wenigen, bei denen die Theaterlust so gross ist, dass sie, um dieselbe zu befriedigen, selbst ihrem berechtigten Stolze ein Opfer bringen, diese Wenigen sitzen auf den Gallerien unserer Theater und die Anderen bleiben ihnen ganz ferne. Wenn man von Wien blos nach München geht, kann man in Erstaunen gerathen über die Billigkeit des dortigen Theatervergnügens, und man wird eine ganz andere, der Illusion der Bühne viel günstigere Zusammensetzung des Publicums finden als bei uns — denn

es gibt selbst im Residenztheater Parterresitze zu zwei Mark und Logensitze im ersten Range um denselben Preis. Bei uns kostet ein Sitzplatz auf der allerletzten Gallerie des Burgtheaters sammt der unvermeidlichen, echt wienerischen Vorverkaufsgebühr 1 fl. 30 kr., in dem in der Welt ganz einzig dastehenden Premièren-Abonnement sogar 2 fl. 30 kr. Dazu die Garderobe und ein Theaterzettel — macht (auf der vierten Gallerie!) fast 3 fl. — Garderobe und Theaterzettel! Nur in einem Lande, in dem die Trinkgeldertheorie in einem ehemaligen Minister ihren Vertheidiger gefunden, konnte ein solcher Wucher in so kleinen Dingen einreissen, wie bei uns. Einen Theaterzettel, der nicht den Werth eines Viertelkreuzers repräsentirt, bezahlen wir mit zehn Kreuzern, und die Aufbewahrung eines Regenschirmes, die man in Deutschland um einem Groschen besorgt, kostet bei uns so viel wie der famose Theaterzettel.

Doch ich will denen, die mich vielleicht mit Vergnügen bei der Bekämpfung solcher Geringfügigkeiten angelangt sehen, nicht den Gefallen erweisen, dabei länger zu verweilen. Und ich knüpfe noch einmal bei den Gagen unserer Schauspieler an. Ich weiss sehr wohl, dass ausserordentliche Künstler in den ältesten Zeiten schon ausserordentlich belohnt wurden und dass nicht Wenige als Millionäre gestorben sind. Aber was galten sie im Leben? Diese Künstler waren, zur Schande der Herrschenden sei es gesagt, ein Mittelding zwischen Vagabunden und Sklaven, Spassmachern und Günstlingen, die man königlich belohnte, wenn man königlich gelaunt war, und wie Bettler abfertigte, wenn man es nicht war. Als Menschen, als bürgerliche Existenzen zählten die Schauspieler noch vor Jahrzenten nicht. Aber heute? Der Staat hat längst eine versäumte Pflicht erfüllt und den Schauspieler in alle bürgerlichen Rechte eingesetzt, selbst jene Körperschaft, die am strengsten über ihre Standesehre wacht, selbst das Officierscorps, hat sich dem Schauspieler erschlossen. In allem ist er, und mit Recht, uns anderen Menschenkindern gleichgestellt, seine sociale Stellung ist in ein Verhältniss gebracht zu allen

anderen bürgerlichen Existenzen und sein Einkommen sollte es ebenfalls sein. Ich werde nicht an der Gage einer Wolter mäkeln. Eine solche Künstlerin ist unbezahlbar. Aber es muss gesagt werden, dass die Gagen der Durchschnittskünstler beim Theater in keinem Verhältniss stehen zu den Einnahmen der höchsten Lebenstellungen im Staate. Dies kann vielleicht gerechtfertigt erscheinen bei einem schwankenden Theaterunternehmen, bei einer unsicheren Existenz, nicht aber bei Instituten, wie es unsere beiden Hofbühnen sind. Wie der Beamte, der den kargen Gehalt im sicheren Staatsdienste der vielleicht höheren Dotirung einer unsicheren Privatstellung vorzieht, ebenso sollte der Künstler, der in den Organismus unserer Hoftheater eintritt, seine Forderungen eher herab als höher stimmen müssen. Das Burgtheater ist nicht die erste deutsche Bühne, weil es die höchsten Gagen bezahlt, sondern weil es dasjenige Kunstinstitut ist, zu dem die ganze deutsche Theaterwelt emporblickt. Und dem anzugehören sollte eine so geringe Ehre sein, dass ein echter Künstler darauf verzichten könnte, weil ein minderes und schwankendes Privattheater ihn vielleicht etwas besser bezahlt? Es scheint so. Auch ist das Burgtheater sich dieser seiner Ausnahmsstellung ganz und gar nicht bewusst gegenüber den Schauspielern, die Einlass heischen. Haben wir es doch erst jüngst wieder erlebt, dass ein in Wien plötzlich vacant gewordener Komiker am Burgtheater sogleich ein Engagement zu 10.000 fl. erhielt. Keine Bühne der Welt hätte diesem Manne eine gesicherte Existenz unter solchen Bedingungen geboten, das Burgtheater bot sie ihm. Und es brauchte ihn nicht, denn dieser Schauspieler betrat in den drei ersten Monaten seines Engagements blos zweimal die Bühne!

Man wird mir vielleicht einwenden, dass das, was im Burgtheater, im Hause des Kaisers, nach dieser Richtung geschieht, keinen Menschen zu bekümmern habe. Dieser Standpunkt aber wäre entschieden ein falscher, er wäre nur dann haltbar, wenn das Burgtheater, wie alle übrigen Hofinstitute, dem Publicum gratis geöffnet würde. So lange dieses Theater

zu den theuersten der Welt gehört (ein Parquetsitz kommt im Premièren-Abonnement auf sieben bis acht Gulden!), so lange das Publicum zu seiner Erhaltung beitragen muss, so lange wird man es Niemandem verbieten können, über seine Geldgebahrung zu sprechen, wenn dieselbe eine Vertheuerung des Theatervergnügens überhaupt nach sich ziehen muss. Doch weit mehr als über das Burgtheater liesse sich nach dieser Richtung über die Hofoper sagen. Da gibt es Herren, die einer Primadonna zu Gefallen auf sechs Jahre für die Theaterloge engagirt wurden, denn auf der Bühne sind sie nicht möglich, und Damen mit 9000 fl. Gage, deren Name auf dem Zettel genügt — ein leeres Haus zu machen. Es wird denn auch so selten als möglich Gebrauch gemacht von diesen Namen, und eine solche Sängerin singt im Durchschnitte jährlich kaum zehnmal. Von dem Engagement jener Dame, die vor ihrem Eintritt in die Hofoper in einen Scandalprocess verwickelt war, und die durch eine „Keuschheits"-Commission wieder aus der Oper verdrängt wurde, will ich gar nicht reden. Es sind Einflüsse privater und nicht leicht discutabler Natur, welche solche Versorgungs-Engagements zu Stande bringen an einem Institut, das seine Orchestermitglieder, die fast durchwegs Künstler sind, mit 50 bis 60 fl. Monatsgehalt abfertigt, das aber zwei Ehrengagen zu je 18.000 fl. jährlich bezahlt, denn Ehrenmitglieder nennt man, mit einer Fälschung dieses Begriffes, jene zwei verdienten alten Sänger, die Jedermann kennt. Da Ehrenstellen gewöhnlich nicht dotirt sind, so ist es nach der Auffassung der Wiener Hofoper eine Ehre für sie, zwei Sängern, denen sie durch fünfundzwanzig Jahre 18.000 fl. Gage bezahlte, dieselbe auch jetzt, wo sie nicht mehr leistungsfähig sind, weiterbezahlen zu dürfen. Wenn man bedenkt, dass unsere Sänger ihre hohen Gagenforderungen stets mit dem Hinweis auf die Möglichkeit eines frühzeitigen Stimmverlustes begründen, dann erscheinen diese zwei Riesengagen stimmloser Sänger nach fünfundzwanzigjähriger Thätigkeit erst in ihrer richtigen Beleuchtung. Ich verschliesse mich nicht der Einsicht,

dass die Wiener Hofoper diesen verdienten Mitgliedern gegenüber auf einem lobenswerthen Gefühlsstandpunkt steht und dass sie vollkommen berechtigt wäre, ihn einzunehmen, wenn es in ihrem Hause keine Parias gäbe — die Künstler im Orchester.

Auch andere Verhältnisse gibt es an unseren Hofbühnen, die auf die Dauer unhaltbar und einer dringenden Reform bedürftig sind — die Urlaube der grossen Kräfte mitten in der Saison. Wenn man zurückgeht auf die Entstehungsgeschichte dieser Urlaube, so findet man, dass das Engagement der Frau Wolter den Grundstein zu dieser Unsitte gelegt hat. Laube wollte diese Künstlerin um jeden Preis haben, sie war aber einer Hamburger Bühne contractlich noch für Jahre verpflichtet, und der Director entliess sie nur unter der Bedingung, dass sie alljährlich zu einem einmonatlichen Gastspiel wiederkomme. Laube musste es annehmen. Aber er selbst sagte später, dass er auf das Engagement der Wolter noch für Jahre hinaus verzichtet haben würde, wenn er die Folgen geahnt hätte, die jenes Zugeständniss an die jüngste Kraft des Burgtheaters für das ganze Wiener Theaterleben hatte. Aus einer bitteren Nothwendigkeit wurde alsbald ein System abgeleitet, das zu Gunsten der Schauspieler und zum Nachtheile des Publicums und des Theaters ausgebeutet wurde. Es steht heute in der höchsten Blüthe an der Burg und in der Hofoper, und die letztere, die zehn Primadonnen bezahlt, kam im Laufe der letzten Jahre bei Krankmeldungen einer oder zweier Kräfte wiederholt in solche Nöthen, dass sie fremde Sängerinnen, die in Wien zufällig auf der Durchreise waren, aus dem Hotel holen lassen musste, um Abends eine Vorstellung zu ermöglichen. Und dies betraf Opern, die im Repertoire so fest stehen wie der „Tannhäuser", der „Maskenball" und der „Barbier von Sevilla"! Nur die Hand eines energischen Mannes könnte solchen Missständen an unseren Hofbühnen steuern. Aber an diesem M a n n e fehlt es eben, und nicht nur an den Hoftheatern, es fehlt an allen Theatern Wiens an demselben. Mehr als irgendwo in deutschen Landen, herrscht in Wien

in der Kunst wie im Leben das Weib. Jahrzehnte hindurch wurde namentlich das Wiener Theater von den Frauen beherrscht. Hie Gallmeyer! Hie Geistinger! hiess es in der Vorstadt, und im Burgtheater haben wir seit drei Generationen das Glück, immer eine grosse Tragödin zu besitzen. Man weiss, was das zu bedeuten hat. Selbst im Stadttheater Laube's wusste sich sogleich eine Nebenregierung mit der Tragödin und der Naiven aufzuthun, und Laube ist zum grossen Theil daran gescheitert. Von einem eigentlichen Frauenregiment im Wiener Theaterleben kann man gegenwärtig gerade nicht sprechen, dazu fehlt es uns heute zu sehr an Talenten, und von den Frauen, die nicht durch ihr Talent, sondern durch ihre Meisterschaft in der Liebe im Theater herrschen, reden wir hier nicht..... Jene grossen weiblichen Talente waren ein Fluch und ein Segen zugleich für das Wiener Theater, sie haben es entmannt und berühmt gemacht, und sie haben ihre tiefen Spuren zurückgelassen in Kunst und Literatur. Die Wiener dramatische Production von vielen Jahrzehnten trägt den Stempel dieser Frauenherrschaft. In Frankreich zuerst wurde das Weib fast Alleinherrscherin im Drama, und wir in Oesterreich haben uns am tiefsten vor dieser Mode gebeugt. Unter den Händen eines Franzosen wurde selbst aus dem deutschen Faust eine „Margarethe", und ein Dramatiker der Wiener Schule verarbeitete den gewaltigen Nibelungenstoff zu einer „Kriemhild"-Rolle. An der Entmannung dieser Stoffe ist hier wie dort eine grosse Künstlerin, ein Weib schuld, und der überwältigende Einfluss des Weiblichen in der Wiener Luft ist es, der Grillparzer's ganzes Dichten beherrschte. Oder glaubt man, es sei ein Zufall, dass seine Stücke „Sappho". „Medea", „Esther", „Libussa", „Hero" und „Jüdin von Toledo" heissen? Oder dass Mosenthal in Wien eine „Deborah", „Pietra", „Isabella Orsini", „Parisina", „Madeleine Morel" und eine „Sirene" schrieb? Und im sogenannten Wiener Volksstück sieht es womöglich noch weiblicher aus! Da gibt es eine „leichte", eine „elegante", eine „resolute" und eine „verrückte Person", da finden wir das liebliche Terzett der

„Trutzigen", der „Zwiderwurz'n" und der „Bisgurn". Da gibt es ganze Familien, wie eine „Frau Mama", eine „Jungfer Tante", ein „Blitzmädl" und eine „Alte Schachtel", und dieser Haushalt der dramatischen Volksmuse lässt sich ohne Schwierigkeit auch noch weiter ergänzen durch eine „Gebildete Köchin", eine „Näherin", ein „Alter und ein neuer Dienstbot", eine „Böhmin" u. s. w. u. s. w.! Von der Operette will ich gar nicht reden. Das ist kein Wiener Gewächs, sie wurde importirt und nachgeäfft, selbverständlich mit ausschliesslicher Betonung des Weiblichen. Dass es bei dieser Weiberherrschaft im Wiener Theaterleben manchmal Abende gab, wo an sämmtlichen Wiener Bühnen zugleich Stücke mit weiblichen Titelrollen aufgeführt wurden, wird Niemanden verwundern. Im Winter 1880 sah es in Wien einmal folgendermassen aus:

Hofoper: „Margarethe"; Burgtheater: „Messalina"; Stadttheater: „Kriemhild"; Carl-Theater: „Papas Frau"; Theater an der Wien: „Die hübsche Perserin"; Grey-Theater: „Die Grille".

Unter allen Dramatikern, die in Wien im letzten Menschenalter gelebt und gewirkt, war Heinrich Laube der Einzige, der durchwegs Männerstücke schrieb; jetzt sitzt auf dem Throne des Burgtheaters derjenige Dramatiker der Wiener Schule, der fast ausschliesslich Weiberstücke schreibt. Wem eröffnen sich bei dieser Constatirung einfacher Thatsachen nicht die wunderlichsten Perspectiven? In Norddeutschland ist in den letzten Jahren ein grosses dramatisches Talent aufgetaucht, Wildenbruch, der ausschliesslich Männerstücke schreibt. Er hat es nun bereits dreimal versucht, in Wien festen Fuss zu fassen, aber es will ihm nicht gelingen. Wir besitzen eben nur wenige Schauspieler, die Männer darstellen können, und kein Publicum, das sich für den „Mann" interessirt. Wilbrandt's „Nero" war genau so schlecht wie seine „Messalina", und doch ging jener unter und diese lebt. Das ist charakteristisch.

Aber nicht nur das Weib als Talent hat dem Wiener Theaterleben seinen Stempel aufgedrückt, denn als die

Talente zu fehlen anfingen, da wurde das Weib an sich in Wien ein Ausstattungs- und Prunkstück für die Bühne. Es war in den letzten Jahren bei uns so weit gekommen, dass ein Theater sich mit einem oder zwei weiblichen Talenten behalf und eine Schaar schöner Weiber mit prächtigen Toiletten als Reizmittel engagirte — ohne Gagen natürlich. Der Director fragte eine schöne Dame, die sich bei ihm meldete, nicht mehr, ob sie Talent habe und was sie spielen wolle, er fragte sie, ob sie eine Equipage besitze. Es macht Effect, wenn diese — Künstlerinnen in ihren „Unnumerirten" beim Theater vorfahren, wenn die schöne Larve der platten Talentlosigkeit von der Bühne lächelnd in den Zuschauerraum grüsst, wo ihre Anhänger sitzen. Selbst die anspruchsvollsten dieser Damen begnügen sich mit ganz kleinen Contracten, und einen Rollenstreit gibt es fast nie, denn ihre Erfolge liegen ausserhalb der Bühne. Das war in den letzten Jahren die Signatur von drei Wiener Theatern! Und wie das talentvolle Weib der Wiener dramatischen Production seinen bleibenden Stempel aufgedrückt, so hat auch das — schöne Weib sich bereits in den Rahmen der Stücke selbst eingeschlichen. Man sieht bei jeder neuen Wiener Operette und auch bei dem verkommenen „Volksstück", wie es in der Josefstadt cultivirt wird, ein grosses Verzeichniss von Mädchennamen. Das sind stets Freundinnen der Heldin oder des Helden, und dieselben haben während des Abends ein- oder zweimal in glänzenden Toiletten auf der Bühne zu erscheinen. Sie haben nichts zu sprechen, nur zu repräsentiren. Man nennt diese Figurantinnen „Solodamen". Und nun kommt die Pointe: diejenigen dieser Damen, deren Namen auf dem Zettel gedruckt erscheinen, bezahlen ihre Toiletten selbst, die aber, deren Blösse die Direction unbekleidet lässt, werden zur Strafe für ihre Armuth nicht genannt. Der Theaterzettel ist der Kuppler zwischen Bühne und Zuschauerraum, zwischen dem Herrenpublicum und jenen — Solodamen des Theaters, die dem Director ein Stück ausstatten helfen.

Unter diesen unwürdigen Verhältnissen leidet Niemand mehr als die Kunst und die anständigen Künstlerinnen. Die Gage keiner Einzigen reicht aus zu dem fabelhaften Toilettenluxus, den man von ihr fordert, und jedes Mädchen, das in Wien zum Theater geht, steht in Gefahr, an dieser Klippe zu scheitern. Mit ihrem Talente allein wird sie nie und nimmer zu Bedeutung gelangen! Selbst solche Schauspielerinnen, deren schlechter Ruf nichts zu wünschen übrig liess, brachten es in Wien oft zu 50.000 fl. Schulden bei ihren Schneiderinnen. Und welche Consequenzen zieht dieser wahnsinnige Luxus nicht nach sich! Naive Gemüther fragen verwundert, warum unsere erste Tragödin jedes Jahr nur eine grosse moderne Rolle spielt. Wer da weiss, dass ihre fünf Roben zur „Feodora" 12.000 fl., also eine Jahresgage, verschlungen haben, der wird ihr auch für diese eine Rolle noch dankbar sein. Die Bereicherung des Repertoirs der ersten deutschen Bühne kann nicht bestimmt werden durch das Talent der Dramatiker oder durch die Pflichten, die diese Bühne gegen die zeitgenössische Literatur hat, nein, das Entscheidende dabei ist die Toilettenfrage, denn unsere Tragödin ist nicht nur die grösste Künstlerin Wiens, sie hat auch den Ehrgeiz, die eleganteste Frau dieser Stadt zu sein. Aber gerade sie könnte sich den Luxus gestatten, einfacher als Andere zu erscheinen, gerade sie hätte die Macht in Händen, dem Toilettenwahnsinn im Theater ein Ziel zu setzen. Sie mache sich zur Königin einer Mode, welche die Schlichtheit auf ihre Fahne schreibt, sie halte es unter ihrer Würde, noch ferner mit den — Solodamen unserer Vorstadtbühnen zu concurriren.

Ich habe oben von der materiellen und socialen Stellung der Schauspieler in Wien gesprochen, und es wäre vielleicht hier der Ort, auch über die Stellung der Autoren ein kräftig Wörtlein zu sagen. Aber das würde zu weit führen und das Schuldbuch der Wiener Theaterdirectoren auch noch mit den allgemeinen Schäden des deutschen Theaters belasten. Nur ein Beispiel für viele. Es soll als Stichprobe gelten.

Als Laube das Stadttheater für immer verlassen hatte, da war es die erste Aufgabe seines Nachfolgers, den Etat des Hauses zu entlasten. Und wie fing er das an? Er begann mit den Autoren zu feilschen und setzte im Princip die Tantièmen derselben von zehn auf fünf Procent herab — d. h. die Tantièmen der deutschen Autoren, denn die Franzosen dictirten ihre Bedingungen auch ihm. Mit dieser ersten That war der ganzen Directionsführung ihr Stempel aufgedrückt. Beim Theater denkt eben kein Mensch daran, dass die Bühne von dem geistigen Capitale der dramatischen Schriftsteller lebt, dass vom Ertrage dieses Capitals Ministergehalte an Schauspieler gezahlt und tausende Existenzen geschaffen werden, die fast ausnahmslos denjenigen unserer ernsten Autoren überlegen sind, trotz der zehn Procent, die sie sich nach langen Kämpfen errungen haben. Und ein erstes Wiener Theater strich diesen Männern die Hälfte ihrer Einnahmen! Nur dem Possenschreiber, dem Hanswurst gestand sie Alles zu, was er begehrte. Weiss man, was dies bedeutet? Eine ernste, grosse Arbeit hat, wenn sie überhaupt gegeben wird, ohnehin keine Aussicht, lange zu leben. Sie ist das Stiefkind unserer Zeit und verschwindet gewöhnlich nach einigen Vorstellungen, von einem hohen materiellen Erträgniss für den Verfasser kann also ohnedies keine Rede sein. Wie aber, wenn man dieser Arbeit auch noch einen niedereren Procentsatz von der Einnahme anweist als der Posse? Das heisst das Missverhältniss zwischen Kunst und Handwerk potenziren, und wir werden unter solchen Verhältnissen niemals der Schmach ledig werden, dass unsere preisgekrönten Tragödiendichter hungern, während unsere Possenfabrikanten Millionäre werden.

Und auch nach einer anderen Richtung hat dieses Stadttheater der letzten Aera eine unwürdige Neuerung geschaffen. Als Laube die volksthümlichen Nachmittagsvorstellungen zu halben Preisen einführte, da wählte er die edelsten Stücke seines Repertoires hierzu, denn er gedachte ja für das Volk zu spielen, und er wusste sehr wohl, dass für dieses das

Beste gerade gut genug sei. Das war ein Standpunkt, der jenem gleichkommt, den Schiller vertritt, wenn er die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet. Was aber that Laube's Nachfolger? Er setzte die blödesten Pariser Schandpossen als volksthümliche Vorstellungon an und trug die Pestilenz auch in jene Kreise, die sich zum Glück zu seinen Abendvorstellungen keine Sitze bezahlen konnten. Am Abend durchgefallene französische Stücke, die aber im Vorhinein bezahlt worden waren, gab er Sonntag Nachmittags, um auf seine Kosten zu kommen. Und dieses Vorgehen hat Nachahmung gefunden bei den Idealisten des Carl-Theaters. „Der Vergnügungszug" hiess die zweite Posse dieser Bühne, und dies Stück fiel so gründlich ab, dass es nur an zwei Abenden gegeben werden konnte. Man gab dieses elende Machwerk aber noch an zwei Sonntagen als volksthümliche Vorstellung, trotzdem es so nahe lag, die für den Abend fallengelassenen classischen Stücke am Sonntag Nachmittags aufzuführen. Man ziehe nur einmal die Consequenz aus solchen Erscheinungen. Die ursprünglich edle Absicht Desjenigen, der auf dem Wiener Boden vom Theater herab für die moralische Erziehung des Volkes wirken wollte, ist von seinen Nachäffern in ihr bares Gegentheil verkehrt worden, sie ist untergegangen in dem Sumpfe des Wiener Theaterlebens. Das, was für das Abendpublicum zu schlecht ist, wird jetzt dem Volke vorgesetzt, diejenigen, die ihren Sparpfennig in's Theater tragen, um sich einen Festtag zu machen, werden geprellt und betrogen von den Speculanten, die aus einer sittlichen Idee eine entsittlichende Institution gemacht haben.

An dieser Verkennung des Volksgeistes, der nach Edlem lechzt und die gewaltigste Stütze des Theaters sein würde, wenn man ihn zu finden wüsste, an dieser Verblendung wird das Wiener Theater zu Grunde gehen! Berlin hat ausser den von mir angeführten fünf Bühnen noch fünf, die ernst genommen werden müssen, und dann noch zehn Volks- und Rauchtheater, die zu zwei Groschen den „Lear" und den „Othello" spielen, vielleicht fürchterlich für unsere Begriffe,

aber nicht für die des Volkes, das sich an den Inhalt, nicht an die Form hält. Die breiten Massen der Berliner Bevölkerung strömen in die Theater, weil sie billig sind, die tiefsten Schichten des Volkes bekommen dort die classischen Stücke aller Zeiten um ein Drittel des Preises zu sehen, den der Wiener für die Production einer lasciven Volkssängerin zu entrichten gewohnt ist. Wien, die kunstfroheste deutsche Stadt, die einstige Hauptstadt des deutschen Theaters, hat nur deshalb nicht einmal halb so viel Bühnen als Berlin, weil das Volk nichts von seinem Theaterleben weiss, weil es von demselben ausgeschlossen wurde von den talentlosen Köpfen, die sämmtlich von dem Ehrgeiz besessen sind, für ein- und dasselbe Publicum, für die oberen Eintausend Komödie spielen zu wollen. Wie tief diese Verkennung der Sachlage geht und welche Kreise sie ergriffen hat, das erhellt am besten aus folgendem Vorfalle: Als nach dem Ringtheaterbrande im Parquet des Burgtheaters ein Mittelgang hergestellt werden musste, da sollte der Ausfall an der Tageseinnahme auf irgend eine Art gedeckt werden. Unser Herr Intendant aber hatte trotz seiner finanziellen Vorbildung nicht die Einsicht, den Preis der Logen für Millionärs um einen Gulden zu erhöhen, nein, er nahm dem Publicum der letzten Gallerie auf beiden Seiten einige Bänke seiner Sitzplätze (zu 40 kr.) weg und wandelte sie in „Sperrsitze" (zu 1 fl. 30 kr.) um! So wird in Wien vom Theater herab das kleine Publicum behandelt. Mit einer Consequenz, die ihres Gleichen sucht, erschwert man dem naiven, nach künstlerischen Genüssen dürstenden Publicum aus den Mittelständen den Weg in's Theater. Und man thut dies, trotzdem wir in Wien bereits so weit sind, dass sich zu den von unseren beiden Hoftheatern jüngst so pomphaft angekündigten Novitätenabenden nur etwa 100 Subscribenten fanden, die zusammen 180 Sitze nahmen. Wenn man hört, dass diese 180 Sitze für fünf Vorstellungen 5000 fl. kosteten, und dass diese dem Unternehmen von vornherein garantirte Summe den Herren als so geringfügig erschien, dass das ganze Project fallen gelassen wurde, dann begreift man frei-

lich so Manches. Sechs Gulden für einen Sitz zu bezahlen, ist eben nicht Jedermanns Sache, und sie zu fordern, ehe man sie auch nur die Mühe nahm, ein Programm auszuarbeiten, ist nur in Wien möglich, wo das Theaterwesen von Leuten beherrscht wird, die nicht auf jene Kreise zählen, die den meisten Geschmack besitzen, sondern ausschliesslich auf Jene speculiren, die am Tage einer Première gerade das meiste Geld verdient haben. Dieses Börsenjobberthum in der Kunst hat eine verdiente Niederlage erlitten durch das Scheitern seines Projectes, das ein von den ungeschicktesten Händen in Scene gesetzter Irrthum und ein neuer Besteuerungsversuch an jenen Kreisen war, die ohnehin das famose Premièren-Abonnement zu tragen haben.

Dass all diese verhängnissvollen Irrthümer in Wien begangen werden können, daran trägt zum grossen Theile auch die Wiener Presse Schuld. Jeder Journalist weiss oder könnte alles das wissen, was ich hier ausgesprochen habe, wenn er es wissen wollte. Aber unter unseren grossen Wiener Blättern gibt es kein einziges, das gänzlich unabhängig wäre gegenüber den Theatern, und das Publicum ahnt dies schon längst. Die vornehme und zumeist vernichtende Kritik, die im Feuilleton an den Novitäten geübt wird, weiss nichts vom vielgelesenen Notizentheil des Blattes, und dieser kümmert sich nicht um das Feuilleton. Vorne wird ein Stück „verrissen" und hinten werden die in den Theater-Directionskanzleien abgefassten Reclamenotizen für dasselbe Stück abgedruckt. Und als Aequivalent für diese Dienste gibt es für die ganze Redaction jahraus jahrein Logen und Sitze. Dass die schlechten Stücke der Wiener Journalisten in lächerlichster Weise protegirt und gelobt werden, ist selbstverständlich, doch vieles Andere, das noch geschieht, ist es nicht. Nur wenn man dies Alles weiss, lassen sich manche Erscheinungen im Wiener Theaterleben in ihrer ganzen Hässlichkeit erkennen. Nur wenn man so tief in den Mechanismus unseres öffentlichen Lebens geblickt hat, lässt es sich zum Beispiel begreifen, wie es möglich war, dass seinerzeit der grösste

Theil der Wiener Presse dafür eintrat, der Statthalter möge dem bankerotten Director des Theaters an der Wien auch noch die Concession für das Carl-Theater ertheilen!

Das Capitel von dem Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" will ich nicht schreiben. Dieser Verband wurde zu heftig und mit zu niederen Mitteln von einem Manne bekämpft, mit dem ich mich nicht auf eine Stufe stellen mag. Die „Concordia" veranstaltet häufig Vorstellungen für ihren Pensionsfonds mit Schauspielern und Künstlern, die den Schriftstellern und Journalisten Wiens thatsächlich verpflichtet sind. Wenn dies in seinen Grenzen bleibt, so ist es nur correct. Ich habe an diesen Sensationsvorstellungen etwas ganz Anderes zu tadeln — ihre künstlerische Seite. Die Corruption des guten Geschmackes geht in Wien gerade von jener Stelle aus, die sich das ganze Jahr zum Hüter desselben macht, von den Journalisten und Schriftstellern. Nichts ist diesen Herren exotisch und bizarr genug als Reizmittel für ihre Vorstellungen, und wenn sie einmal den Namen eines wirklichen Dichters an einem solchen Abend auf den Zettel setzen, so thun sie dies nur, um ihn zu missbrauchen. So hat man z. B. eine „Concordia"-Vorstellung des „Verschwender" erlebt, in der die Concerteinlage länger dauerte, als das ganze Stück, das dadurch zu Grunde gerichtet war. Aehnliche Versündigungen gegen den guten Geschmack gab es schon die schwere Menge. Und wenn die Schriftsteller dies selbst verschulden, dann müssen sie auch in die Trompete stossen, wenn die Hofschauspieler für ihren eigenen Pensionsfonds solche ästhetische Barbareien begehen. Man ist heute bereits so weit, dass die Naive des Burgtheaters ausserhalb desselben zu wohlthätigem Zweck nur noch französisch parlirt und die Helden und Liebhaber allerlei Dialekte radebrechen, um zu „ziehen". Liesse sich diesem Unsinn nicht steuern? Das Publicum ist ja längst überreizt von diesen Farcen, gebt ihm zur Abwechslung einmal etwas Gesundes! Das Stadttheater Laube's entstand zum Theil aus einem literarischen Bedürfniss, denn es werden in Deutschland zahlreiche Stücke geschrieben, die

das Burgtheater als Hoftheater nicht bringen kann, und diese Werke zählen nicht zu den schlechtesten. Man denke an „Graf Hammerstein", an „Die Bluthochzeit", an die „Hexe" und andere Bühnenwerke, die in Wien heute noch unbekannt wären ohne das Stadttheater. Da aber dieses nun dahin ist, wer füllt die Lücke aus? In der Burg dürfen jene Stücke nicht gespielt werden, aber die Hofschauspieler dürfen sie an Privatbühnen darstellen! Wie wär's nun, wenn der Pensionsfonds der Schauspieler sich mit dem der Schriftsteller dahin einigen würde, dass künftig solche gesunde deutsche Bühnenwerke grossen Styls zu wohlthätigem Zwecke aufgeführt würden? Dadurch könnten die Wohlthätigkeits-Vorstellungen eine ungeahnte Bedeutung erlangen, der Schriftstellerverein würde eine Pflicht gegen die zeitgenössische Literatur erfüllen und aus einem Geschmacksverderber ein Förderer des Edlen und Grossen im Theater werden. Und was das Geschäft anbelangt, so denke ich, es würde kein schlechtes sein.

An dieser Stelle wäre wohl auch der Ort, über das Verhältniss der „grossen" Wiener Kritik zum Theater eingehend zu sprechen, und ich muss bekennen, ich widerstehe dieser Versuchung nur schwer. Keine Kritik der Welt ist so souverän wie die Wiener, keine so launenhaft und unberechenbar, so gefürchtet wie sie. Die Stimmführer derselben sind zumeist glänzende Stylisten, und sie verstehen es meisterhaft, sich selbst feuilletonisch in Scene zu setzen, wenn sie Andere heruntermachen. Bestechen lässt sich die ernste Wiener Kritik nur durch Höflichkeit. Dies geht jedoch so weit, dass die gefürchtetsten dieser Herren oft die groteskesten Sprünge machen und häufig ihre Autorität gefährden, blos um Jemandem, der ihnen um den Bart gegangen, gefällig zu sein. Als Beispiel hiefür kann das Haupt der Wiener Kritik gelten. Dieser strenge und rücksichtslose Mann, der für unnahbar gilt, thut unter Umständen Alles, was man von ihm haben will. Wie er plötzlich Wilbrandt, den er zehn Jahre lang misshandelte, auf den Schild hob, ist allgemein bekannt. Es war

nur eine Consequenz jenes ersten Schrittes, dass er, sobald Wilbrandt Director des Burgtheaters war, stramm für diesen gegen die Alten und die Regisseure eintrat, die in der Zeit des Interregnums schier in den Himmel gewachsen waren. In welch rücksichtsloser Weise er dies that, erhellt am besten aus der Stelle eines Feuilletons, das er ein Jahr nach dem Directionsantritte Wilbrandt's schrieb. „*In diese Verhältnisse,*" heisst es da, „*mit Tact einzugreifen, aber mit einem Tacte, hinter dem eine unerbittliche Energie steht, scheint uns eine unvermeidliche Aufgabe des neuen Directors zu sein. Und mit dieser Aufgabe hängt eine Erneuerung der abwelkenden Kräfte des Burgtheaters auf das innigste zusammen. Niemand will älter werden, Niemand die Rolle, die er so lange gehalten, aus der Hand geben, Niemand die schöne Freude erleben, sich durch eine jüngere Kraft glücklich ersetzt zu sehen. Unsere jugendlichen Helden werden Grossväter, unsere Heroinen wachsen in den Himmel; man will noch verliebt girren, wenn man doch am Gründonnerstag eine Zierde bei der Fusswaschung sein könnte! Man glaubt im Burgtheater manchmal in Swedenborg's Himmel zu sein, wo die Engel beständig weiter in ihre Jugend zurückgehen und der älteste Engel als der jüngste erscheint. Ein Theater ist aber kein Himmel, selbst das Burgtheater nicht. Wenn hier nicht rechtzeitig eingegriffen wird, so steht zu befürchten, dass das Burgtheater in das neue Haus an der Krücke hinüberwanken werde.*" Diese in der Sache richtigen, aber in der Form geradezu brutalen Angriffe gegen die verdienten Alten des Burgtheaters blieben nicht ohne Folgen. Die ganze Journalistik stimmte ein in das Feldgeschrei: neue, junge Kräfte! Und derselbe Mann, der dies verschuldet, der in verletzendster Form diesen Ruf zuerst erhob, derselbe Mann klagte ein Jahr später, als es wieder galt, Wilbrandt zu vertheidigen: „*Ueber den Kopf Wilbrandt's hinweg wurde das Evangelium der Jugend verkündigt. Fast sämmtliche Frauen im Burgtheater seien zu alt — junge Frauen, junge Mädchen, das müsse man vor Allem haben. Verletzt von solcher Unfreund-*

lichkeit gegen alles Weibliche, das über zwanzig Jahre alt war, schickte Frau Hartmann einen ganzen Stoss Rollen zurück" u. s. w. Der Passus über Frau Hartmann schliesst: „*Trotz ihrer gemüthvollen Neigung zur Leibesfülle hat die Jugend von ihr noch nicht Abschied genommmen: jugendlich sind ihre Augen, jugendlich ihre Stimme*" u. s. w. Ueber Frau Gabillon schreibt unser Kritiker diesmal, dass es von ihr heisse — „*und dies Wort flog geschwätzig durch die ganze Stadt*" — „*sie sei zu alt. Frau Gabillon kann ruhig lächeln über ein sonst so hartes (!) Wort, denn da, wo eine Rolle ihrer Natur entgegenkommt, hat sie es jeden Augenblick in ihrer Gewalt, sich zwanzig Jahre vom Leibe zu spielen.*" Später heisst es in dieser unvergleichlichen Parodie auf das ein Jahr vorher Geschriebene: „*Wenn wir auf die bedeutenden Schauspielerinnen des Burgtheaters hinblicken, so haben wir wahrlich keinen Grund, dem reiferen Alter gram zu sein. Frau Wolter mit ihren unverwelklich schönen Gesichtszügen*" u. s. w.! u. s. w.! Und dieser Mann nannte dieselben Künstlerinnen ein Jahr vorher „Zierden der Fusswaschung am Gründonnerstag", er sprach von der „Krücke", an der sie in's neue Haus hinüberwanken werden!

Das ist die Wiener Kritik in ihrem vornehmsten Vertreter! Launenhaft, brutal, ungerecht, widerspruchsvoll bis zur Lächerlichkeit, aber glänzend geschrieben, bestechend durch Geist, Witz und Bildung. Dieser Mann schwingt das kritische Schwert mit einem Autokratismus, der einzig ist. Heute bohrt er diesen, morgen jenen an und übermorgen erweckt er den heute Erschlagenen wieder zum Leben und setzt ihm die papierene Krone des Eintagsruhmes auf, die er in Wien zu vergeben hat. Er nennt eine junge Debutantin nach ihrer ersten Rolle „das Glück" des Burgtheaters und macht halb Wien verrückt, über die dritte Rolle dieser Schauspielerin aber schreibt er schon nichts mehr, weil er sie nicht loben kann. Das ist — nicht die Wiener Kritik, nein, das wäre zu viel gesagt, es

ist blos ihr markantester Vertreter, der der deutschen Leserwelt noch immer nicht den Genuss bereiten will, seine sämmtlichen Burgtheater-Feuilletons in Buchform herauszugeben. Dieses Mannes absolute Principienlosigkeit in Fragen des Theaters, die souveräne Launenhaftigkeit, mit der er seine Pflichten als Referent erfüllt und die widerspruchsvolle Brutalität, mit der er in Personalfragen stets eingreift, alles das und noch andere Fehler dieser kritischen Grösse würden zu Tage treten, wenn man ihre ganze Thätigkeit einmal überblicken könnte. Dieser Mann opfert einem guten Witze immer die Sache, oft die Existenz eines Menschen, er schreibt anstatt über ein Lustpiel Bauernfeld's ein Feuilleton über das Strumpfband einer darin beschäftigt gewesenen Schauspielerin, er bringt über die „Elektra" des Sophokles keine Zeile und schweigt Wildenbruch's „Karolinger" todt, aber er schreibt sechs Spalten über den Einacter eines Neulings, der ihm zu Gesichte steht, und erwähnt die dreiactige Novität desselben Abends mit keinem Wort. Nie stand ein begabterer Kritiker auf einem so einflussreichen Posten, nie hätte ein einzelner Mann segensreicher wirken können als dieser, und nie nützte dem Wiener Theater Jemand weniger als er, denn niemals war es ihm Ernst mit seinem Amte, und er vorzugsweise züchtete in Wien an Stelle der sachlichen Kritik die geistreiche, die pikante, die giftig-persönliche, die so gefürchtet ist. Ein principielles, ein befruchtendes Wort über das Wiener Theaterleben und seine Schäden floss niemals aus dieser glänzenden Feder! Vielleicht — weil keines darin ist.

Trotz dieser nicht genug zu tadelnden Erscheinung in der Wiener Kritik darf es nicht verkannt werden, dass die Wiener Presse im Allgemeinen das Theater als ihr Schosskind betrachtet und dasselbe manchmal geradezu zärtlich behandelt. Nirgends gedeihen die feuilletonistischen „Theaterpappler" so wie in Wien, nirgends ist die Rubrik für „Theater, Literatur und Kunst" so ausschliesslich dem Theatertratsch gewidmet als wie bei uns (namentlich in den sogenannten

Volksblättern!) und wenn irgendwo für ein volksthümliches Theaterunternehmen der Boden geebnet ist, so ist dies in Wien der Fall. Darum sollten unsere Behörden sich auch viel weniger spröd verhalten gegenüber neuen Theaterunternehmungen, sie sollten die weitgehendsten Zugeständnisse machen, aber ihre Bedingungen dafür stellen. Dass eine Gesellschaft von Millionären, die ein Theater vielleicht wieder nur für Millionäre erbauen will, keinen Anspruch erheben konnte auf die schenkungsweise Ueberlassung eines Bauplatzes, das ist ganz richtig. Aber sollte auch eine Unternehmung für eine Volkbühne diesen Anspruch nicht erheben dürfen? Ich glaube wohl! Ja, ich gehe weiter und sage: Wien selbst soll sich dieses Theater bauen! Das Volk von Wien, das fünfzehn Millionen für ein Haus seiner Stadtväter ausgeben sah, es darf getrost eine einzige Million fordern für einen Kunsttempel zur Erhebung und geistigen Veredlung der Kinder dieser verschwenderischen Väter. Eine Stadt, die sich den Luxus eines so herrlichen Rathhauses gestatten konnte, die sollte sich naturgemäss auch den eines Volkstheaters erlauben dürfen. Kann sie dies nicht, dann war jener stolze Bau die That eines Parvenu, der nicht weiss, dass der innere Comfort eines Hauses seinem Äusseren entsprechen muss, wenn derselbe den Eindruck der Wohlhabenheit und nicht den der Protzigkeit hervorrufen soll. — Dieses Volks-Theater müsste in einem Bezirke von Wien in's Leben gerufen werden, der noch keines besitzt, es müsste ein grosser, vollkommen feuersicherer Bau, ohne Logen und den traditionellen Firlefanz sein, der theuerste Sitz dürfte nicht mehr als einen Gulden kosten und die besten Stücke, classische und solche, die sich volksthümlicher Art nähern, müssten darin gegeben werden. Jenes blasirte Publicum, das unsere anderen Theater füllt, wäre von vornherein aus diesem verbannt, und das würde ihm zum Segen gereichen. Die theatralische Kunst könnte in Wien nur auf diesem Wege wieder das werden, was sie war, ein Factor im Volksleben, ein Quell der Freunde, der Erquickung und Bildung für die Massen. Unser Theater-

leben von heute ist sinnlos organisirt, man mag es vom wirthschaftlichen oder von einem idealeren Standpunkte betrachten. Es gleicht einem Staate, der der materiellen und geistigen Unterstützung des Volkes entbehren zu können meint und allmälig die Missgestalt annahm, nur die Rechte der Starken zu schützen und von der Luxussteuer der Besitzenden leben zu wollen. Jedermann weiss aber, dass die geringste Steuer, auf das Kochsalz des Volkes gelegt, ergiebiger ist als die höchste Besteuerung von Equipagen und Reitpferden, und ein solcher Staat müsste an sich selbst zu Grunde gehen. Und unser heutiges Theater wird in seiner Exclusivität erstarren und einst in sich selbst zerfallen, weil es den erfrischenden Beifall der naiven Gemüther, weil es die Millionen Kreuzer des Volkes missachtet und von den Gulden seiner Parasiten, die es heute erhalten, immerdar leben zu können meint.

Das Wiener Theaterleben braucht frische Impulse — neue Männer, und es wird und muss sie finden. Doch wenn künftig Jemand an die Behörden herantritt um eine Concession für ein grosses Theaterunternehmen in Wien, dann denke man auch daran, das Personal desselben vor Katastrophen, wie wir sie in den letzten Jahren in Wien erlebt haben, zur Noth sicherzustellen. Wer eine Million aufbringt für ein Theater, der kann auch 50.000 fl. bei der Behörde als Sicherstellung für hunderte Menschen deponiren, deren Existenz er mit der seines Theaters verknüpfen will. Und wird diese Bedingung erfüllt, dann sei man verschwenderisch in der Ertheilung von Concessionen! Nur dadurch kann sich auf dem Gebiete des Theaterlebens ein freier und befruchtender Kampf der Kräfte und Talente, die zuversichtlich im Wiener Boden schlummern, entwickeln. Diejenigen aber, die in Wien ein neues Theater in's Leben rufen wollen, die mögen sich Eines vor Augen halten: keine Concurrenz mit den anderen Bühnen, vor Allem keine Concurrenz mit dem Burgtheater! Daran hat sich der populärste und bedeutendste deutsche Dramaturg verblutet und daran würde Jeder zu Grunde gehen, der es

ihm nachthäte. Nicht als ob das Burgtheater so hoch stünde, dass es von vornherein und unter allen Umständen ausgeschlossen wäre, ihm künstlerisch gleichzukommen. O nein! Das Burgtheater besitzt zwar eine ganze Reihe allerersten Kräfte, aber es ist nur deshalb die erste Bühne Deutschlands, weil es keine bessere gibt, nicht weil eine solche undenkbar wäre. Sein Pernonalstand hat die empfindlichsten Lücken und sein Repertoire desgleichen. Dieses Theater, das einst den stolzen Ehrgeiz besass, talentvolle Dramatiker zuerst in die deutsche Literatur einzuführen, es hat ihn längst aufgegeben. Die Initiative in solchen Dingen fällt heute den grossen Stadttheatern Deutschlands zu. Das Burgtheater wählt aus Allem was schon an's Licht getreten, seine Novitäten, und da sollte man glauben, dass nach einer solchen Sichtung nur Gutes und Bleibendes auf eine Bühne gelangen könnte. Dem ist aber nicht so! Nie hat es eine Direction sich bequemer gemacht, nie eine sich weniger den unberechenbaren Consequenzen einer wahrhaftigen Première ausgesetzt, und doch hat keine in drei Jahren eine solche Reihe von Misserfolgen zu verzeichnen als die jetzige. Am kläglichsten war es mit den zwei oder drei Stücken bestellt, die aus demManuscript heraus auf die Bühne sprangen. Es ist, als ob das Burgtheater seinen früheren Ehrgeiz, alles Bedeutende zuerst zu bringen, heute bereits dahin modificirt hätte — nur solche Stücke zuerst zu bringen, die es auch zugleich zuletzt bringen kann.

Und trotzdem muss der Wahlspruch jedes neuen Theaters in Wien lauten: keine Concurrenz mit dem Burgtheater! Einem solchen, durch ein Jahrhundert gefestigten Otganismus, dem die künstlerische Tradition im Hause und das günstige Vorurtheil ausserhalb desselben zu Hilfe kommen, kann, so lange er noch auf der ungewöhnlichen Höhe steht, wie das Burgtheater, keine Concurrenz gemacht werden. Die Pflege eines höheren Repertoires ist in Wien nur noch auf einer Volksbühne denkbar, dessen Eintrittspreise ganz denselben Abstand von denen der Burg aufweisen würden, wie seine künstlerischen Leistungen. —

Da ich nicht die Absicht habe, ein Buch zu schreiben, sondern blos ein Flugblatt über den Wiener Theaterjammer in's Publicum zu schleudern, so halte ich mein Thema für diesmal für erschöpft. Möge man in dem, was ich mit herber Wahrhaftigkeit hier ausgesprochen, einen Mann erkennen, der mit ganzem Herzen an Wien und seinem Theaterleben hängt, der nichts so sehr wünscht, als die Grösse Wiens und einen neuerlichen Aufschwung der dramatischen Kunst in dieser herrlichen Stadt, und möge das prophetische Wort des Abraham a Santa Clara auf das Glück Oesterreichs auch auf dasjenige des Wiener Theaters in seinem heutigen Niedergange anwendbar sein: non est mortua, sed dormit — es ist nicht gestorben, es schläft nur!

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

III.

UNSERE KUNSTPFLEGE!

Es würde überflüssig erscheinen, in unseren Tagen erst beweisen zu wollen, welche wichtige Rolle die bildenden Künste in der culturellen Entwicklung der Völker spielen. Man weiss ja doch heute die schönen Künste und ihren Einfluss auf das Ansehen und den Wohlstand der Nationen zu schätzen? Jeder gebildete Mann, jede gebildete Frau — und wer ist heutzutage nicht gebildet — werden die Zumuthung als eine Beleidigung zurückweisen, dass sie sich nicht lebhaft für Kunst und Künstlerthum interessiren. In allen Kreisen der Gesellschaft wird man die Pflege der Kunst als eine der höchsten Culturaufgaben der Menschheit bezeichnen oder diese Bezeichnung wenigstens stillschweigend gelten lassen, und in jedem Stande, in jeder Berufssphäre wird man heute bereits einzelne Männer finden, welche mit der aufrichtigen Liebe zu den Werken der bildenden Künste auch das Verständniss für dieselben erlangten.

In jedem Stand — Einzelne. Aber es ist erschreckend, bei genauerer Scheidung von Schein und Wirklichkeit zu finden, wie wenig diese Einzelnen summiren; es ist besorgnisserregend zu sehen, auf welch schmaler Basis unser modernes Kunstleben aufgebaut ist.

Allerdings hat man den schönen Künsten auch bei uns allmählich jenen socialen Rang zugewiesen, welcher ihnen gebührt, man achtet und respectirt denselben fast in allen

Classen der Bevölkerung, aber dieser Rang ist doch nur ein leerer Titel, welchem wohl die Achtung, aber nicht die Macht, der Einfluss und sonstige Vortheile einer so hohen Stellung zugute kommen. Wir haben es eben in der Achtung, Werthschätzung und Uebung der Kunst anderen vorangeeilten Nationen und Reichen nachgethan, der Anspornung einzelner begabter und thatkräftiger Männer folgend, aber noch mangelt in vielen Herzen jene Wärme der Empfindung für die Kunst, welche, dem lauen Frühlingsodem gleichend, ihrem Aufblühen gedeihlicher wäre, als alle Hochachtung oder heilige Scheu.

Künstlerisches Empfinden, den Sinn für das Schöne zu wecken, sollte längst eine der ersten Aufgaben der Erziehung sein. Die katholische Kirche hatte, als sie auf dem Höhepunkt ihrer Macht stand, alle Künste um sich versammelt und fast alleinherrschend in ihre Dienste genommen. Nicht nur, wie ihre Gegner sagen, um die Sinne zu bethören, den Verstand zu betäuben, sondern gewiss auch, um durch die Macht des Schönen die Leidenschaften des Menschen zu zähmen, ihre Begierden zu veredeln und auf ein reineres Ziel zu lenken. Die Kirche erfüllt längst diese hohe Mission nicht mehr, ihr ist das Verständniss für die Kunst und für ihre sittliche Bedeutung mehr und mehr verloren gegangen.

Die Kunst ist weltlich geworden, aber kein anderer gleich mächtiger Factor, weder der Staat, noch irgend eine Classe der Gesellschaft, hat sich bei uns um die obdachlose Schöne bemüht, und unsere Liebe zur Kunst ist bisher sehr platonisch geblieben.

Die Kunst unserer Tage hat schwere Zeiten zu überstehen. Sie ist aus ihrem fetten Boden gerissen und in ein steiniges Erdreich versetzt worden, wo sie noch nicht feste Wurzeln zu fassen vermochte. Die Zeiten des Mäcenatenthums sind, wie es scheint, unwiederbringlich verloren, die Kunst ist gezwungen, sich auf die breiten Massen des Volkes zu stützen und findet dort noch gar spärlich freundliche Aufnahme, Nahrung und Schutz.

Und trotz dieser widrigen Umstände hat — ohne Mithilfe, ja fast gegen den Willen unserer vornehmen Gesellschaft —, von einigen kleinen Krystallisationspunkten ausgehend und von einigen günstigen Zufälligkeiten unterstützt, sich in unserer Heimat allmählich eine Kunstthätigkeit entwickelt, welcher man bald Achtung und Anerkennung zollen musste, welche sich von dem dunklen, öden Kunsthimmel der vorhergegangenen Jahrzehnte wie ein leuchtendes Gestirn abhob und unserer stets fröhlichen Hauptstadt trotz sonstiger schwerer Schicksalsschläge zu neuem Glanze und Ruhm verhalf. Nun begann allerdings auch die Mode, welche von dieser neuerstandenen Kunstthätigkeit rasch zu profitiren verstand, sich ihrerseits dankbar zu erweisen und in gewissen Gesellschaftskreisen eine Art von oberflächlichem, spielendem Kunstinteresse zu verbreiten, das, etwa einem neu aufgekommenen feinen Parfum vergleichbar, in jedem Salon zu finden, aber auch von ebenso flüchtiger, unfassbarer Natur ist.

Ja gewiss, es gibt Gesellschaftskreise, in welchen viel, sogar sehr viel von Kunst gesprochen wird, in welchen man selbst von holden Damenlippen geistreiche Bemerkungen hören kann, wie wir sie nur in älteren Auflagen von Kunsthandbüchern zu finden, aber, Gott sei's gedankt, nicht zu suchen gewohnt sind. Man trifft da auch stets einige „Salonkünstler", welche in stiller Erwartung irgend einer Bestellung hier ausharren. Vergebliche Hoffnung! Sie sind ja doch nur geladen, um den herrlichen Dreiklang der Phrase zur Geltung zu bringen, dass sich im Salon N. „Dichter, Gelehrte und Künstler" ein Stelldichein geben. Aber ein Herz für die Kunst hat man dort nicht. Es fehlt das intime Verständniss für sie, wie es nur die wahre, uneigennützige, nichtprahlerische Liebe verleiht. Man liebt hier die bildenden Künste, wie man eben in guter Gesellschaft lieben darf, gleichwie etwa die Salondame auch ihre Liebe zur Musik documentirt, indem sie sich ans Clavier setzt und eine Reihe volltönender Accorde recht graciös und fingerfertig herabspielt, aber ohne jede Empfindung, ohne jegliches Anschmiegen an die Seele des Kunstwerkes.

Dann gibt es noch eine andere Classe von Kunstenthusiasten, welchen man ein gewisses Verständniss, eine wirkliche Neigung zur Kunst nicht absprechen kann, welche in einer Art Wiederglanz des Mäcenatenthums früherer Tage erstrahlen, aber am allerwenigsten fördernd und nutzbringend einzuwirken verstehen auf eine moderne Entfaltung der Kunst. Es sind dies jene Kunstliebhaber, welchen die Kunst als etwas längst Gewesenes, als ein Fabelding aus alten verschwundenen Zeiten erscheint, wie etwa die mächtigen Zauberer und goldhaarigen Feen unserer Märchen, welche vor unserer nüchternen Zeit längst in ferne Welten entflohen. Wir meinen die Alterthumsfexen, bei welchen der Werth des Kunstwerkes im umgekehrten quadratischen Verhältnisse steht zu der Zahl des Jahrhunderts, aus welchem das Object ihrer Bewunderung stammt; bei welchen schliesslich das „Alte" überhaupt identisch wird mit dem „künstlerisch Schönen", und die dann vor Dingen in bewundernde Ekstase gerathen, an welchen sie achtlos oder verachtend vorübergehen würden, wenn sie wüssten, dass sie erst vor wenigen Wochen die Werkstatt des Künstlers oder Handwerkers verliessen. Diese Leute geben viel Geld aus für Dinge, deren Kunstwerth sehr zweifelhaft, wenn nur ihr Alter erweisbar ist — und würden gewiss keinen Heller opfern, wenn er dazu verhelfen sollte, unsere moderne Kunst auf die Höhe jener vielgepriesenen alten zu bringen. Wie selten sind doch die wahren Kunstfreunde, bei welchen nicht Eitelkeit, Prahlsucht oder kindische Liebhabereien die eigentlichen Triebfedern ihres Kunsteifers sind, welche es selbst mit bescheidenen Mitteln verstehen, sich mit einer künstlerisch reinen Atmosphäre zu umgeben.

Wie erstaunlich ist dagegen zu sehen, wie viele der hervorragendsten „Ritter vom Geiste" von einer der grossartigsten Offenbarungen des Menschengeistes — der bildenden Kunst — die geringste, d. h. gar keine Meinung haben; wie verständnisslos sie vor einem Kunstwerke stehen (wenn es nicht zufällig ein schönes Weib zum Vorwurfe hat), wie ihnen höchstens noch das technisch Schwierige daran klar wird und

ihnen einigen Respect einzuflössen vermag und sie schliesslich das „Künstliche" statt dem „Künstlerischen" zu bewundern beginnen. Wie betrübend ist es ferner zu lesen, wenn hie und da — selten genug — in irgend einer Ausschusssitzung des Parlamentes unsere Parlamentarier über Fragen der Kunst Ansichten zum Besten geben, welche man nicht für möglich halten sollte bei Männern, die aus den gebildetsten Kreisen der Bevölkerung hervorgegangen, hervorragende Parteiführer, gewaltige Redner sind, deren Beruf und Pflicht es wäre, sich über alle Factoren des öffentlichen Lebens und deren Bedeutung für den Wohlstand der Bevölkerung, für die Ehre und das Ansehen des Staates genau zu informiren, da sie ja doch ein entscheidendes Wort zu sprechen haben.

Hat sich doch vor Kurzem der unglaubliche Fall ereignet, dass bei der commissionellen Berathung der Baugewerbe-Ordnung im österreichischen Abgeordnetenhause ein Amendement zur Annahme gelangte, aus welchem hervorgeht, dass der Antragsteller und die ihm zustimmende Majorität der Commission keine Ahnung hatten von der Stellung des Architekten, also des Künstlers, zum Baue, indem sie seiner gar nicht gedachten, sondern seine bisherigen Rechte nunmehr den Baumeistern octroyirten und Letzteren wieder das ihnen bisher zustehende Recht, Bauarbeiten in eigener Regie auszuführen, entzogen.

Es ist überhaupt merkwürdig, welchen eigenthümlichen Standpunkt gerade gebildete Laien so häufig der Kunst und den Künstlern gegenüber einnehmen. Jeder gebildete Mann würde es als eine Schande betrachten, sich z. B. bei irgend einem groben historischen oder geographischen Schnitzer ertappen zu lassen, von der Schmach nicht zu reden, welche sich über sein Haupt ergiessen würde, falls er sich des Verbrechens eines orthographischen Fehlers öffentlich schuldig gemacht; seine gänzliche Unwissenheit und Ignoranz in Sachen der Kunst ist aber durchaus nicht im Stande, ihn von der Höhe der „Gebildeten" zu stürzen. Noch weit gefährlicher aber als diese Unwissenden sind für die Kunst diejenigen Laien, in welchen durch irgend einen Zufall — weil sie z. B.

einst Handel mit von der Kunst berührten Objecten getrieben — die Wahnvorstellung erwachte, ein hochentwickeltes Kunstverständniss zu besitzen und die nun dementsprechend ihr Urtheil in Kunstsachen mit dem scharfen Schwerte der Autorität umgürten. Ihre unwissende Umgebung betrachtet dann den Erleuchteten mit heiliger Scheu; jeder Fachmann ist ihnen gegenüber ein unmündiges Kind — die Künstler können ja bekanntlich die Sachen höchstens machen, verstehen aber nichts davon —, er allein ist das wandelnde, lebende Kunstorakel und tritt alles zu Boden, was nicht zu seinen Wahnvorstellungen passt.

Gänzlicher Mangel oder Haltlosigkeit des Urtheiles einerseits, und starrköpfiges Festhalten am Verkehrten, ohne Gründe hiefür zu wissen, andererseits — das sind die Erscheinungen, welchen der Künstler auf Schritt und Tritt begegnet. Die scheinbar so grosse Kunstliebe unserer modernen Gesellschaft ist eben — mit einigen um so ehrenderen Ausnahmen natürlich — nichts als eine Modeheuchelei, ein schöner, funkelnder Aufputz, der aber werthlos und falsch ist.

Wohl gäbe es eine Macht, welche im Stande wäre, einen bessernden Einfluss auf diese Verhältnisse zu üben, eine Grossmacht sogar, wie sie sich selbst gerne nennt, die Presse. Zwar ist diese Macht und ihr Ansehen seit einigen Jahren im Sinken begriffen, aber die Presse ist und bleibt neben der Kanzel und dem Katheder doch immer die einzige Tribüne, von welcher aus die Herzen und Geister tausender Menschen nach einem gemeinsamen Ziele gelenkt werden können. Leider wird diese Tribüne zu häufig von Leuten missbraucht, ohne reelle Ueberzeugung und ohne positives Wissen. Eine gewandte witzige Feder wird höher geschätzt als jahrzehntelanges Studium, eine pikante Lüge mehr als die trockene Mittheilung von Thatsachen; der oberflächliche, raschfertige Leichtsinn schlägt die Gründlichkeit stets siegreich aus dem Felde. Gewiss trifft die Schuld an solchen Verhältnissen zum grössten Theile den Leser selbst, der stets unterhalten und nur unterhalten sein will; aber ebenso gewiss darf die Presse nicht allen idealeren

Anforderungen aus dem Wege gehen, wenn sie nicht darauf verzichten will, eines der werthvollsten Erziehungsmittel des Volkes zu sein, was sie gar wohl sein könnte.

Politik und Börse überwuchern in unseren Zeitungen alle übrigen Interessen der Menschheit; der Parteistandpunkt ist die hohe Warte, von welcher aus alle Dinge und Ereignisse beobachtet, beurtheilt und auch kurzweg verurtheilt werden. Die Parteisache geht über alles, und Jedermann ist strengstens verhalten, sich über Hals und Kopf blindlings in den Parteistandpunkt zu verrennen und Augen und Ohren, Herz und Geist für die Welt und ihre Lehren zu verschliessen. Wer das nicht thut, dem wird Charakterlosigkeit, Beschränktheit und Streberthum vorgeworfen von allen Jenen, welchen eben Politik und Börsenspiel über alles geht. Gerade Politik und Börse haben aber bekanntlich sehr wenig mit der Moral zu thun, und daraus erklärt sich wohl von selbst auch der schlechte moralische Ruf, dessen sich derzeit unsere Tagespresse fast ausnahmslos erfreut und der ihre Macht und die Segnungen der Pressfreiheit mehr untergräbt, als es die reactionärsten Gesetze vermöchten.

Wir besitzen in Oesterreich nur Parteiblätter von Rang und Bedeutung, aber kein einziges Tagesblatt, welches sich ernstlich, gründlich und consequent mit den geistigen Interessen der Menschheit beschäftigt, welches für solche gebildete Leser geschrieben wäre, die sich nicht blos für den Curszettel oder die neuesten Winkelzüge der inneren und äusseren Politik interessiren, ein Blatt, welches seinem Leser nicht blos in der Form eines pikanten Ragouts von allen Ereignissen auf dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Literatur Mittheilung machen würde, ein Blatt, bei dessen Lectüre der Leser sich über politische Misèren zu trösten und sich zu erfreuen vermöchte an dem ununterbrochenen geistigen Fortschritte der Menschheit. Jedes unserer Tagesblätter enthält zwar eine ständige Rubrik unter dem Titel „Theater, Kunst und Literatur", aber diese Rubrik ist bekanntlich vorwiegend dem Theaterklatsche gewidmet. Man würde uns verlachen, würden wir verlangen, dass über jedes

ausgestellte Bild, jede neue Statue, jedes neue Haus dem Lesepublicum ebenso gewissenhaft Bericht erstattet würde, wie über jede neue Rolle eines beliebten Vorstadthanswurstes oder die neuesten Finessen einer Theaterprinzessin — es wäre unbillig, so etwas zu verlangen, aber doch nur aus dem einen Grunde, weil sonst jede Nummer der Zeitung in der Stärke eines Bandes erscheinen müsste.

Es soll durch das Gesagte nicht etwa geleugnet werden, dass unsere Tagesblätter schon in ihrem eigenen Interesse das Bestreben zeigen, auch in puncto Kunst ihren Lesern mit Neuigkeiten aufzuwarten, und es ist auch gar nicht zu bestreiten, dass gerade auf diesem Wege das grosse Publicum am leichtesten für Angelegenheiten der Kunst zu interessiren wäre. Diese „Kunst-Neuigkeiten" sind aber leider ganz im Sinne — man verzeihe dieses unpassende Wort — und in der Art unserer „Tagesneuigkeits - Reporter" verfasst und nur dazu geeignet, dem Publicum, welches ja belehrt werden soll und will, ganz falsche Vorstellungen beizubringen. Ein Beispiel für Viele: Vor Kurzem ging durch alle Wiener Tagesblätter, auch die angesehensten nicht ausgenommen, eine Notiz über die Fortschritte der Arbeiten für den Sockel des Maria Theresia-Monumentes in Wien, welche wörtlich folgenden pyramidalen Satz enthielt: „Die ungewöhnlichen Dimensionen des Monuments erforderten im Fundament eine eigene Art von Canalisation theils zum Versetzen der grossen Steinblöcke, theils zum Abfluss des durch die Fugen dringenden Wassers."

Gewiss „eine eigene Art" von Canalisation, welche zum Versetzen von Steinblöcken dient! Jedenfalls ein Wunder der Technik. Aber was müssen das für merkwürdige Fugen sein, durch welche das Wasser trotz der angedeuteten Grösse der Steinblöcke einzudringen vermag und noch dazu in solchen Massen, dass man zu deren Ableitung eine eigene Canalisation anlegen muss! Leider gibt die Notiz darüber keine Auskunft. Dass in derselben auch die Granitblöcke des Monumentsockels als Marmorblöcke bezeichnet werden, ist gar nicht der

Beachtung werth. Man wird doch nicht verlangen, dass ein „grosses politisches Journal" sich so weit erniedrigt, auch Granit und Marmor von einander unterscheiden zu lernen! Diese unbedeutenden Irrthümer passirten ja auch nur in jenem, nach solchen Proben allerdings mit Recht, missachteten Theil des Blattes, der — gerade von der Mehrzahl des Publicums am eifrigsten gelesen wird. Dafür verschafft man sich dann ein anderesmal in demselben Theile des Blattes das Vergnügen, darüber zu witzeln, dass irgend ein französisches Journal den Eigennamen eines deutschen Generals für einen Ortsnamen hält oder umgekehrt.

Das angeführte Beispiel mag kleinlich erscheinen, aber es wirft ein scharfes Licht auf das nur scheinbare Interesse, welches man in den Kreisen der Presse der Kunst entgegenbringt, statt die hohe Cultur-Mission zu erkennen, welche darin bestünde, wahre Kunstliebe und Kunstverständniss im Volke zu wecken und zu fördern.

Wir haben bei unseren Betrachtungen über die Stellung der bildenden Künste in der modernen Gesellschaft noch einen mächtigen Factor nicht in Rechnung gezogen, der unter Umständen berufen sein könnte, einem glänzenden Aufschwunge der Kunst Bahn zu brechen oder doch die Wege zu ebnen, den modernen Hercules, welchem man immer mehr und mehr Arbeiten aufzubürden geneigt ist — den Staat. Der moderne Staat hat schon längst die Pflege der Kunst als eine seiner heiligen Pflichten erkannt; die staatliche Kunstpflege ist ja der nothwendig gewordene natürliche Ersatz für das dahingeschwundene Mäcenatenthum früherer Zeiten. Doch ist es begreiflich, dass sich auch der Staat den Anschauungen und Gefühlen, welche unsere moderne Gesellschaft der Kunst gegenüber bewegen, nicht leicht zu entziehen vermag. Auch auf ihn passt das Gleichniss von einer mehr platonischen Liebe zur Kunst. Wenn auch von Seite der Künstler eine etwas begehrlichere Neigung vorherrscht, so versteht es der Staat, sie immer wieder züchtiglich in die rechten Grenzen zurückzuweisen und das alte, unfruchtbare Verhältniss auf-

recht zu erhalten. Kunstschulen und Kunstsammlungen wurden und werden gestiftet und erhalten, kleine Stipendien an Jünger der Kunst, Staatsaufträge an bewährte Kräfte vertheilt, wie es der uralte Gebrauch vorschreibt, und alles stets mit weiser Mässigung.

Wir wollen die bisherige Verwaltung staatlicher Kunstpflege nicht mit Vorwürfen überschütten, die insoferne ungerecht wären, als gerade in den letzten Jahrzehnten von dieser Seite verhältnissmässig nicht wenig zum Besten der Künste geschah, wie der Neubau der k. k. Akademie der bildenden Künste, die Gründung des Museums am Stubenring u. dgl. beweisen. Aber mit den alten ererbten Hausmitteln der Akademien und Stipendien kann man (ganz abgesehen davon, dass gerade der Kunstunterricht einer gründlichen Reorganisirung bedürfte) wohl der Kunstthätigkeit wie einer langsam fortglimmenden Glut mühsam ein schwächliches Leben erhalten, wir aber wünschen und brauchen einen kräftigen Lebensodem, der es vermag, diese Glut immer wieder zur flackernden Flamme anzufachen, welche weithin leuchtet und wärmt.

Das Handschreiben des Kaisers, welches vor 27 Jahren die Stadt Wien von ihren beengenden Wällen befreite, war zugleich für die Kunstthätigkeit unserer Heimat der kräftigste Impuls, der ihr seit einem Jahrhundert geworden. Aus dem Schutte dieser Basteien ist unsere ganze moderne Kunstthätigkeit emporgewachsen und der gewonnene Boden gab ihr glücklicherweise auch zugleich reichliche Nahrung. Schon ist der glänzende Ring von Neubauten um die innere Stadt geschlossen, die Monumentalbauten sind fertig oder sehen ihrer nahen Vollendung entgegen, aber wir harren bisher vergeblich auf den Bau von Stadtbahnen und die Niederreissung der Linienwälle, von welchen wir für Wien einen neuerlichen Aufschwung der baulichen und damit der gesammten künstlerischen wie kunstgewerblichen Thätigkeit erwarten.

Man ist sehr leicht geneigt und in allen der Kunst fernstehenden politischen Kreisen gilt es als etwas Selbstverständ-

liches, die Kunst nur als eine Art überflüssigen, den nothwendigen Dingen angehängten Luxus zu betrachten, den sich nur reiche Staaten erlauben dürfen, nachdem die wichtigen Bedürfnisse des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der Militärverwaltung etc. genügend gedeckt sind. Man nimmt an, dass diesen Herrschaften gegenüber die Kunst sich ganz bescheiden ducken müsse wie ein unnützer Esser, dem man aus Mitleid freien Mittagstisch gewährt, und vergisst ganz darauf, dass die bildende Kunst gar wohl im Stande wäre, an der Deckung seiner eigenen, sowie der Bedürfnisse der genannten Ressorts kräftig mitzuarbeiten, sobald man ihr nicht blos ein Almosen hinwirft wie einem Bettler, sondern ihr das gibt, was sie braucht und was ihr gebührt.

Man kann von Jahr zu Jahr die nicht unbedeutenden Summen in den Zeitungen lesen, welche als Staatspreise für die Pferderennen bestimmt sind, weil diese Rennen und deren staatliche Unterstützung angeblich nebst den grossartigen Staatsgestüten, welche für Pferdezucht bestehen, zur Hebung derselben unbedingt nothwendig seien. Nun gut. Aber tief beschämend ist es für uns Künstler, mit diesen jährlich wiederkehrenden „Staatspreisen" die Summen zu vergleichen, welche ebenfalls alljährlich zur Förderung und Weiterbildung talentirter Künstler unter schweren Mühen bewilligt werden. Sind dort die Einsätze hoch, so sind sie es hier nicht minder, wo es sich doch um die Frage handelt, einem Talente zum Durchbruch zu verhelfen oder aber es verkümmern zu lassen. Es dürfte doch unseren Staatsmännern nicht mehr unbekannt geblieben sein, dass die bildende Kunst sich besser wie jeder andere Zweig menschlicher Thätigkeit darauf versteht, neue Werthe zu schaffen, dass sie das Geheimniss besitzt, unedles Materiale in Gold zu verwandeln und noch immer und überall die Summen, welche man ihr zur Verfügung gestellt, mit reichen Zinsen zurückgezahlt hat. Halbe Massregeln freilich haben noch niemals goldene Früchte getragen.

Was bringen unsere Akademien, die Reise- und Preisstipendien dem Staate, der Kunst oder dem Individuum für

Vortheile, wenn Letzteres einfach gar nicht zur Geltendmachung seines Talentes, zur Ausübung seiner tüchtig erlernten Kunst gelangt! Wäre es nicht eine logische Folge, wenn der Staat, welcher mit seinen Mitteln die Ausbildung der Künstler unterstützt, auch dafür Sorge trüge, dass ihnen auch die Ausübung ihrer theuer erworbenen Kunst, die nutzbringende Verwerthung ihres Talentes zu ihrem, wie zum Vortheile des Staates möglich gemacht werde? Und das kann nicht nur durch Schaffung staatlicher Kunstaufträge geschehen, welche grosse Geldsummen verschlingen, sondern viel wirksamer noch durch moralische Unterstützung, durch Förderung des Kunstsinnes im Volke und durch Beseitigung solcher widriger Umstände, welche die Kunstthätigkeit lahmzulegen im Stande sind.

In der Hand des Staates liegt es, einem übermässigen Anwachsen der Kunstjüngerschaft durch sorgfältige Sichtung derselben zu steuern. Die Ausübung der freien Künste kann man und soll man Niemandem verwehren — aber sollen sie deshalb für vogelfrei gelten? Kann der Staat nicht Mittel und Wege finden, auch künstlerische Talente unter seinen mächtigen Schutz zu nehmen?

Hunderte von Aufträgen künstlerischer Natur gehen in Oesterreich jährlich für die Kunst verloren, weil sie in die Hände von Leuten gelangen, welche eine vortreffliche Witterung für das Geschäft besitzen, welchen ihre Kunst so viel freie Zeit lässt, fortwährend auf der Jagd nach neuen Bestellungen zu sein, welche sich auch Künstler nennen, denen aber die Kunst nichts ist als wie „die melkende Kuh, die sie mit Butter versorgt".

Nicht bevormunden soll der Staat seine Bürger, aber er hat sicher das Recht oder vielmehr die Pflicht, in Missstände ordnend einzugreifen, welchen der Einzelne machtlos gegenüber steht, und daher auch die Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Ausübung der Kunst nicht den Händen der Künstler entwunden und von Geschäftsleuten gewerbsmässig betrieben werde, welche die eigentlich schaffenden Künstler dann gnädig in Sold und Arbeit nehmen.

Eine kurze, scheinbare Abschweifung von unserem Thema mag uns beispielsweise zur Beleuchtung solcher Verhältnisse dienen.

Wer mit aufmerksamem Auge die Wandlungen in unserer modernen Zinshaus-Architektur verfolgt, wird mit Staunen bemerken, welche Verwilderung und Verrohung des Geschmackes sich allenthalben breit zu machen versteht. Kurzsichtige Beurtheiler dieser Erscheinung sehen die Ursache derselben in der Stilwandlung — um einen eben nicht passenden, aber doch verständlichen Ausdruck zu gebrauchen —, welche sich in den letzten Jahren an unseren architektonischen Gebilden vollzogen. Sie donnern, höhnen oder geifern gegen den vermaledeiten Zopf, welcher unseren modernen Künstlern plötzlich an den Kopf geflogen kam oder ihnen angebunden wurde und unsere so schöne, massvolle, wienerisch-italienische Früh- oder Spätrenaissance über den Haufen zu werfen droht.

Die Herren sind im Unrecht, der Grund des Uebels liegt anderswo, und wir sind der vielgehassten und doch wieder vielgeliebten Barocke nur zu Dank verpflichtet, dass sie uns diesen Grund aufdecken hilft. Der Schritt, den unsere architektonische Formengebung in den letzten Jahren zur Barocke und zum Rococo gemacht, ist ein vollständig logisches und nothwendiges Glied in der ganzen Entwickelungsreihe unseres modernen Stiles, und ebenso ein Fortschritt wie jeder andere, welcher früher gethan wurde.

Freilich haben wir einzelne Kunstpropheten, für welche der Fortschritt unserer Kunst in der Umkehr liegt. Sie predigen Rückkehr zu den „reinen Formen", obwohl sie uns in ihren Worten und Werken die Aufklärung schuldig bleiben, was sie unter „reinen Formen" verstehen. Wir glauben das Richtigere zu treffen, wenn wir sagen: Das Heil unserer Kunst liegt nicht in der Umkehr zu den sogenannten „reinen Formen", sondern in dem Fortschritte zum Wahren.

Unser Ideal darf keine schön frisirte, wohlgeformte Puppe sein, wenn sie selbst der „schönen Helena" zum Verwechseln ähnlich sehen mag, sobald es uns ernstlich um die Zukunft

unserer Kunst zu thun ist, denn Puppen sind nicht zeugungsfähig, das hat sich seit Schinkel nun schon mehrfach erwiesen.

Es soll uns nicht um ein prächtiges Kleid zu thun sein, welches geschickt alle Mängel des Körpers verdeckt, sondern um den schönen Körper selbst, um einen lebensfähigen, schöngeformten Organismus; und wenn derselbe schon aus mancherlei Rücksichten bekleidet sein muss, so soll er sich die Lappen zu seinem Kleide herholen, wo er will, aber er soll sie seinem Körper anpassen und weder in das erborgte Kleid eines Anderen schlüpfen, noch auch sich mit unnöthigem Firlefanz oder närrischem Putz behängen. Nach unserer Meinung darf daher der Stil keines bestimmten Jahrhunderts unser Abgott sein, der keinen anderen neben sich duldet; sondern es sollen vielmehr alle vergangenen Jahrhunderte unsere Lehrmeister und alle Stilrichtungen Objecte unseres Studiums sein. Die griechische wie die römische Antike, aber ebensogut die constructionsgewaltige Baukunst des Mittelalters, die Früh- und Spätrenaissance, aber ebensogut die Barocke und das Rococo, welche ja auch in sehr vieler Hinsicht einen heute nicht mehr geleugneten Fortschritt gegen die früher genannten Richtungen bedeuten.

Bekanntlich hängt aber der Erfolg eines Unterrichtes nicht allein vom Lehrmeister, sondern auch einigermassen von dem Talente und dem Fleisse des Schülers ab. Ganz unbedeutende Meister, von welchen sonst die Kunstgeschichte kaum Notiz nehmen würde, haben bekanntlich die grössten Schüler gehabt, und umgekehrt haben die grössten Meister nicht lauter hervorragende Schüler erzogen, wenn sie es auch in der Regel verstanden, eine Anzahl sonst vielleicht unbekannt gebliebener Talente zu wecken, indem sie ihnen „Geist von ihrem Geiste" einzuhauchen verstanden.

In den elementaren Wissenschaften gibt es gewisse Klippen, welche als Probsteine für das Talent des Schülers gelten. Die Minderbegabten kommen nicht oder doch sehr schwer darüber hinweg. Die Barocke nun ist zu einem solchen Probstein für die

Begabung und das fleissige Studium unserer modernen Architekten geworden. Wir haben noch weit, auf dem Wege uns eine selbstständige, selbstbewusste Kunstrichtung zu schaffen; noch sind wir mit den elementaren Studien früherer Kunstepochen und dem Nachahmen derselben nicht fertig, und schon kommt eine Anzahl unserer ausübenden Künstler über das allerdings schwierigste Problem dieses Studiums nicht hinweg. Sie verstehen die Aufgabe nicht zu erfassen, verwechseln das Unwesentliche mit dem Wesentlichen, vertiefen sich in das Nebensächliche und übersehen die Hauptsache. Es scheint, dass ihnen noch der Correpetitor fehlt, der ihnen die Sache handgerecht zu machen versteht.

Diese Erscheinung wirft aber ein sehr bedenkliches Licht auf unsere jüngere Künstlergeneration. Sollte es derselben so sehr an Talent mangeln? Sollten aus unseren grossen und berühmten Meisterschulen lauter Pigmäen hervorgegangen sein, nicht fähig, das grosse Werk weiterzuführen, das ihre Lehrer begonnen? Mit nichten. Die grosse Kunstbewegung, welche in den letzten Jahrzehnten durch unser Vaterland gegangen, hat auch eine Schaar wohlgebildeter, tüchtiger junger Talente erzogen, welche durch ein gründliches Studium, wie es kaum ein anderes Zeitalter zu bieten vermochte, in den Grundsätzen der Kunst gefestigt, wohl im Stande wären, unsere moderne Kunst nicht nur vor dem Verfalle zu schützen, sondern auch weiter zu leiten auf der Bahn des Fortschrittes. Aber ein herbes Schicksal hat diese Leute getroffen. Sie, welche mit Begeisterung den Fussstapfen ihrer Lehrer folgten, welche in Italien wie in deutschen Landen eifrig den Spuren alter Kunst nachgegangen sind und sich erträumten, mit ihren Armen den stolzen Bau der neuen Kunst aufrichten helfen zu dürfen — sie müssen müssig die Hände in den Schoss legen, ihren Witz an kleinlichen Aufgaben müde arbeiten oder sich als Beamte oder Lehrer verdingen, um sich als solche mehr und mehr ihrem einstigen Ideale, dem sie die Kraft und die Hoffnung der Jugend gewidmet, der Kunst, zu entfremden. Währenddem verstehen es die geschäftskundigen Routiniers,

im Bunde mit der geschilderten Kunstliebe und dem Kunstverständnisse unserer modernen Gesellschaft, sich immer mehr breit zu machen, eine Reihe von Kunstaufträgen an sich zu reissen und geschäftsmässig zu „erledigen". Die Bequemeren von ihnen begnügen sich mit schablonenhafter Copirung und falscher Anwendung verbrauchter Motive; die Ehrgeizigeren aber gehen, um ihr Geschäft in voller Blüthe zu erhalten, daran, ohne Verständniss von dem Wesen und der Bedeutung der Kunstformen durch die bizarrsten und kühnsten Experimente das Publicum zu verblüffen.

Das sind die wahren Ursachen, warum sich in der architektonischen Entwickelung Wiens neuerdings so bedenkliche Erscheinungen zeigen. Die jüngere Künstlergeneration aber, welcher es darum zu thun wäre, ihr mühsam errungenes Wissen und Können ehrlich und rechtschaffen zur Geltung zu bringen, ohne aber dazu gelangen zu können, muss Protest einlegen gegen den möglichen Irrthum, dass man ihr Können und Wollen etwa mit den Stümpereien jener „Schnellkünstler" identificire, welche, den Concertzeichnern gleich, ihre Werke dutzendweise vor dem erstaunten Publicum erzeugen, um sich den Beifall und das Geld der Menge zu holen. Von den künstlerisch Strebenden der jungen Generation ist es nur sehr, sehr Wenigen gelungen, sich Geltung zu verschaffen, und deren Arbeiten verschwinden in der Menge der Hanswurstiaden ihrer speculativen Concurrenten, und *unsere moderne Kunst ist nicht mehr der volle Ausdruck unseres Könnens.*

Und nun fragen wir wieder: Ist es nicht Aufgabe des Staates, dafür zu sorgen, dass ihm solche Verhältnisse nicht verborgen bleiben? Ist es nicht seine Pflicht, Mittel und Wege zu suchen, wie denselben zu steuern wäre?

Es ist nicht *unsere* Aufgabe, solche Mittel zu finden, aber auf **Eines** müssen wir doch hinweisen, weil es so alt als einfach und naheliegend ist und weil seine Wichtigkeit in den meisten Staaten ausser Oesterreich bereits längst erkannt und erprobt wurde. Wir meinen eine *Regelung*

und eifrige Pflege des Concurrenzwesens in der Kunst. Wir wissen gar wohl, damit kein Universalheilmittel für alle Schäden unseres Kunstlebens bezeichnet zu haben, obwohl es nahe an ein solches hinanreicht; wir wollen den massgebenden Factoren durchaus die Freude nicht rauben, noch andere Mittel zur wirksamen Pflege der Kunst zu suchen und zu finden; aber das künstlerische Concurrenzwesen ist in Oesterreich in einer Weise vernachlässigt, wie es sich mit den gerechten Anforderungen der Künstler nicht länger verträgt, denn die öffentlichen, allgemeinen Concurrenzen sind, wenn sie ehrlich gehandhabt werden, auch das ehrlichste Mittel zur Förderung der Talente — das ehrlichste und deshalb das beste. Wir müssen hinzufügen: für den Künstler zugleich das herbste; denn es ist ein Kampf, ein Ringen von Hunderten oft gegeneinander, und nur Einer kann siegen! Und jeder der Streiter trägt die Sorge im Herzen, ob auch Sonne und Wind gleich vertheilt sei zwischen den Kämpfenden und ob nicht Einer oder Manche derselben sich verborgener, unerlaubter Waffen bedienen! Wir haben auch gar nichts dagegen, wenn man Dem oder Jenem, der in die glückliche Lage kam, seine Begabung unzweifelhaft zu erweisen, einen Auftrag zukommen lässt, ohne dass er ihn — ernstlich oder zum Schein — den Anderen im offenen Turnier abringen muss; aber man darf auch dieser Anderen, weniger vom Zufall Begünstigten, darob nicht vergessen, und da bleibt die allgemeine Concurrenz, so lange nicht neue, bisher unbekannte Mittel hierzu gefunden werden, noch immer das Beste, verborgene Talente an die Oberfläche zu tragen.

Nicht jeder Künstler hat ja einen gefälligen, einflussreichen Vetter oder detto Tante, welche sein Talent erkennen — auch wenn es noch ganz im Verborgenen blüht. Nicht jeder Künstler hat, gottlob, so wenig Mannesstolz, dass er durch seine „gesellschaftlichen Talente" und durch Frauengunst sich Erwerb und Ruhm zu sichern versteht. Nicht jeder junge Künstler kann gleich auf eigene Faust Unternehmer werden und sich selbst mit Aufträgen beehren, es sei denn,

man wolle es gleich zum Staatsgrundgesetze erheben, dass nur reicher Leute Kinder sich der künstlerischen Laufbahn widmen dürfen. Hat sich ja auch bereits die sonderbare Idee geregt, dass nur vermögliche Leute für eine höhere wissenschaftliche Carrière prädestinirt seien, als ob nicht gerade darin der Keim der gefahrdrohenden und immer mehr um sich greifenden Feindseligkeiten zwischen den armen, arbeitenden Classen und dem Capitale läge, dass eben dem in Dürftigkeit Geborenen immer mehr und mehr die Möglichkeit und sogar die Hoffnung genommen wird, sich oder seine Kinder durch ehrliche Arbeit und ohne Umsturz der Gesellschaft auf eine höhere sociale Stufe zu heben.

Wie also soll der junge Künstler, der weder einflussreiche Verwandte, noch ein Vermögen hat, noch sich an der Weiber Rockfalten hängen will und trotzdem mehr Talent haben kann als Jene, welchen die genannten Hilfsmittel zur Verfügung stehen, wie soll ein solcher junger Künstler sich Bahn brechen können?

Ein Maler kann vielleicht noch zur Noth neben seinem Broterwerb ein Bild für die Ausstellung malen, wodurch man möglicherweise auf ihn aufmerksam wird; einem Bildhauer dürfte aber ein ähnliches Vorgehen schon sehr schwer gelingen, gänzlich unmöglich aber ist es dem Architekten.

Der einfache natürliche Weg, den ein Künstler früherer Zeiten geschritten, dessen Sinnen und Trachten in seiner Jugend nur darnach ging, in das Atelier eines grossen und berühmten Meisters zu gelangen, um dort etwas Tüchtiges zu lernen, und der dann auch sicher war, an das Ziel seines Strebens zu gelangen, wenn er nur ernsthaft bei der Sache blieb, dieser einfache Weg ist in unserem Zeitalter der Eisenbahnen unpraktikabel geworden. Die grossen Kunstmäcene, mögen sie nun Päpste und Bischöfe, Könige und Fürsten oder reiche Privatleute und kunstsinnige Städte gewesen sein, welche in den Ateliers der grössen Meister Bescheid wussten und sich aus deren Schule die ihnen sympathischen Künstler beriefen, diese Kunstmäcene haben aufgehört zu existiren, und

wir müssen endlich einmal anfangen, mit dieser nicht mehr zu leugnenden Thatsache ernstlich zu rechnen.

Der protectionslose Kunstjünger tritt heutzutage — nicht zu jung an Jahren — aus der Schule, die ihn mit grossen Hoffnungen, viel Selbstbewusstsein und einem enormen Ballast theoretischer Kenntnisse erfüllte, hinaus in das Chaos des öffentlichen Lebens. Niemand kennt ihn, Niemand kümmert sich um ihn. Er trägt dem oder jenem älteren Künstler oder Unternehmer seine Dienste an und erachtet sich glücklich, endlich ein bescheidenes Plätzchen gefunden zu haben. Dort schätzt man ihn vielleicht als brauchbare Hilfskraft, lässt ihn aber dennoch die Knechtschaft gar weidlich fühlen und hütet sich wohl, ihn zum eigenen Herrn werden zu lassen. Das ehrlichste Streben darnach wird in vielen Fällen nicht etwa collegial unterstützt, sondern im Gegentheile rasch unterdrückt und gebrandmarkt, als wäre es Diebstahl und Raub an seinem Ernährer. In dieser Eigenschaft verbleibt er — nicht nur in seinen Lehrjahren — nein auch im kräftigsten Mannesalter, wo Geist und Körper die vollste Schwungkraft besitzen, wo er im Stande wäre — um im Stile der Bibel zu reden — im Glauben an seine Kunst Berge zu versetzen, bis er endlich als alternder Mann, der längst jede Spannkraft verloren, noch irgend ein Winkelchen findet, wo er das eigene Ich zur Geltung zu bringen vermöchte, wenn es nicht selbst kaum mehr seiner eigenen Erwartung entspräche und er nicht zu müde wäre, wirklich Grosses zu wagen; der Vielen nicht zu gedenken, die sich entsagend ihrem Schicksale fügen und energielos zeitlebens die Knechte der Anderen bleiben.

Solche Verhältnisse können aber, selbst von dem Schicksale des einzelnen Individuums abgesehen, von keiner segensreichen Wirkung auf die Zukunft unserer Kunst sein. Soll man den rechtschaffen durch Arbeit Strebenden nicht ein Rettungsseil zuwerfen, an dem sie sich durch eigene Kraft hinaufzuringen vermögen? Ein solches Rettungsseil aber sind die allgemeinen Concurrenzen. Es wird sicherlich noch genug arme Künstler

geben, welche auch nach diesem Rettungsseile nicht greifen können, weil ihnen die Hände gebunden sind durch die Mühe um das tägliche Brot; aber eine Möglichkeit mehr bietet sich doch dann auch dem gönnerlosen Künstler, sich Geltung zu verschaffen.

Jährlich wird eine Anzahl von Gemeinde-, Landes-, Staats- und Kirchenbauten ausgeführt, auch sonstige Kunstaufträge ertheilt, deren Kosten aus den öffentlichen Geldern bestritten werden, doch existirt bisher kein gesetzlicher Modus, nach welchem bei Vergebung derselben an die Künstler vorgegangen wird.

Manche derartige Bauten werden auch direct blossen Geschäftsleuten überantwortet. Unterstützt wird der letztere Vorgang durch die landläufige, von einer grossen Verkennung des Wesens der Kunst zeigenden Meinung: eine tüchtige Künstlerhand vermehre unnöthigerweise die Kosten eines Baues. Als ob die künstlerische Durchbildung nicht in der organischen Gestaltung desselben, sondern in einer Ueberbürdung mit kostspieligen Details bestünde. Gerade das Umgekehrte ist wahr: eine tüchtige Künstlerhand vermehrt nicht unter sonst gleichen Umständen die Kosten, sondern sie vergrössert den Werth des Baues.

Hier hat der Staat die beste Handhabe, wie er, ohne die Reichsfinanzen in Anspruch zu nehmen, der Kunst und den Künstlern einen wichtigen Dienst erweisen könnte. Er hat gewiss auch die Macht, auf die Landes- und Gemeindevertretungen so viel Einfluss zu üben, damit es in kürzester Zeit zur Regel würde und nicht eine Ausnahme bliebe, dass jeder halbwegs bedeutsame Kunstauftrag auf dem Wege der öffentlichen Concurrenz vergeben würde.

Man blicke auf unser Nachbarland Deutschland, welches sich seit längerer Zeit eines halbwegs geregelten Concurrenzwesens und einer allgemeinen Erkenntniss der Vortheile desselben erfreut. Jede kleine Gemeinde setzt ihren Stolz darein, ihr Amtshaus oder eine neue Kirche auf dem populären Wege der allgemeinen Concurrenz zu erlangen und dadurch

ihr Mäcenatenthum nach allen Richtungen der Windrose zu verkünden. Dass die Resultate dieser Concurrenzen nicht immer den lautersten Anforderungen der Kunst und Moral entsprechen, gehört in ein anderes Capitel und soll später davon die Rede sein. Aber welches Leben hat sich aus dieser Methode entwickelt!

Die gesammte Architektenschaft Deutschlands arbeitet gemeinschaftlich und einheitlich an der Weiterbildung ihrer Kunst. Diese häufigeren Wettkämpfe vermitteln eine intimere künstlerische Bekanntschaft weit auseinander wohnender Künstler, als bei uns ein jahrelanger gemeinsamer Aufenthalt in einer Stadt es vermag. Man tauscht auf diesem Wege seine Meinungen aus, klärt seine Ansichten, lernt den Werth und die Begabung des Nächsten schätzen, reducirt die etwas zu hohe Meinung von dem eigenen Können auf ein bescheidenes Mass oder gewinnt auch umgekehrt Muth, an seinem eigenen Wissen und Können nicht zu verzweifeln.

Die Concurrenzarbeiten werden auch öffentlich ausgestellt. Die Presse, welche ja nach Tagesereignissen jagt, findet Anlass, sich damit zu beschäftigen und auch das Publicum darauf aufmerksam zu machen. In diesem erwacht dadurch ein lebhafteres Interesse für künstlerische Leistungen, welches ja in der Brust eines jeden Culturmenschen schlummert und nur einen Anknüpfungspunkt an das Alltägliche, an die gewohnte Umgebung braucht, um sich zu ungewöhnlicher Grösse zu entfalten. Derlei Ausstellungen künstlerischer Concurrenzarbeiten sind aber geradezu eine hohe Schule für das Laienpublicum, welches namentlich bei uns der künstlerischen Erziehung noch gar sehr bedarf.

Wie aber soll im Publicum ein Interesse und ein Verständniss für künstlerisches Schaffen erstehen, wenn man dieses seinen Augen möglichst verhüllt und es nur dann etwas näher, aber beileibe nicht zu viel in die Geheimnisse desselben einweiht, wenn es gilt, etwaige Angriffe auf seinen Säckel damit zu motiviren? Derlei Anlässe sind aber gerade nicht hervorragend geeignet, besondere Sympathien zu er-

wecken. Es wird ja bei uns sogar wie ein Vergehen gebrandmarkt, die vitalsten Interessen der Kunst öffentlich zu besprechen, als ob die Wahrheit — oder sagen wir, da Wahrheit doch nur ein idealer Begriff ist, eine rechtschaffene Ueberzeugung — vor das Forum der öffentlichen Meinung gebracht, einer gerechten Sache je zu schaden und nicht im Gegentheile stets nur zu nützen vermöchte!

Man könnte allenfalls sagen, dass ja auch die Künstler selbst nicht ganz einig wären über die Vortheile allgemeiner künstlerischer Concurrenzen. Nun, wir glauben, dass die ablehnende oder passive Haltung eines Theiles der Künstlerschaft gegen das Institut der allgemeinen Concurrenzen hauptsächlich auf Gründen beruht, welche eher für als gegen dasselbe sprechen dürften. Wenn wir unsere gesammte Künstlerschaft in Bezug auf ihre Ansichten über den Werth künstlerischer Concurrenzen in Kategorien theilen sollten, so würde diese in drei grosse Gruppen zerfallen.

In die erste Gruppe gehören alle jüngeren Künstler oder überhaupt Jene, welchen es noch nicht gelungen ist, sich irgendwie hervorzuthun oder einen Regen künstlerischer Aufgaben auf ihren Scheitel zu lenken. Es ist die kampfesmuthige Jugend, welche darnach lechzt, ihre Kraft zu erproben, welche sich stark genug und die Welt für naiv genug hält, es ihr zu ermöglichen, sich mit Einem Schlage eine glänzende, ruhmreiche Zukunft zu eröffnen.

Diese Gruppe von Idealisten, welche noch glaubt, dass feurige Liebe zur Kunst und künstlerische Thatkraft allein hinreichen, einem Künstler zur Berühmtheit zu verhelfen, diese Gruppe wird wie ein Mann für das Princip der allgemeinen Concurrenzen eintreten.

Der zweiten Gruppe gehören schon reifer denkende Männer an. Es sind das Diejenigen, welchen es irgendwie bereits gelungen ist, sich bemerklich zu machen, den einen oder den anderen nennenswerthen Auftrag ausgeführt zu haben. Sie haben dadurch neue Beziehungen angeknüpft, Gönner und Lobsprecher gefunden. Diese Männer leugnen auch

durchaus nicht den Werth künstlerischer Concurrenzen, doch sind sie auffallenderweise nicht für die allgemeinen, sondern für beschränkte Concurrenzen, zu welchen nur Leute zugelassen werden, die schon praktisch bewiesen haben, dass sie wirklich fähig sind, derlei Aufträge den Anforderungen der Kunst und Technik entsprechend auszuführen. Sie sind keine Idealisten mehr, sie sagen: Ein Anfänger könne ja doch nie und nimmer den Sieg über erfahrenere Leute davontragen, wozu also in denselben falsche Hoffnungen erwecken, sie zu unnöthiger Arbeit und Auslagen verleiten, deren Lohn doch nur in einer kränkenden Enttäuschung bestehe! Sie sagen, allgemeine Concurrenzen hätten nur unnöthige Geld- und Zeitzersplitterung zur Folge und schädigen unter Umständen nur das Ansehen des Standes, halten oft die besten Kräfte ferne, welche sich zu vornehm dünken, an dem allgemeinen Wettkampfe theilzunehmen, bei dem sie ja auch möglicherweise unterliegen könnten. Das sagen sie Alles, aber noch viel mehr sagen sie nicht. Sie sagen nicht, wer denn den Areopag bilden soll, der darüber zu entscheiden hat, welche Künstler befähigt sein sollen, zur engeren Concurrenz aufgefordert zu werden; sie sagen nicht, welche Körperschaft, welche Commission, welcher einzelne Mann denn das Mandat hat und von wem er es hat, aus den vielen Berufenen die Wenigen auszuwählen! Sie sagen nicht, welche Befähigung soll ein solcher auserwählter Künstler besitzen, welchen Anforderungen soll er genügen, welche Leistungen soll er aufzuweisen haben, wie soll er zu denselben gelangen, bei wem ist die Grenze zu ziehen und wer soll alle diese Eigenschaften prüfen und gerecht darüber entscheiden? Man stelle die Antworten auf diese Fragen gesetzlich fest und wir haben nicht das Geringste mehr gegen die engeren Concurrenzen einzuwenden.

Die dritte Gruppe setzt sich etwas bunt zusammen. Sie besteht vorerst aus Denjenigen, welche es gottlob nicht mehr nöthig haben, sich in das Gewühl der Kleinen zu mengen. Sie sehen vom hohen Olymp aus verachtungsvoll lächelnd auf dieses Gewürm, welches ihnen kaum bis zum

Knöchel reicht. Manchen von diesen Grossmeistern der Kunst möchten wir bei dieser Gelegenheit das Wort des Dichters ins Gedächtniss rufen, das da heisst: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Zielen." Sie werden wissen, in welch' erhöhtem Masse dieses Wort von dem Künstler gilt. Sie werden wissen, dass der Künstler niemals fertig aus der Schule springt, dass er sich erst an praktischen Arbeiten bildet und dass sein Können sich an der Grösse der ihm gewordenen Aufgaben hinaufrankt und stärkt. Sie müssen das wissen, denn sie haben es ja an sich selbst erfahren. Sie könnten sich zu ihren grossen Verdiensten um die Gegenwart auch solche um die Zukunft der Künste erwerben, wenn sie ihren Einfluss dazu benützen, von den kleinen, weil unbeschäftigten Künstlern so viele als nur immer möglich allmählich grösser werden zu lassen. Diese Olympier mögen uns verzeihen, in welch' schlechte Gesellschaft wir sie bringen müssen, aber in dieselbe Gruppe rangiren noch die künstlich zu Künstlern aufgepapelten Patricierssöhnchen, ferner die Raunzer und Schleppenträger, sowie alle jene schon geschilderten, geschäftskundigen, speculativen Köpfe, welche gerne allein und unbemerkt zum Fischfange ausziehen. Diese ganze dritte Gruppe verhält sich entweder stillschweigend ablehnend oder bekennt sich offenherzig zur Gegnerschaft der künstlerischen Concurrenzen überhaupt. Wenn auch die Berechtigung zu dieser Gegnerschaft bei den einzelnen Mitgliedern und Unterabtheilungen dieser Gruppe sehr verschieden, die Lauterkeit ihrer Motive aller Abstufungen fähig ist, so beruhen sie doch, offen und ehrlich gesagt, ebenso wie jene der zweiten und ersten Gruppe, zum grössten Theile auf einer und derselben menschlichen Empfindung: der Eigenliebe.

Der allgemein menschliche oder thierische Trieb, den eigenen Vortheil zu wahren, gilt, und gewiss auch mit Recht, nicht für edel, aber es beruht nun einmal nichts weniger als die ganze Weltordnung auf diesem mächtigen Instinct, und die Menschen haben sich längst daran gewöhnt, dieses Urmotiv in allen Handlungen ihrer lieben Nächsten zu suchen. Die

gescheidtesten und erfahrensten Menschen halten diesen Trieb sogar für so übermächtig, dass sie häufig einem idealer angelegten, weniger gescheidten und erfahrenen Nebenmenschen Unrecht thun. Die civilisirte Welt ist übereingekommen, die menschliche Selbtssucht zwar mit dem Mäntelchen christlicher Liebe zu decken, jedoch ihre Berechtigung stillschweigend anzuerkennen. Dort aber, wo die verschiedenen Interessen verschiedener Individuen miteinander in Conflict gerathen, wird ein weiser Richter zu Gunsten Derjenigen entscheiden, durch deren Forderungen den Uebrigen der geringere Schaden zugefügt oder der geringere Vortheil entzogen wird. Wendet man dieses Princip auf unseren Fall an, so wird Niemand leugnen können, dass, bei den bestehenden regellosen Zuständen, eine allgemeine Concurrenz das gerechteste Verfahren ist, künstlerische Aufträge an den richtigen Mann zu bringen.

Dass dieses Verfahren aber auch wirklich zu dem gewünschten idealen Ziele gelange, dazu ist eine umsichtige, unparteiische und unverrückbare Regelung des Concurrenzwesens die erste Vorbedingung. Es ist auffallend, dass wir verschiedene Corporationen von Fachmännern besitzen, welche wohl berufen wären, diese Regelung des Concurrenzverfahrens in die Hand zu nehmen, dass sie aber, obwohl sich Alle bereits vorübergehend damit beschäftigten, bisher zu keinem irgendwie befriedigenden Resultate gelangten.

In einem fernestehenden Beobachter könnte überhaupt sehr leicht die — jedenfalls irrige — Vermuthung auftauchen, dass alle diese Corporationen nicht so sehr den Zweck hätten, das Interesse des gesammten durch sie vertretenen Standes zu wahren, als vielmehr den, als glänzende Folie für einzelne Männer zu dienen, deren Ehrgeiz sie vielleicht dazu treibt, die willenlose Menge dahin und dorthin zu führen, wie es ihnen — den Führern — gerade passt, oder welche die Führerrolle nur deshalb übernehmen, um auf den Schultern der Menge zu Ehren zu gelangen, welche ihnen sonst unerreichbar gewesen.

Doch, wie gesagt, das wären böswillige Vermuthungen, welche sich wohl schwerlich an einzelnen Beispielen erweisen liessen. Als Beweis aber, wie wenig thatkräftig und schlagfertig von den hierzu berufenen Vereinigungen die Interessen und Absichten der Künstlerschaft nach aussen hin vertreten werden, mag folgender, in den Rahmen unserer Betrachtungen passender Vorfall dienen:

Als vor einiger Zeit die Gemeinde Wien eine Concurrenz ausschrieb zur Erlangung von Entwurfskizzen für die monumentale Ausschmückung des Massengrabes der im Ringtheater Verunglückten, da war die gesammte Künstlerschaft in der Ansicht einig, dass der hiefür präliminirte Kostenbetrag von 15.000 Gulden gänzlich unzureichend sei für die Herstellung eines Grabdenkmales, welches dem Ansehen der Stifterin desselben — der Stadt Wien — dem gewaltigen Eindrucke der furchtbaren Katastrophe und den Raumverhältnissen der Grabstätte auch nur halbwegs entspräche. Sache der Künstlergenossenschaft — wie geschäftsmässig-prosaisch klingt doch diese Bezeichnung einer Vereinigung von Künstlern —, also Sache dieser Genossenschaft wäre es damals gewesen, im Namen der Künstlerschaft die Erklärung abzugeben, dass dieselbe unter solchen Umständen jede Betheiligung an der erwähnten Concurrenz ablehne. Diese Erklärung wurde aber nicht gegeben, obwohl sich aus dem angeführten Grunde, wie es nachträglich hiess, die tüchtigsten Kräfte von der Concurrenz ferne hielten. Das Resultat derselben war, wahrscheinlich in Folge dessen, ein klägliches und eine Schande für die bildenden Künstler Wiens. Die Gegner der allgemeinen Concurrenzen aber triumphirten, denn sie haben seitdem ein Beispiel mehr gegen den Werth derselben ins Feld zu führen.

Wir wollen der Ursache solcher Erscheinungen nicht weiter nachgehen, das würde uns weit abseits von dem Zwecke dieser Zeilen auf ein Terrain führen, das allerdings interessant genug wäre, es einmal näher zu studiren und zu beschreiben. Thatsache ist, dass wir, nach den bisherigen Erfahrungen zu schliessen, von diesen Corporationen keine befriedigende

Lösung der angeregten Frage mehr erwarten dürfen und auch nicht erwarten können, wenn nicht von Seite des Staates in dieser Angelegenheit ein energischer Schritt zum Besten der Kunst und der Künstler gethan wird. Darauf aber können wir leider heute weniger hoffen, als noch vor Kurzem der Fall war.

Einstweilen bleibt uns nichts Anderes übrig, als um uns zu sehen, in welche Regeln man das künstlerische Concurrenzwesen anderswo zu binden versuchte. Das einzige haltbare Argument, welches man unter all' den vielen Schein- und Bequemlichkeitsgründen gegen das Princip der allgemeinen Concurrenz ins Feld führen könnte, ist jenes, dass jede grössere Concurrenz eine Unsumme von Arbeit, Zeit, Geld und froher Hoffnungen als unwiederbringbar verlorene Opfer verschlinge, denn schliesslich kann nur Einer die Palme davontragen und einige Wenige eine Entschädigung an Geld und Ehre für ihre aufgewandte Mühe erringen. Alle Uebrigen aber finden als einzigen Lohn für monatelange Arbeit und bedeutende Kosten nichts als das Gefühl bitterer Enttäuschung, geknickter Hoffnungen oder kränkenden Unrechtes, das ihnen vermeintlich zugefügt wurde. Das ist allerdings die Schattenseite des Concurrenzwesens. An Stelle des gewünschten Erfolges tritt eben das drückende Bewusstsein, unterlegen zu sein; aber dem Verluste an Arbeit, Zeit und Geld steht doch auch ein kleiner, aber nicht gering zu schätzender Gewinn gegenüber. Es ist dieses der Gewinn, den jeder Künstler von einer Arbeit hat, und wenn sie ihm auch nicht bezahlt wird, es ist die Förderung seines Könnens durch positive Arbeit, welche noch werthvoller wird, wenn die Concurrenz in der Heimat des Künstlers vor sich gegangen ist oder derselbe sonstwie Gelegenheit hatte, die Arbeiten seiner Mitconcurrenten zu sehen.

Trotzdem steht aber gewöhnlich der Einsatz an aufgewandter Mühe in keinem günstigen Verhältnisse zu den Aussichten auf einen Erfolg derselben. Man kann deshalb auch, wenn man die Entwickelung des Concurrenzwesens verfolgt,

die Tendenz nicht verkennen, diesen Einsatz auf ein möglichst bescheidenes Mass zu reduciren. Dieser Versuch führte fast überall zu dem System der allgemeinen Vorconcurrenzen, welches auch, in freilich etwas verworrener Weise, der letzten grösseren architektonischen Concurrenz (für Erbauung einer neuen Börse in Amsterdam) zu Grunde lag und auch in viel geklärterer, reinerer Form in den Bestimmungen enthalten ist, welche die Vereinigung englischer Architekten in London über das Verfahren bei öffentlichen Concurrenzen vereinbarten. Dieses System besteht, von allem Nebensächlichen entkleidet, beiläufig in Folgendem:

Das im Vereine mit Fachleuten, welche sich an der Concurrenz nicht betheiligen wollen, ausgearbeitete, ausführliche und unzweideutige Programm wird zuerst als Grundlage einer allgemeinen Concurrenz verwendet.

Dieser erste Termin darf nicht so kurz gestellt sein, dass nur Diejenigen, welchen eine kleine Armee von Hilfskräften zur Verfügung steht, die Arbeit in der gegebenen Zeit bewältigen können, und sollen nur Skizzen der einfachsten Art im kleinsten zulässigen Massstabe gefordert werden. Es ist dieses die Concurrenz der Idee, der Anlage, des Aufbaues, des eigentlichen Entwurfes, ohne genaueres Eingehen auf das Detail, welches ja doch nur durch den leitenden Grundgedanken siegen oder fallen soll. Die Concurrenzen sind natürlich anonym einzusenden, was allerdings nicht verhindern wird, dass sich die Herren Jurymitglieder gleich einem Intriguirten auf einer Maskenredoute jederzeit alle erdenkliche Mühe geben werden, zu errathen, wer hinter dieser oder jener schönen oder interessanten Maske wohl stecken könnte. Eine Anzahl der besten eingelangten Entwüfe wird prämiirt, einige vielleicht noch honorirt, und alle prämiirten und honorirten Concurrenten sind dann zu einer engeren Concurrenz aufzufordern, bei welcher ein detaillirt ausgearbeiteter Entwurf verlangt, aber jeder Concurrent unter allen Umständen für seine Arbeit entschädigt wird. Der Verfasser des in dieser engeren Concurrenz von der Jury als Bestes bezeichneten

Projectes erhält ausser seinem Honorar die Ausführung und die damit verbundenen, näher zu vereinbarenden Bezüge zugesichert.

Dieses wären die Grundzüge, nach welchen sich das künstlerische Concurrenzwesen in allen jenen Staaten zu gestalten scheint, welche den Werth desselben rückhaltslos anerkannt haben, und sie scheinen uns auch für Oesterreich acceptabel zu sein. Zu diesen Grundprincipien gehören aber noch eine Reihe nicht eben nebensächlicher Bestimmungen, welche entscheidend sind für den moralischen und künstlerischen Werth der Concurrenzresultate. Diese Bestimmungen treffen vorwiegend die Zusammensetzung und Wirksamkeit der Jury. Es ist beinahe selbstverständlich, dass die Jurymitglieder gleichzeitig mit der Ausschreibung der Concurrenz und Bekanntgabe des Programmes genannt werden, ja es wäre sogar wünschenswerth, dass sie schon an der Ausarbeitung desselben theilgenommen haben. Ebenso selbstverständlich sollte es wohl sein, dass die Jury vorwiegend aus Fachmännern zusammengesetzt wird und Laien überhaupt nur insoferne als Mitglieder derselben zu fungiren haben, als sie als Vertreter des Bestellers oder Bauherrn die übrigens bereits im Programme so stricte als möglich ausgesprochenen Wünsche und Ansprüche derselben zu wahren haben; keineswegs sollen sie sich aber in dieser Eigenschaft auch ein künstlerisches Urtheil zumuthen.

Laienurtheil in Kunstsachen, so massgebend es in seiner Gesammtheit, wo es sich selbst corrigirt und dem fertigen Kunstwerk gegenüber ist, wird zum sengenden Reif für jede Kunstthätigkeit, sobald die Ansicht eines einzelnen Laien, welcher von seiner Urtheilsfähigkeit gewöhnlich die unerschütterlichste Hochachtung besitzt, ein im Entstehen begriffenes Werk der bildenden Kunst in dictatorischer Weise beurtheilt oder beeinflusst.

Was die Thätigkeit der Jury betrifft, so sollte sie nicht blos mit der Gewissenhaftigkeit der Geschwornen eines Gerichtshofes ihres Amtes walten, sondern es wäre wünschens-

werth, dass auch die äusseren Formen ihrer Thätigkeit so gewählt würden, dass sie das unerschütterliche Vertrauen aller Bewerber erwecken und der Ausspruch der Jury, mag er nun günstig oder ungünstig lauten, wie der eines Gerichtshofes als das lautere Recht gilt und allgemein anerkannt wird. Warum sollte man nicht dem Künstler, welcher das Product mehrmonatlicher angestrengter, oft mit Entbehrungen verbundener Arbeit der Beurtheilung von Fachgenossen unterbreitet, dieselbe Beruhigung bieten, wie dem Angeklagten vor Gericht? Kann man auch nicht jedem concurrirenden Künstler oder deren Vertreter das Recht geben, eine Anzahl von Geschwornen — pardon — von Jurymitgliedern abzulehnen, so kann man ihm doch leicht durch frühzeitige Publication der Zusammensetzung der Jury die Mühe ersparen, überhaupt an die Arbeit zu gehen, wenn ihm der eine oder der andere Name nicht zusagt.

Ein anderer anzustrebender Vorzug wäre eine in gewissen Grenzen gehaltene Oeffentlichkeit des Verfahrens. Wir meinen nicht vielleicht, dass das Publicum in den Berathungssaal oder auf etwa vorhandene Gallerien desselben zugelassen werden solle, wohl aber, dass die Beurtheilung nicht blos in Form von Privatgesprächen einem allgemein befriedigenden Resultate zugeführt werden solle, sondern vielmehr die Berathungen von einer Vertrauensperson des Staates oder der Jury selbst zu Protokoll gebracht und auszugsweise in den Fachblättern zu veröffentlichen seien. Dass dieses Protokoll kein nachträglich verfasstes Scheinprotokoll sein dürfte, ist wohl selbstverständlich, denn es soll ein Bild der Erwägungen für und wider im Schosse der Commission sein, das mit dem endgiltigen Gutachten derselben nicht zu verwechseln ist. Wir glauben nämlich, dass eine derartige mehr förmliche Behandlung der Sache besser der Achtung entspräche, welche das Preisrichtercollegium vor den concurrirenden Collegen haben soll und dass dann gewisse Erwägungen und Rücksichten, welche sehr staatsklug sein mögen, aber mit der eigentlichen Aufgabe der Jury gar nichts zu thun haben, eher entfallen dürften. Auch darf der concurrirende Künstler sicherlich das

Recht beanspruchen, dass ihm auch der Grund bekanntgegeben werde, warum seine Arbeit nicht durchgedrungen und welche Vorzüge die Jury an den Arbeiten der Prämiirten gefunden, wie ja auch jedem Verurtheilten — um diesen naheliegenden Vergleich aufrechtzuerhalten — vom Gerichtshofe die Gründe des Urtheiles bekanntgegeben werden, um auch den Schein zu meiden, als wäre das Urtheil ohne reifliche Ueberlegung und Bedachtnahme aller vorhandenen Umstände erfolgt.

Eine öffentliche Ausstellung der Concurrenzarbeiten sollte der Beurtheilung der Jury folgen. Diese Ausstellung müsste aber wirklich dem grossen Publicum zugänglich gemacht und ihm die Besichtigung und das Verständniss für die vorhandenen Arbeiten so viel als möglich erleichtert werden, denn wir betrachten derlei unentgeltliche Ausstellungen, wenn sie im Hinblick auf diesen Zweck arrangirt werden, als eines der vorzüglichsten Mittel, das grosse Publicum für die Arbeiten und Bestrebungen, für die Leistungen und Fortschritte unserer zeitgenössischen Künstler zu interessiren. Auch wird das Publicum bei dieser Gelegenheit auf die Namen und individuellen Leistungen jener Künstler aufmerksam gemacht, welche sich auch einer Zuwendung privater Kunstaufträge würdig erweisen dürften.

Wir haben vorstehend mit flüchtigen Strichen das Bild einer Concurrenzordnung skizzirt, wie wir sie für durchführbar und wünschenswerth erachten, und haben dieses nicht ohne Absicht gethan.

Es ist nämlich in unseren Künstlerkreisen ein tiefes Misstrauen gegen alle heimatlichen Kunstconcurrenzen eingerissen, und allenthalben kann man die Meinung hören, dass solche allgemeine Concurrenzen fast niemals zu einem befriedigenden Resultate führen.

Das ist nun gewiss nicht der Fall, denn einige unserer grössten modernen Kunstwerke sind auf dem Wege der allgemeinen Concurrenz ins Leben getreten, und jenes Misstrauen, welches den Erfolg unserer öffentlichen Concurrenzen schädigt, hat seinen Grund nur in den laxen Formen, in

welchen sich unser Concurrenzwesen derzeit bewegt. Bei jeder neuen Concurrenz wird nämlich bisher die Beurtheilung der eingelaufenen Arbeiten nach neuen Regeln vorgenommen, welche von den jeweiligen Jurymitgliedern selbst unmittelbar vor der Entscheidung ausgemacht oder auch ganz dem Zufalle oder der Initiative eines einzelnen Mitgliedes überlassen bleiben. Welcher Künstler soll es sich nicht dreimal überlegen, bei einer Concurrenz mitzuthun, den bekanntlich nicht geringen Einsatz an Zeit, Geld und guter Laune zu wagen, wenn er erfahrungsgemäss nicht einmal die Garantie besitzt, dass die Jury selbst es mit den Bestimmungen des Programmes und mit den Concurrenzbedingungen wirklich ernst nehmen wird, wenn der Fall denkbar ist, dass dieselbe vielleicht einer vortheilhafteren Lösung zu Liebe, welche nur durch Umgehung des Programmes möglich war, doch mit sich handeln lässt, während es umgekehrt auch in ihrer Macht liegt, das beste Project zu verwerfen, wenn es um ein Jota aus dem Rahmen des Programmes hinaustritt!

Wer wird das Schicksal seiner Arbeit von solchen unberechenbaren Eventualitäten abhängig machen wollen? Oder glaubt man vielleicht, es werde einem Concurrenten das Herz vor Freude hüpfen, wenn er zufällig mit anhören muss, wie ein Juror, noch vor Ablauf des Einreichungstermines, einer anonymen Concurrenz, also bevor derselbe eine der einzureichenden Arbeiten gesehen haben d a r f, sich ganz begeistert über die Skizze eines der Concurrirenden äussert, dieselbe als originell, geistreich, genial bezeichnet und es ausser Frage stellt, dass dieselbe den ersten Preis erringen müsse?

Wenn eine solche Aeusserung auch nur einer merkwürdigen N a i v e t ä t eines durchaus ehrlichen Mannes entspränge, so ist sie doch gewiss nicht darnach angethan, die gute Meinung von der Unparteilichkeit und Unbefangenheit der Jury über alle Zweifel zu erheben — auch dann nicht, wenn der im Voraus Bezeichnete dann wirklich mit dem ersten Preise gekrönt wird und man also die Beruhigung erhält, dass sich der plauderhafte Juror in seinem Vorurtheile nicht irrte. So ist

es auch in dem speciellen Falle, den wir im Auge haben, thatsächlich geschehen.

Aehnliche Beispiele werden aber gar viele erzählt und mögen dieselben wohl zum grössten Theile erfunden sein. Wir haben hier nur dieses Eine erwähnt, weil wir von der Wahrheit desselben positiv überzeugt sind und es uns nur darum zu thun ist, an einem Beispiele zu zeigen, wie nothwendig es sei, das Concurrenzwesen zu regeln und in festere Formen zu fassen, selbst dann, wenn dieses wichtigste und manneswürdigste Mittel zur Förderung der Talente auch fürderhin so selten und widerwillig gehandhabt werden sollte wie bisher.

Und nur widerwillig wurde es bisher gehandhabt, so wie man etwa eine schlechte Komödie vor einem leeren Hause spielt oder ein lästiges Ceremoniell zum Scheine mitmacht, weil es nun einmal sein muss, wenn man es auch im tiefsten Grunde des Herzens verwünscht.

Wir aber wünschen und hoffen, dass dieses in Zukunft sich anders gestalte. Nicht dass wir etwa verlangen, die allgemeinen Concurrenzen sollen künftig das einzige und ausschliessliche Mittel zur Vergebung künstlerischer Arbeiten sein — das wäre vielleicht über's Ziel geschossen —, aber das vorherrschende sollte es sein und immer wieder dazu dienen, jene Künstler an die Oberfläche zu tragen, welche es dann verdienen, auch mit Aufträgen bedacht zu werden, die ihrer speciellen Natur nach oder aus anderen nicht abzuweisenden Gründen nicht zu Objecten einer allgemeinen Concurrenz gemacht werden können.

Unsere moderne Kunst ist nicht mehr geistlich und nicht mehr höfisch wie einstmals, sie wurzelt heute gleichmässig in allen Classen der Gesellschaft, und die Ursache dieser Wandlung liegt nicht auf Seite der Künstler. Die Kunst ist demokratisch geworden, ob zu ihrem Vortheile oder ihrem Nachtheile, kann uns hier nicht berühren, sie ist es einmal und dürfte es allem Anscheine nach auch in aller Zukunft verbleiben. Darum stelle man sie aber auch auf die breite demo-

kratische Basis der allgemeinen Concurrenzen und lasse allein die Tüchtigkeit darüber entscheiden, wem wir die Zukunft unserer Kunst anvertrauen sollen und dürfen.

Man sorge dafür, dass die Erkenntniss von der volkswirthschaftlichen und idealen Bedeutung der Kunst, welche heute nur wie eine unbestimmte Ahnung durch einzelne Kreise der Bevölkerung zieht, bald zum klarsten Bewusstsein gelange, dass an Stelle der heuchlerischen, prahlerischen Koketterie mit Kunst und Künstlerthum wahre, werkthätige Liebe träte. Unmöglich wäre es nicht, dieses hohe Ziel zu erreichen, und die aufgewandte Mühe, sie würde sich reichlich entlohnen.

Aber ob hierzu auch nur ein energischer Versuch gemacht werden wird?

Wir wagen es nicht, diese Frage mit Hoffnungsfreudigkeit zu bejahen.

Wir flehen nicht, gleich einer bankerotten Gesellschaft, um die Hilfe des Staates, wir lassen nur unsere Stimme ertönen, um daran zu mahnen, dass noch nicht Alles gut sei und wohlgeordnet im Reiche der Kunst, um daran zu mahnen, dass unsere junge, kaum erstandene Kunstrenaissance ernste Gefahren bedrohen. Unser Ruf geht vor Allem an alle jene Factoren, deren heilige Pflicht es wäre, die Kunst und die Künstler zu fördern, weil in ihren Händen allein die Macht hierzu liegt. Und es wäre gar wohl an der Zeit, nicht noch weiterhin blos den Zufall walten zu lassen, sondern mit ordnender Hand Sorge zu tragen für eine gedeihliche Zukunft der Kunst.

IV.

DER ROMAN

BEI DEM MAN SICH LANGWEILT.

„Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man
schriebe für Männer,
Und überliess dem Manne Sorge für Frau und
für Kind."

Goethe.

So wenig es noch jemals einem Kundigen oder einem Laien einfiel, die kühne Behauptung aufzustellen, dass in Deutschland, dem Land der Denker, Dichter und der Leihbibliotheken, zu wenig Bücher geschrieben werden, ebenso wenig gerechtfertigt wäre es, aus dem geringen Absatz der neuen Werke die Schlussfolgerung zu ziehen, dass in Deutschland zu wenig gelesen werde. Gekauft freilich werden Unterhaltungsbücher zumeist nur von Jenen, welche durch ihre gesellschaftliche Stellung verpflichtet sind, eine Loge in der Oper, eine Familiengruft, Reitpferde, eine Bibliothek nach Mass und ein Conto bei einem Buchhändler zu haben, der ihnen alles Neue warm in's Haus stellt und dessen Geschmack sie ihr literarisches Seelenheil ruhig anvertrauen; gelesen aber werden sie von einem grossen Publicum, das sich aus allen Ständen, aus allen Altersclassen zusammensetzt.

Wie nüchtern und arm an Illusionen unsere Zeit auch ist, wie schnell und hastig wir auch leben, welche Ansprüche das reale Leben auch stellt an Körper und Geist, wie zeit-

raubend auch all der gesellschaftliche Firlefanz ist, mit dem wir uns selbst beladen haben, man liest doch ebenso viel, ebenso eifrig wie jemals. Man liest in anderer Weise als früher, schnell und flüchtig, nach Emotion suchend, immer heisshungrig nach Neuem greifend, aber man liest; selbst der ganz moderne Mensch hat den letzten Rest von Naivetät, der sich in dem Interesse für erdichtete Personen, in der Theilnahme für deren Schicksale documentirt, noch nicht ganz eingebüsst. Die endlosen Kneipstudien, die Spielcongresse, die Kaffeekränzchen, die Sportneigungen, die actuellen Verlockungen aller Art, sie haben das Lesefieber nicht zu bannen vermocht. Die Worte, mit welchen der freundliche Kritiker seine Besprechung eines neuen Werkes von einem der „Lieblinge des deutschen Volkes" schliesst, die Mahnung, dass „dies herrliche Werk in keiner Familie fehlen sollte", sie wird beherzigt, wenn auch nicht gerade in seinem Sinne.

Die Leihbibliothek, diese Ruhmeshalle der deutschen Schriftsteller, die Zwischenhändlerin, welche en détail Geist, Witz und Bildung verschleisst, hat ja das herrliche Werk in so und so vielen Exemplaren aufgestellt, von dieser Stätte aus tritt es seine grosse Tour an, und wenn es nach wenigen Wochen oder Monaten seine Reise zurückgelegt hat und dann unter jene Bücher rangirt wird, welche nur noch hie und da verlangt werden, dann ist der Wunsch des wohlwollenden Kritikers auch in Erfüllung gegangen, es hat thatsächlich in keiner Familie gefehlt. Man hat ihm überall für einige Tage Gastfreundschaft gewährt, für einen Zeitraum, der meist genau im Verhältniss zu seinem Umfange steht, und sich dann ohne Bedauern, ohne den leisesten Wunsch, das Beisammensein zu verlängern, von ihm getrennt. Von allen Jenen, durch deren Hände das Buch ging, von jenen Personen, die dem neuen Werk ein wie immer geartetes Interesse oder auch nur Neugierde entgegenbrachten, angefangen, bis zu Jenen, die es mit müdem, gelangweiltem Blick überflogen, weil „man" es gelesen haben, weil „man" darüber sprechen muss, hat wohl nur eine verschwindend kleine

Anzahl den Wunsch empfunden, das herrliche Buch auch zu besitzen, und noch leichter mag es sein, Diejenigen zu zählen, die sich ihren Wunsch auch erfüllt haben. Wie sollte der Wunsch auch entstehen? Hat denn der neue Roman, „der in keiner Familie fehlen sollte", irgend etwas enthalten, was das Verlangen rege machen könnte, ihn nochmals zu lesen? Und ist die „schöne Leserin" oder der „freundliche Leser" nicht ganz sicher, in dem nächsten Roman desselben Autors oder in dem eines seiner Collegen genau dieselbe Eintheilung, denselben Conflict, dieselben lieben alten Bekannten, dieselben Situationen zu finden? Sind die Beiden in dieser sicheren, schmerzlichen Erwartung jemals getäuscht worden? Ist ihnen in langen, bändereichen Jahren auch nur eine neue Combination geboten worden? Jeder Leser, der nur drei Jahre Leihbibliothek hinter sich hat, müsste, wenn er diese Lehrjahre mit einiger Aufmerksamkeit absolvirt hat, vollkommen Bescheid wissen in jener Welt aus Papiermaché, welche die sogenannten Idealisten für ihren Privatgebrauch erschaffen haben, in jener Welt der lächerlichen, abgeschmackten Unmöglichkeiten, in welcher der gesunden Vernunft der Aufenthalt auf das strengste und für immer verboten ist.

Er müsste Bescheid wissen in der Trödelbude, in welcher die Requisiten und Costüme vergangener Jahrhunderte aufgestapelt sind, mit denen man die ihm längst bekannten, wesenlosen, blutleeren Romanfiguren als historische Personen auszustatten liebt. Er müsste genügende Gewandtheit besitzen, um, ohne auf dem Titelblatt den Namen des Autors gelesen zu haben, in jener sentimentalen Puppe mit dem ausdruckslosen Modejournalgesicht, die ihm als deutsches Mädchen vorgeführt wird, eine geborene Spielhagen, oder in jenem albern trotzigen Dämchen eine geborene „Byr" zu erkennen, er müsste ohne Zaudern in den Zügen jener bekannten bildschönen Männer voll Edelmuth, Entschlossenheit und Selbstbeherrschung, die ihm aus den Spalten irgend eines Familienblattes entgegenschauen, die Aehnlichkeit mit der Marlitt oder Werner herausfinden, und er müsste im Stande sein, es

diesem oder jenem römischen Kaiser auf den Kopf hin zu sagen, ob er durch Ebers oder Eckstein aus der Gruft gezerrt und zu einem neuen qualvollen Dasein verurtheilt wurde.

Die Autoren haben es dem Leser wahrlich leicht gemacht, diese Sicherheit zu erlangen, diese Erfahrungen zu sammeln. Wie oft sind ihm nicht jene wenigen Charaktere, vielmehr jene Stereotypen, aus welchen sich das Personal aller „idealistischen" Romane zusammensetzt, vorgeführt worden! Er muss nach und nach mit ihnen vertraut werden. Man muthet ihm niemals zu, neue Bekanntschaften zu machen, und er hat sich an die Thatsache gewöhnt, dass sich der idealistische Roman mit geradezu bewundernswerther Oekonomie seit Jahrzehnten mit vier bis fünf Frauengestalten behilft, welche, mit neuen Namen versehen, immer noch ihre Dienste thun. Da haben wir zuerst: „Die unverstandene Frau", importirte französische Waare, zum Gebrauch des germanischen Lesepublicums, verdünnt mit deutscher Sentimentalität; bei den französischen Autoren hat die unverstandene Frau, welcher ihr Gatte auch in geistiger Beziehung nicht genügt, manchmal den traurigen Muth, ihre leichtfertigen Gedanken, mit denen sie spielt, in schwerwiegende Thaten umzusetzen, die mit ihrem Rufe spielen. Bei den Deutschen darf ihr Muth nie so weit gehen; sie kleidet sich zwar mit grosser Umständlichkeit zum Rendez-vous an, auf dem Wege aber fällt ihr irgend eine „schöne Handlung" ein, die sie und die Leser vor dem Schlimmsten bewahrt. Wenn sie sich in entschuldbarer Vergessenheit wirklich einmal einem jungen Mann im wörtlichsten Sinn an den Hals wirft, so wird das mit schwesterlicher Theilnahme motivirt. Dieselbe Figur wird mit einigen Aenderungen in Tracht und Frisur und einigen an unrechter Stelle angebrachten Citaten auch als „starker Geist", als Vorkämpferin der Emancipation verwerthet.

Zweitens: Gouvernante, Gesellschafterin, Fräulein in geduldeter Stellung. Ursprünglich englische Erfindung, durch sorgfältige Pflege und andauernde Zärtlichkeit zum theuersten deutschen Gemeingut geworden. Ist meist aus verarmter,

altadeliger Familie, an Schönheit der Liebesgöttin, an Weisheit Minerva, an Anmuth Hebe, an Strenge Juno gleich und so fort durch den ganzen weiblichen Olymp. Für ihren Edelmuth, ihre Aufopferung gibt es kein Gleichniss, sie kann darin, wie Mirza Schaffy's Suleika, „nur mit sich selbst verglichen" werden. Sie hat drei unmündige Brüder oder eine anspruchsvolle Mutter mit ihrem kargen Gehalt zu ernähren und verbringt ihre Nächte mit der Anfertigung weiblicher Handarbeiten, in denen sie unerreichte Meisterin ist. Erfordert es die Situation, dass sie ohne Verwandte, alleinstehend ist, so hat sie es freiwillig übernommen, die Schulden ihres verstorbenen verschwenderischen Vaters zu bezahlen. Dass sie isst wie andere Menschen, wird nie erwähnt; sie kleidet sich in decenter und bezaubernder Weise in Kattun und schlichte Wolle und stellt doch Diejenigen in den Schatten, welche in schnödem Atlas prunken. Dies vollendete Geschöpf kennt nur eine Zerstreuung, eine Erholung: etwas viel Liebe. Sie sieht Hindernisse und Verrath, Treubruch und Verhängniss, Erniedrigung und Schande, wo absolut nichts dergleichen zu erblicken ist, befindet sich in beständiger Collision mit ihrem sehr lebhaft entwickelten Pflichtgefühl, liefert sich selbst unaufhörlich grausame Schlachten, aus welchen jedoch stets ihre Tugend — hie und da zwar etwas beschädigt — als Siegerin hervorgeht.

Drittens: Reiches Mädchen, einziges Kind, Liebling des Vaters, oder bereits verwaist, unabhängige Erbin. Eigensinnig, verwöhnt, übermüthig, trotzig, wild, herb, stolz und unnahbar, aber im Uebrigen mit allen edlen Eigenschaften des Herzens und des Geistes und mit allen vorschriftsmässigen Tugenden ausgestattet. Sie bricht Männerherzen wie Haselnüsse, sie empfindet für Keinen, sie kann den Gedanken nicht ertragen, sich jemals einem Manne zu unterwerfen, ihr Leben mit den kleinlichen Beschäftigungen des Weibes zuzubringen. Da trifft sie ihn, den Einzigen, den stolzen deutschen Mann, der sich nicht vor ihr beugt, so sehr er sie auch liebt. Durch dreihundert Seiten fügt sie ihm alle möglichen Demüthigungen

zu, quält sich und ihn, endlich im letzten Capitel — durch einen Schurken oder durch widrige Romanzufälle ist sie indessen verarmt und steht hilflos da — sinkt sie bezwungen an seine Brust, und versichert in einer längeren, ungemein rührenden Rede, dass der einzig wahre Beruf des Weibes in der Liebe zum Manne, in der Unterordnung, in der Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten bestehe.

Viertens: Backfisch in verschiedener Zubereitung, entweder in pikanter Sauce oder in sentimentaler Brühe, oder à la maître d'hôtel, das heisst eine Combination der beiden ersten Abarten vom neuerungssüchtigen Autor zubereitet. Die Charakteristik solch einer jungen Dame ist schnell fertig. Die Geheimnisse der Orthographie und die Vorgänge in ihrem Herzen sind ihr gleich dunkel; von der mangelnden Kenntniss beider gibt sie reichliche Proben in den nie fehlenden Briefen an eine Pensionsfreundin.

Fünftens endlich noch ein Püppchen, welches man die „Parthenia" des Romans nennen könnte. Im modernen Roman fällt diesem süssen Geschöpfchen die Aufgabe zu, den weltfremden Mann, den scheuen Gelehrten zu civilisiren, für die Liebe und Ehe zu gewinnen, im „historischen" Roman hat ihre Anwesenheit den Zweck, den üblichen Helden und Reformator zu bombastischen Reden zu begeistern, seinen Ehrgeiz aufzustacheln; vielseitig wie sie ist, lässt sich ihre liebliche Albernheit auch mit Erfolg dazu verwenden, den Helden dumme Streiche machen zu lassen, ihn in seinem Siegeslaufe aufzuhalten.

Dies die Hauptfiguren, die Heldinnen. Zur Staffage gehört noch eine Mutter, welche entweder leidlich beschränkt oder eine wandelnde Musterkarte aller weiblichen Tugenden ist, eine alte treue Dienerin und als Concession an den verhassten Realismus der Neuzeit eine Repräsentantin der Kunst, welche entweder durch zügellose Laster, oder durch die unnatürlichste Tugend abschreckend wirkt.

Was hat der idealistische Roman an männlichen Charakteren aufzuweisen? Er behilft sich auch hier nur mit einem kleinen

Vorrath, den er meisterlich zu bewirthschaften versteht. Wir haben da erstens den schönen jungen Mann mit der sorgfältig gepflegten weissen Hand. Er leidet entweder an blauem Blut und hat sonst keine Beschäftigung, oder er ist Gelehrter, Doctor, Landwirth, fast niemals Kaufmann; er besitzt mindestens 40.000 fl. Rente und seine Beschäftigung gestattet ihm, immer vierundzwanzig Stunden des Tages über seine Gefühle nachzudenken. Im ersten Capitel beklagt er entweder eine verlorene Liebe, oder er spürt in den Gliedern die Vorboten einer neuen Liebe, welche sich nach den übereinstimmenden Symptomen, wie der Schnupfen, anzukündigen scheint. Zeitweilig geräth er in die Netze einer schönen Zauberin, rettet sich aber zum Schluss in die reinen Arme der naiven blonden Jugendgespielin. Besondere Merkmale: Zieht Hunde aus dem Wasser, hält rasende Pferde im Laufe auf, mischt sich mit Leidenschaft in fremde Angelegenheiten und reist immer ab, wie er geht und steht, ohne Wäsche und dergleichen einzupacken.

Zweitens: Der Mann im Spätsommer des Lebens, mit dem Johannistrieb im Herzen. Dieser fünfzigjährige Jüngling ist interessant bis zur Unausstehlichkeit, gebildet bis zur Langeweile; er ist mit zwanzig Jahren von einer Frau verrathen worden und hat in den folgenden dreissig Jahren die Frauen nur vom akademischen Standpunkt betrachtet. Sein wohlconservirtes Herz wird noch einmal in Flammen gesetzt, er liebt und geberdet sich mit der ganzen wehmüthigen Lächerlichkeit eines „Goldfischchens in einer Wasserglocke"; er wird auch zum zweitenmale um sein Glück betrogen, die Erwählte zieht nach reiflicher Ueberlegung den Jüngeren vor, er entsagt, stattet die Liebenden reichlich aus, und nachdem er noch etwas Erkleckliches in Berühmtheit geleistet, stirbt er schliesslich an zurückgetretener Liebe.

Drittens: Haus- oder Clavierlehrer, die Gouvernante in's Männliche übersetzt. Er weiss und vermag einfach — Alles. Sein Edelmuth, sein Talent zur Tugend und Entsagung extrahirt und in kleine Dosen vertheilt, würde hinreichen,

aus mindestens zweihundert rücksichtslosen, kaltherzigen Egoisten leidlich anständige Menschen zu machen. Er trägt seine Gesinnungen stets in seiner Visitenkarte bei sich, da er immer Reinhold, Oswald, Frank oder Walter heisst.

Viertens: Hartherziger Vater, starrer Aristokrat, mit dessen Ahnen wir auf's genaueste bekannt gemacht werden, oder Parvenü. Die Vorurtheile des Ersten werden nur von hereinbrechenden Fluthen weggeschwemmt, oder durch unglückliche Jagdzufälle gegenstandslos gemacht; der Stolz des Zweiten schmilzt in der Feuersgluth, die sein Hab und Gut verzehrt, verweht in dem Sturm der äusserst beliebten finanziellen Krise, die ihm den Segen ehrlicher Arbeit, und die Annehmbarkeit schwieliger Hände beweist. Dies die männlichen Hauptgestalten. Als Episoden treten noch auf: Die soi-disant humoristische Figur, der drollige Kauz mit einer Marotte, immer mit derjenigen, welcher der Verfasser selbst in der letzten Zeit unterworfen war, und welche die Detail-Ausgabe seiner Specialstudien in Heraldik, Mineralogie, Sprachforschung, Mathematik besorgt, der ehrwürdige Notar, Freund und Berather der Familie, der langjährige treue Diener, der näselnde Geck und patentirte Verführer, in aussergewöhnlichen Fällen auch noch der geheimnissvolle, grossmüthige Unbekannte — womöglich ein Brasilianer — der in die Schicksale eingreift und den Geburtsmakel, oder die Armuth der Heldin mit einigen Millionen prima Qualität beseitigt. Der Vorrath ist erschöpft, es bleibt Niemand mehr übrig, der auch nur mit einigem Recht beanspruchen könnte, noch besonders vorgestellt zu werden. Der tollkühne Versuch, diese feststehenden Typen auch nur um eine einzige neue zu bereichern, oder für die geringe Mannigfaltigkeit der Charaktere etwa dadurch zu entschädigen, dass man einmal einem derselben ein selbstständiges Gesicht macht, ihm einen einzigen individuellen Zug verleiht, er ist noch nicht gemacht worden; es sind immer dieselben wesenlosen Puppen, behangen mit neuen Namen und alten Redensarten, Gestalten ohne Fleisch und Bein, die alle nur eine Sprache

sprechen, die des Autors. Mit diesem Personal, das in der Anzahl hinter demjenigen der kleinsten wandernden Schauspielertruppe zurücksteht, arbeitet der „idealistische Roman", mit diesem Personal, das in seinen Qualitäten neben demjenigen eines leidlich assortirten Automatentheaters mit Anstand bestehen kann, gelingt es dem idealistischen Roman noch immer, auf die grossen Massen jene — einschläfernde Wirkung zu üben, welche sich sonst nur durch einen viel bedeutenderen Aufwand narkotischer Mittel erzielen lässt.

Es sei gestattet, dies an einigen Beispielen zu demonstriren; aus der unendlich grossen Zahl derjenigen Romane, welche durch ihren Inhalt sowohl wie durch ihre Darstellung geeignet sind, in beredtester Weise gegen sich selbst zu sprechen, seien auf gut Glück zwei herausgegriffen. Doch nein, wir wollen uns die Sache nicht allzu leicht machen. Nicht an dem Werk irgend eines schriftstellernden Taglöhners, nicht an dem Buch irgend eines Neulings, dessen Ruhm von gestern datirt, um morgen zu erlöschen, wollen wir eine Vivisection vornehmen. Der Triumph wäre allzu billig und der dadurch erbrachte Beweis werthlos. Wir wollen es vielmehr versuchen, unseren Beweis zu führen durch einen Roman des weitaus bedeutendsten Vertreters dieser Richtung, dessen literarische Bedeutung durch seine ersten Werke über jeden Zweifel erhaben ist. Aber eben derselbe Autor, welcher „Problematische Naturen", „In Reih und Glied", „Hammer und Amboss" geschrieben, Romane, in welchen man selbst als principieller Gegner der Richtung und der in diesen Werken zum Ausdruck gebrachten Ueberschwänglichkeit doch den Reichthum der Erfindung, die Schönheit der Sprache, Führung und Darstellung rückhaltslos bewundern könnte, derselbe Autor hat im letzten Jahrzehnt die Lesewelt mit neuen Werken beschenkt, die sich von der landesüblichen Dutzendwaare durch nichts mehr unterscheiden, als — durch den berühmten Namen, mit dem sie gezeichnet sind und welchen sie erbarmungslos compromittiren. Der letzte dieser langen Liste, „Uhlenhans", soll uns als erstes Beispiel dienen.

Es mag noch vorausgeschickt werden, dass der berühmte Autor mit diesem Roman laut Ankündigung die materialistische Zeitrichtung bekämpfen wollte. Sehen wir uns also das Ideal in der Nähe an, dieses Ideal, welches dem „immer mehr um sich greifenden Materialismus" gegenübergestellt wird.

„Uhlenhans" rangirt unter die Fanatiker des Edelmuths, unter die Entsagungsschwelger; er berauscht sich in Tugend, es sind wahre Aufopferungsorgien, die er feiert, und wie ein blasirter Feinschmecker erst eigentliches Gefallen an Gerichten findet, die unter Mühen und Gefahren für ihn herbeigeschafft wurden, so genügen für die Grossmuths-Gourmandise unseres Hans auch nur mehr die raffinirtesten, complicirtesten Fälle. Doch vor Allem, was heisst Uhlenhans? „Uhlenhans", Eulenhans ist ein Spottname, mit dem die Gesellschaft den Titelhelden beehrt, weil er einäugig ist. Sein Bruder Gustav hat ihm, als sie einst gemeinsame Schiessübungen veranstalteten, gereizt darüber, dass Hans immer traf, mit Absicht in's Auge geschossen. Hans hatte zuerst den etwas bestürzten Bruder beruhigt, und dann „ruhig lächelnd den Pfeil aus dem Auge gezogen, obgleich es ihm im Augenblicke klar war, dass das Auge verloren sei". Nun, ein Auge einbüssen, ruhig dazu lächeln und gleichzeitig den Thäter trösten, das ist nur eine Kleinigkeit, aber Hans war damals noch jung, hatte noch wenig Routine in der Tugendgymnastik und als Anfang ist es nicht zu verachten. Während des Helden Minderjährigkeit hatte sein Stiefgrossvater und Vormund die Hälfte von Hansens Vermögen durchgebracht, die andere Hälfte wird später von dem schönen und liebenswürdigen Gustav in unglaublich kurzer Zeit vergeudet. Hans bezahlt mit dem Letzten die Schulden des durchgegangenen Bruders, setzt sich fortan auf halbe Portionen und arbeitet durch fünf Jahre wie ein Bauer, um seinem Bruder, wenn diesen einmal die Lust anwandeln sollte, wieder zurückzukehren, einen neuen Wohlstand bieten zu können. Die Landwirthschaft ist indessen nicht seine einzige Beschäftigung; er hat auch noch Fräulein Hertha, die zurückgebliebene Geliebte seines Bruders, ein

ideal schönes, vollendetes, seine Herzensschulden sehr genau nehmendes Mädchen, zu bewachen, dafür zu sorgen, dass sie dem eventuell heimkehrenden Gustav wohl bewahrt werde. Natürlich liebt Hans auch für eigene Rechnung leidenschaftlich und unglücklich die Geliebte seines Bruders; eine so schöne Complication kann er sich unmöglich entgehen lassen. Hans hat sich einen ganz hübschen Plan zurechtgemacht; wenn er wieder genug Vermögen erworben und Gustav wieder zurück ist, wird er die Beiden mit einander vereinigen, er selbst wird es dann so einrichten, dass er im gegebenen Zeitpunkt auf der Jagd verunglückt. Wie andere gemeine Menschen sich mit satten Farben die Wonne ausmalen, die Geliebte zu besitzen, so erlabt sich Hans an dem Gedanken des Selbstmordes. Aber es kommt anders. Gustav kehrt zurück, aber Hertha kann keinen Gebrauch von ihm machen, denn Gustav ist Gatte einer schönen Griechin und Vater eines kleinen Mädchens.

Nun ist Hans in seinem Element; er übernimmt die — man wird es zugeben — nicht gerade angenehme Mission, die nicht mehr allzu junge Hertha zu verständigen, dass sie wieder um einen Geliebten gekommen ist, und als Hertha, die erst kurz zuvor einem Grafen einen Korb gegeben, mit raschem Blick die Situation erfassend, sich nun ihm an den Hals wirft, ist er ganz fassungslos und niedergedrückt von der Grösse des Glückes, das ihn getroffen. Als Bräutigam eines Mädchens, das einen Andern liebt, hat er nichts Besseres zu thun, als sich schleunigst zum Vortheil eines Dritten zu compromittiren; er sorgt in wahrhaft väterlicher Weise für ein Bauernmädchen, welches eben im Begriff ist, dem abgewiesenen Grafen einen illegitimen Erben zu geben. Natürlich beutet die böse Welt diese — Grosmuth gegen ihn aus, aber er spricht nichts, erklärt nichts, das könnte die Sache wesentlich vereinfachen, und wohin käme man dann? Ich übergehe seine Harmlosigkeit, welche ihn eine Geschichte seines Bruders glauben lässt, die nur mit Illustrationen versehen werden müsste, um in den „Fliegenden Blättern" mit

Recht Sensation zu machen, ich übergehe einige Grossmuthsacte und Resignationskunststückchen, welche bei einem Virtuosen wie Uhlenhans nur als Dilettantenarbeit betrachtet werden können. Er erfährt schliesslich, dass Gustav ihn und die ganze Gesellschaft in nichtswürdiger Weise belogen und betrogen, dass das „zuckersüsse Brüderchen" ihn bei Hertha verleumdet, auf's neue um Hertha's Liebe geworben, dass der Unwürdige ihn bestohlen, ihm nach dem Leben trachtete, und jetzt rafft er sich zu einem grossen Entschluss auf; er, Uhlenhans, der nur ein Wort zu sagen brauchte, die Bösen zu entlarven, Alles zu erklären, sich Liebe und Bewunderung zu sichern, er beschliesst vom Schauplatz zu verschwinden und ihn den Verbrechern zu überlassen; Gustav, der Betrüger, der Falschspieler, der Schwindler, soll fortan als Herr in dem warmen Nest sitzen, das Hans für ihn bereitet, dem Adel der Umgegend soll dieses Musterexemplar erhalten bleiben. Uhlenhans wird ohne Abschied von dannen gehen, nichts mit sich nehmen von dem Geld und Gut, das doppelt ihm gehört, das er allein erworben, und wird in Amerika auf's neue zu arbeiten beginnen. Wer nun hier nicht weint, dem mangelt es gewiss gänzlich an Gefühl. Das ist doch gross, da feiert doch noch die Moral, die sittliche Anschauung Triumphe! Und dann, wie originell! Warum soll denn immer der Dieb nach Amerika auswandern, warum nicht einmal zur Abwechslung der Bestohlene. Noch sind wir nicht am Schluss, aber — bald. Noch einmal treffen sich die Brüder, zum zweitenmale zielt Gustav mit Absicht nach seinem Bruder, der ihm eben einige Erklärungen geben will — ein allerdings nicht günstig gewählter Zeitpunkt für ein solches Vorhaben — Hans verliert auch sein zweites Auge und Gustav wird durch eine anonyme Kugel niedergestreckt. Hans wird nun als Brudermörder verhaftet und da es gegen sein Princip ist, etwas klar auseinanderzusetzen und sich zu vertheidigen, soll ihm auch der Process gemacht werden. Die von seiner Unschuld überzeugte Landbevölkerung, mindestens zehn Mann hoch, will ihn befreien; der blinde Hans, der eben erst eine

Gehirnentzündung überstanden, weiss nichts Besseres zu thun, als sich eine halbe Stunde dem Sturm und Wetter auszusetzen, um diese Leute in der liebevollsten Weise aufzufordern, friedlich nach Hause zu gehen und ihn ungeschoren zu lassen. Jeder Romanschriftsteller, der seinen ärztlichen Curs durchgemacht hat, weiss, dass man sich durch solche Unvorsichtigkeit eine tödtliche Erkältung holt; Hans stirbt denn auch, nachdem sich seine Unschuld erwiesen, in den Armen Hertha's, welche mit ihm den letzten möglichen Bräutigam verliert. — Nun, und das Weitere? — Was geht noch vor? — Nun, Hans liebt Hertha, Hertha liebt Gustav, Gustav liebt Isäa, Isäa liebt Axel, Axel liebt — und sofort. Einige dieser Herrschaften lieben auch noch anderweitig und werden noch anderweitig geliebt und andere haben ganz verlorene Posten, sie lieben nämlich dort, wo schon zwei- und dreifache Vormerkungen bestehen. Sonst geht nichts vor. Gibt es denn im Leben der einzelnen Menschen oder der Völker auch noch etwas Anderes, wofür sich ein deutscher Romanschriftsteller zu interessiren brauchte, was er in sein Buch aufnehmen könnte!

Natürlich fehlt auch die grosse Scene nicht, die in jedem Spielhagen'schen Roman zu finden ist. Die Scene der Katastrophe, in welcher wie auf Verabredung Alles zum Ausbruch kommt: Im grossen Saal wird getanzt, rechts stirbt man, links wird gemordet, oben bereitet sich ein Paar zum Durchgehen vor, im Garten werden Brüder erschossen u. s. w., das ist nach bewährtem Muster, siehe „Problematische Naturen", „Sturmfluth", „Plattland" u. s. w., auch hier wieder sehr geschickt arrangirt. Eines nur muss während der Lecture dem Leser auffallen und ihn wirklich stutzig machen. „Wie, ist es möglich, ein Spielhagen'scher Held, der nicht wenigstens von drei Frauen zugleich geliebt wird, der überhaupt gar nicht geliebt wird?!" Das ist gegen die Abrede, der Leser hat ein Recht das zu erwarten, diese Combination ist in den Preis des Buches mit eingerechnet. Auch der Dichter scheint, als er schon am Schluss war, diese Untreue gegen sich selbst

erkannt zu haben, denn mittelst einiger geschickter Wendungen kommt die wirklich überraschende Thatsache zu Stande, dass der arme „Uhlenhans" eigentlich von vier Frauen leidenschaftlich geliebt wird. Um die Zahl vier voll zu machen, muss der Autor allerdings im letzten Capitel uns noch mit einer neuen hochinteressanten Frauengestalt bekannt machen, wie es denn überhaupt eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Romans ist, dass der Schluss desselben von drei neuen Persönlichkeiten, die uns vorher nicht ihre Aufwartung gemacht haben, servirt wird.

Wie frei athmeten alle Diejenigen auf, die „Uhlenhans" glücklich zu Ende gelesen, was konnte sie noch treffen! Es überkam sie ein Gefühl der Beruhigung, eine wohlthuende Sicherheit, wie sie Derjenige empfindet, der sich nunmehr vor jeder Ueberraschung geschützt glaubt. Mussten sie nicht fest daran glauben, dass Uhlenhans an Edelmuth und — Langeweile durch nichts mehr überboten werden könne!?

Heilige Einfalt! Wie gering schätzten sie den Vorrath an beiden Artikeln, den die deutschen Autoren auf Lager haben! Man kann mindestens ebenso edel und noch viel langweiliger sein als „Uhlenhans"; in „Haus Wartenberg" von Redwitz wird uns dieser Doppelbeweis glänzend geliefert.

Auf die Gefahr hin, „Uhlenhans" um sein Prestige, um sein wohlverdientes Renommée zu bringen, sei auch der Inhalt dieses neuen „herrlichen Werkes, das in keiner Familie fehlen sollte", hier wiedergegeben.

„Haus Wartenberg", dessen Geschichte uns der Autor erzählt, ist mit folgenden Personen bevölkert: Zuerst Graf Eberhard Wartenberg, ein tapferer alter Haudegen mit dem aus den deutschen Familienromanen sattsam bekannten, unermesslichen Adelsstolz, dann seine Gemahlin, Gräfin Gabriele, die echte deutsche Hausfrau von idealer Vollkommenheit. Ihrer Ehe sind drei Kinder entsprossen. Der Majoratserbe, Graf Kurt, ein flotter Lieutenant, der zweitgeborene Graf Erich, eine poetisch veranlagte Gelehrtennatur, und Elschen, ein holder Backfisch, der sich zu verlieben hat und dieser

seiner Bestimmung auch gleich im ersten Capitel pünktlich nachkommt. Der Vater und die beiden Söhne folgen dem Ruf des Königs — die Handlung spielt im Jahre 1870 — und ziehen in den Krieg. Graf Erich wird in einem der ersten Gefechte verwundet und kehrt in's Elternhaus zurück. Hier benützt er seine Reconvalescenz, um sich in die Gouvernante seiner Schwester, Fräulein Margarethe Bluhme, deren edles Gemüth er schon früher aus einem ihrer Gedichte erkannt hat, gründlich zu verlieben. Er erklärt sich, und Margarethe unterrichtet ihn über ihre Gefühle durch ein neues Gedicht, das sie ihn finden lässt. Diese Idylle, der Traum der Beiden von einer allenfalls möglichen Vereinigung — Graf Erich will sich ganz der Geologie widmen und als Professor könnte er ja Margarethe auch heiraten — wird jählings zerstört. Der Majoratserbe Graf Kurt wurde tödtlich verwundet und Gräfin Gabriele reist nach Frankreich, um die Leiche ihres Sohnes heimzubringen. Nun haben wir den Conflict. Nun ist Erich Majoratserbe. Nach den Statuten des Wartenberg'schen Majorats darf der Majoratsherr nur dasjenige weibliche Wesen heiraten, welches sieben Ahnen von väterlicher und sieben Ahnen von mütterlicher Seite besitzt. Wo soll Margarethe, die sich nicht des kleinsten, ernst zu nehmenden Ahnen erfreut, auf einmal ihrer Vierzehn hernehmen?

Und der alte Graf hat Eile, er will die Fortdauer seines Majorats gesichert wissen und er plant eine Verbindung seines Sohnes Erich mit der Prinzessin von Asen, welche einen solchen Ueberfluss an brauchbaren Ahnen besitzt, dass sie der armen Margarethe füglich einige abgeben könnte. Um es Erich leichter zu machen, dem Willen des Vaters zu gehorchen, entflieht die edle Margarethe unter Zurücklassung eines neuen Gedichtes aus dem gräflichen Hause. Graf Erich folgt ihr nach England, er ist entschlossen, auf das Majorat zu verzichten und Margarethe zu heiraten. Die Flucht Erich's nach England ermöglicht es seiner Mutter, auch dieses Land kennen zu lernen, denn nach einer erregten

Scene mit dem empörten Vater, der seinen Sohn verfluchen will, reist Gräfin Gabriele nach England, um dem Sohn ihren Segen zu bringen. Eine Depesche Else's ruft Alle zurück. Der alte Graf wurde auf der Jagd von einem Hirsch, der eingesehen haben mochte, dass ohne seine Intervention diese Familenangelegenheit niemals zum Abschluss gelangen könne, tödtlich verletzt. Auf seinem Sterbebette vergisst er seinen Stolz, bestätigt einen entfernten Verwandten in dem Majorat und segnet Erich und Margarethe. Erich wird Professor, Margarethe Frau Professorin, die alte Gräfin schaukelt nach Jahresfrist den üblichen blondgelockten Enkel auf den Knieen, und der Autor entlässt uns mit der beruhigenden, tröstlichen Versicherung, dass für Erich, Margarethe und deren Kinder trotz alle und alledem Plätze in der gräflichen Familiengruft reservirt seien. Das ängstliche Bangen, welches den Leser nicht einen Augenblick verlässt, Erich werde zur Strafe für seinen Abfall einst in gemischter Gesellschaft begraben liegen, war also überflüssig. Es ist unrecht, so mit den Gefühlen des Publicums zu spielen.

Dieser Roman erfreut nicht nur durch den eben erzählten originellen und lebenswahren Inhalt, er bringt auch eine Fülle charakteristischer Figuren und Züge, mit welchen in der — Parodie die glücklichsten Wirkungen zu erzielen wären. Margarethe hat, wie schon erzählt, poetische Neigungen, sie hat die Gewohnheit angenommen, ihre Erlebnisse jeden Abend in Reime zu bringen. Dieser Gewohnheit verdanken wir Lieder von überwältigender Poesie, wie dieses:

„Sie halten mich gleich höh'rer Magd,
Des Hauses Tisch ist mir versagt,
Nur nach dem Lernen wird gefragt", u. s. w.

Sie citirt mit Vorliebe sich selbst. Bei jedem Ereigniss von einiger Bedeutung fällt ihr eines ihrer eigenen Gedichte ein, das sie dann still verzückt vor sich hin murmelt.

Und Else! Sie ist eigentlich stiefmütterlich behandelt. Sie verliebt sich und wird verlobt, ohne mit dem Betreffenden

auch nur ein Wort gewechselt zu haben, von dem der Leser wüsste; es ist eben kein Raum für sie, aber sie musste da sein, weil sonst die Gouvernante keine Existenzberechtigung hätte, und sich verlieben, weil ein anständiger Roman doch mindestens zwei Liebespaare haben muss. Nur einmal haben wir Gelegenheit, das Keimen und Wachsen ihrer Liebe zu beobachten. Sie steht auf dem Balcon und winkt mit dem Tuche Demjenigen, den sie nach dem Rathschluss des Dichters lieben soll; er will auch mit dem Tuche wehen, der Blick des Vaters aber bringt ihn in Verlegenheit und um die Bewegung mit dem Tuch zu maskiren — schneuzt er sich laut. Welch feine, sinnige Beobachtung, welch ein glücklicher, realistischer Zug! Elschen erröthet, kichert und erröthet wieder. „O, über das glückliche Bräutchen!"

Und die Prinzessin von Asen! Mit wenigen meisterhaften Strichen ist das Porträt dieser schönen, jungen Vollblut-Aristokratin entworfen! In einer Rede von zehn Zeilen findet sie Gelegenheit, die Worte „Espèce, abominable, mesquine Position, Societät, Horreur, enuyante Menage, excellenter Epouseur" anzuwenden. Ist es möglich, die wahre Noblesse besser zu charakterisiren, und stimmt dieses Bild nicht vollständig zu der Vorstellung, welche Näherinnen und Schneidergesellen schon seit Kotzebue von dem Gebahren der Aristokratie haben?

Dies sind nur Stichproben, es liegt nicht in unserer Absicht, den ganzen, köstlichen Inhalt des Romans zu erschöpfen.

Es ist schade, jammerschade!

Nach der Lectüre dieser und ähnlicher Werke muss jeder fühlende Leser höchstes Bedauern darüber empfinden, dass es dem Dichter, der ja ohnehin bei der Vertheilung der Erde zu kurz gekommen, als Entschädigung dafür nicht wenigstens vergönnt ist, den von ihm geschaffenen Figuren, denen er schon freigebig von seiner Blutleere mitgetheilt, und auf die er seine Geistesarmuth übertragen hat, auch wirkliches, warmes Leben einzuhauchen! Warum hat er nicht die Macht, Gestalten, die er ausgestattet mit der liebe-

vollen Fürsorge eines zärtlichen Vaters, mit dem ganzen, reichen Schatz seiner Erfahrung, für kurze Zeit wenigstens in körperliche Wesen zu verwandeln, ihnen einen Platz auf der Erde anzuweisen!

Natürlich „nur für kurze Zeit", denn lange würden diese vollkommenen Wesen es schwerlich unter uns sündigen Menschen aushalten; aber welch ein erhebendes Beispiel könnten sie uns geben, wie könnten sie uns bessern und veredeln! Und welche Musterehen liessen sich zwischen ihnen stiften! Man könnte da eine förmliche Menschen-Remonte, eine Art literarische Zuchtwahl einführen. Immer die Besten aus den verschiedenen Romanen müssten einander heiraten. So müssten beispielsweise Herr Uhlenhans und Fräulein Margarethe Bluhme ein Paar werden. Und einmal lebendig geworden und dann vereinigt, wie glänzend würde es ihnen alsdann gelingen, sich selbst ad absurdum zu führen, sich selbst, der Welt und ihren Schöpfern zu beweisen, dass sie keine Berechtigung und keine Möglichkeit haben zu existiren, dass sie Schattenbilder sind, Abstractionen, durch Combination entstanden, nein, noch weniger als das, Werke eines Handlangers, der aus Pappe und Kleister menschenähnliche Fratzen gebildet hat.

Leider besitzen die „Dichter" nicht die Macht, die wir ihnen wünschen, und wir dürfen auf die Mitwirkung des „Wunders", das unseren Beweis so glänzend führen würde, nicht rechnen. Aber dieser Beweis lässt sich noch auf andere Art erbringen. In den alten Komödien — übrigens auch in den neuen — hat man ein bewährtes Hausmittel, um einen Eigensinnigen, Verblendeten zu heilen, ihn von der Unmöglichkeit seines Verlangens, seiner Theorie zu überzeugen, ihm die Lächerlichkeit, die Verwerflichkeit seiner Principien zu beweisen. Man experimentirt, lässt Alles nach seinem Willen gehen, bis er sich selbst gefangen gibt und besiegt erklärt, oder man zeigt ihm sein Spiegelbild, das sich getreu nach seinem Muster geberden muss. Man borge diesen Kunstgriff aus der Komödie. Irgend Jemand gebe sich zu dem Versuch

her, auch nur einen einzigen Tag getreu nach dem Muster irgend eines Romanhelden zu leben, genau so zu sprechen, so zu handeln, wie dieses ideale Vorbild. Freilich ist dieses Experiment nicht ungefährlich, denn den Abend dieses Tages würde der heldenmüthige Forscher unfehlbar bei der Polizei oder im Beobachtungszimmer zubringen müssen, und wenn er den Tag nur leidlich gut anwenden würde, könnte es ihm überdies gelingen, sich mit seiner Familie zu entzweien, aus seiner Stellung entlassen, von seinen Freunden und Bekannten verhöhnt, und vom Gericht unter Curatel gestellt zu werden. Hat nun das, was das wirkliche Leben als unmöglich ausscheidet, ein Recht, sich in der Literatur als Abbild des wirklichen Lebens auszugeben?

Die sogenannten Idealisten sagen: „Ja". Und sie begründen ihr „Ja", wie folgt: „Der „Dichter" hat nicht die Aufgabe, das Leben abzuschreiben, er ist kein Copist des Weltelends, kein Photograph oder Reporter, er hat nicht die Aufgabe, Welt und Menschen zu schildern, wie sie thatsächlich sind, er soll zeigen, wie sie sein sollten." Wie sie sein sollten! Zugegeben. Dann aber müsste diese ideale Welt, wenn sie nur irgend etwas taugt, in Demjenigen, dem sie vorgeführt wird, doch logischerweise das Verlangen erwecken, in ihr zu leben, dann müsste die Gesellschaft der Menschen, die er in den idealistischen Romanen kennen gelernt hat, dem Leser doch wünschenswerther erscheinen, als diejenige, in welcher er wirklich zu leben gezwungen ist.

Ist dies der Fall? Hat schon irgend Jemand, der sich noch seiner gesunden Sinne erfreut, ernstlich das Verlangen gefühlt, in der Welt und unter den Menschen des Herrn Spielhagen und Consorten einen längeren Aufenthalt zu nehmen, sie einzutauschen gegen diejenige, in welcher er sich augenblicklich wohl oder übel befindet? Gewiss nicht. Er mag das Bestehende als tadelnswerth und schlecht erkennen, er mag von seinen Nebenmenschen die verächtlichste Meinung haben, er wird doch gezwungen sein, dem Bestehenden den Preis zuzuerkennen, es demjenigen vorzuziehen, was ihm die

„Welt, wie sie sein sollte" verspricht. Er kann nicht wünschen, in Gesellschaft hysterischer, mondsüchtiger Weiber, alberner Backfische und sentimentaler Tagediebe leben zu müssen; er *kann* kein Verlangen tragen nach einer Welt, in der nicht gearbeitet, nicht gestrebt, nicht geforscht, in der nur „geliebt" würde; nach einer Welt, die nichts von Kunst und Wissenschaft, nichts von den höchsten Gütern der Menschheit weiss, deren einzige Beschäftigung es ist, sich in abgeschmackten Reden zu berauschen, die nichts kennt, als die Fortpflanzung einer erbärmlichen Gattung.

Wenn nun diese Romane nicht das Leben darstellen wie es thatsächlich ist, und wenn durch den Umstand, dass Niemand ein Verlangen fühlt, in dieser verbesserten Welt in neuer Ausgabe zu leben, der Beweis erbracht ist, dass es ihnen auch nicht gelungen ist, die Welt zu schildern, wie sei sein sollte; wo liegt noch ihre Existenzberechtigung, welchem Zweck dienen sie noch?

Von ihren Autoren wird ein zweiter Punkt in's Treffen geführt, welche die Berechtigung, mehr noch die Unentbehrlichkeit dieser Gattung geistiger Nahrung beweisen soll. Dieser lautet: „Die Menschen, welche sich aufreiben im Kampf um's Dasein, in kleinlichen Sorgen und Mühen, fühlen bewusst oder unbewusst das Bedürfniss, sich in das Reich der Phantasie zu flüchten, um für einige Stunden wenigstens auf die Misère des Lebens, auf seine kleinen Widerwärtigkeiten vergessen zu können; sie wollen in der Lectüre, die sie zu diesem Zwecke wählen, nicht wieder den „Abklatsch ihres Lebens" treffen, sie sehnen sich nach einer reinen Atmosphäre, in der sie frei aufathmen können, sie lechzen nach Erhebung, Trost und Labsal. In unserer verbesserten Welt ist das Alles in reichster Auswahl und zu den billigsten Preisen zu finden." Nein, es ist nicht darin zu finden! Würde diese Lectüre wirklich dies Bedürfniss der Menschen nach Erbauung und Erhebung, das unleugbar existirt, befriedigen, sie hätte ihre Daseinsberechtigung vollauf bewiesen. Aber sie führt den Leser, der in ihr Erhebung sucht, nicht in eine reinere

Atmosphäre, nein, sie muthet ihm vielmehr den Aufenthalt in einer Luft zu, der jeder Sauerstoff fehlt, in der es überhaupt nicht möglich ist, zu athmen. Diese Lectüre kann nicht erquicken und befriedigen, im Gegentheil, sie muss Denjenigen, der sich nicht vorher freiwillig des Denkens begeben hat, unzufrieden machen, ihn geradezu erbittern. Wie, *er* muss arbeiten, kämpfen, ringen und doch dabei entbehren, er seufzt unter Lasten und Plagen und dieser Bursche da im Roman, der ihm äusserlich gleicht, zur selben Zeit, unter denselben Bedingungen lebt wie er, der gekleidet ist wie er, der vielleicht zufällig sogar seinen Namen führt, im selben Alter ist wie er, weiss von alledem nichts? Der hungert, der friert nicht, der erfährt keine Demüthigung, keine Zurücksetzung, keine Chicanen, der fühlt nichts von den tausend Nadelstichen des Lebens? Der darf das Glück zehnmal zurückweisen, es kehrt doch immer zu ihm zurück, er darf bettelhaft stolz, unsinnig und lächerlich handeln, und Niemand bemerkt es, alle Welt bewundert ihn sogar und Alles wendet sich für ihn zum Guten? Er arbeitet nicht, er denkt nur über das Wesen der Liebe nach und wird doch satt?! Was soll der Spass? Will man ihn, den Leser, zum Besten halten? Was soll er aus diesen läppischen Geschichten lernen? Ei, da liest er doch lieber gleich ein Märchen, das mit seinen Prinzen und Feen, seiner naiven Gerechtigkeit, seinem traulich, anheimelnden „Es war einmal" ihm die sonnigen Kindertage in's Gedächtniss ruft, ihm das Herz erwärmt und Thränen in sein Auge treten lässt. Und kann er dies nicht mehr, hat er in den Wirren des Lebens die naive Empfänglichkeit für das Märchen schon eingebüsst, dann lasse er sich von seinem Bedürfniss nach reinerer Luft und Erhebung zurückgeleiten zu den Werken unserer Classiker. Man liest den „Faust" nie aus. Die Mussestunden eines ganzen Lebens sind nicht zu viel, um die Dramen Shakespeare's kennen zu lernen, und in den unsterblichen Werken der grossen Geister aller Nationen dürfte auch noch Einiges zu finden sein, das geeignet ist, den nach Trost und Er-

quickung Lechzenden zu befriedigen. Und verlangt es ihn nach einem freundlichen Bild modernen Lebens, so wird ihm, um nur ein Beispiel anzuführen, eine einzige Novelle Gottfried Keller's grössere Erhebung gewähren, er wird aus ihr mehr Lebensfreude und Lebensmuth holen, als aus sämmtlichen idealistischen Romanen und sämmtlichen literarischen Machwerken sämmtlicher Familienblätter.

Familienblätter! Wie lieblich und anheimelnd klingt das Wort! Wie viel verspricht es, um — nichts zu halten! Diese Geschäftsunternehmen mit dem volltönenden Namen sind ja doch nichts weiter als Concurrenten der Leihbibliotheken, und das Einzige, was sie vor diesen voraus haben, ist, dass sie für denselben Preis einige Vortheile mehr bieten, die Illustrationen nämlich, und den reellen Werth, der in dem Papier steckt, das im Besitz des Publicums bleibt und nicht zurückgegeben werden muss. Was die belletristischen Erzeugnisse anbelangt, die in diesen Blättern dem Publicum servirt werden, so gilt für sie genau dasselbe, was über die „idealistischen" Romane im Allgemeinen gesagt wurde. Nur mit dem einen Unterschiede, dass die Literatur, welche für den ausschliesslichen Gebrauch der Familienblätter fabricirt wird, noch um eine Stufe tiefer steht, dass deren Helden und Heldinnen noch edler und blutleerer, ihre Bösewichter noch teuflischer, ihre Situationen noch unwahrscheinlicher sind, dass die süssliche Lüge, die Vertuschung und Schönfärberei in ihnen noch schwunghafter betrieben, einer lächerlichen Prüderie noch grössere Concessionen gemacht werden. Und diese Blätter posaunen in alle Welt ihr stolzes Motto aus, das da lautet: „Für die Familie ist das Beste gerade gut genug". Das also ist das Beste! Diese Wassersuppen-Literatur?! Würden die Familienblätter sich darauf beschränken, nein besser gesagt, würden sie ihren Ergeiz einzig und allein darin suchen, getreu über alle Zeitereignisse, über alles Mittheilenswerthe, über alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst zu berichten, die Forschungen und Ergebnisse der Wissenschaften, die Entdeckungen und Erfindungen in eingehender, gründlicher

und doch leicht fasslicher Weise zu besprechen, in Wort und Bild anregend und belehrend zu wirken, ihre Bestrebungen würden das höchste Lob verdienen, sie hätten dann das Recht, sich im besten Sinn „Familienblätter" nennen zu dürfen. Was sie nach dieser Richtung hin bieten, kann sehr bescheidenen Ansprüchen allenfalls genügen, aber ihr Ehrgeiz ist damit nicht befriedigt, sie wollen mehr, sie wollen auch für Unterhaltung und Zerstreuung sorgen, vielmehr, sie wollen erheben, erbauen, zum Guten und Edlen anspornen, das „Gefühl der Zusammengehörigkeit", den Sinn für Häuslichkeit kräftigen und stärken. Zu diesem Zweck haben sie die gesammte Moral und Sittsamkeit in Generalpacht genommen, welche sie nun in der Form von Romanen und Novellen in kleineren Partien ihren Abonnenten abgeben. Vor Allem aber vindiciren sie sich die Aufgabe, das deutsche Mädchen zu erziehen und die Tugend der deutschen Frau sorgfältig zu hüten und zu bewachen. Nun fragen wir: Darf die deutsche Frau nicht verlangen, endlich einmal mündig gesprochen zu werden? Muss sie sich es noch immer gefallen lassen, mit dem bekannten widerlich-süssen Kinderbrei gefüttert zu werden? Wen will man denn eigentlich belügen? Wer glaubt denn noch daran, dass die Frauen an dieser Kost Geschmack finden? Wir wollen gar nicht von jenen Frauen sprechen, welche das aus irgend welchen Rücksichten abonnirte Familienblatt nur dazu benützen, um einem eintretenden Besuch ihre Lieblingslectüre, die neueste Cochonnerie Belot's oder Gyp's zu verbergen; aber fragt doch herum bei den wirklich anständigen und vernünftigen Frauen, wie sie über das Geschreibsel denken, das man ihnen als geistige Nahrung zuweist. Sie sind dessen längst überdrüssig und sie finden es unwürdig, immer noch als Puppen, als Kinder behandelt zu werden, denen man kein Urtheil über wichtige, weltbewegende Fragen zutraut, die man ausschliesst von dem Ernst des Lebens. Die wirkliche deutsche Frau, das heisst diejenige, die diese Bezeichnung wirklich verdient, muss sich für eine Verehrung bedanken, die ihr noch immer die Küche und das

Kinderzimmer als ausschliesslichen Aufenthalt anweist, welche ihr noch immer keine andere Berechtigung zuerkennt, als zu lieben und sich zu putzen, sich an den Erzählungen von albernen Liebeleien und unmöglichen Intriguen zu ergötzen. Sie beansprucht Höheres und Besseres, und sie darf es, muss es beanspruchen. Sie ist zu vernünftig, um sich für die lächerlichen Auswüchse der Emancipationsfrage einzusetzen, aber sie will das erreichen, wozu sie vollauf berechtigt ist, was die Zeit, in der sie lebt, von ihr fordert. Sie will die gleichberechtigte, thätige Gehilfin des Mannes, sein Mitarbeiter, seine wirkliche Gefährtin sein, sie will das Verständniss erlangen für alle Fragen, die ihn bewegen und interessiren können, sie will in den Stand gesetzt sein, selbstständig erwerben zu können, wenn ihr der Gatte und Ernährer entrissen wird. Finden sich die Vorbedingungen zur Erreichung dieses Zieles etwa in den Familienblatt-Romanen, welche grundsätzlich das Leben ignoriren, welche die Vorstellungswelt der Frau beengen, sie verstricken in ein Gewebe von Unwahrheit und Heuchelei? Darf Jemand, der es ehrlich meint mit der deutschen Frau, der sich selbst vor Gefahr bewahren will, wünschen, dass sie sich nach den Mustern bilde, die man ihr vorhält, dass sie den Frauengestalten ähnlich werden möge, die in den Romanen der Familienblätter ihr Wesen treiben?

Wie steht es nun mit der Bildung und Erziehung des jungen Mädchens, des jungen Mannes? Auch diese Aufgabe hat ja das Familienblatt übernommen, und sie soll durch die literarischen Machwerke, die es bringt und durch den „idealistischen" Roman überhaupt gefördert und erfüllt werden.

Wenn die Kritik einem dieser Erzeugnisse etwas besonders Rühmliches nachsagen will, so schliesst sie ihre Hymnen mit der Bemerkung, dass man dies Buch unbesorgt jedem sechzehnjährigen Mädchen in die Hand geben dürfe. Unserer Ansicht nach ist dies ein sehr zweifelhaftes Lob, und von diesem Standpunkt aus haben die Werke unserer Classiker nicht den geringsten Anspruch auf Lob und Anerkennung, da sie sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl zur

Lectüre für junge Mädchen nicht eignen. Es muss aber ganz entschieden in Abrede gestellt werden, dass eine Literatur, die ernst genommen werden will, überhaupt irgend welche Rücksicht auf die höhere Töchterschule zu nehmen hat. Es gibt viele Leute, welche die Ansicht vertreten, dass es sechzehnjährigen Mädchen überhaupt nicht zukomme, Romane zu lesen; dieser Ansicht kann man zustimmen, und man kann sie bekämpfen, Eines aber ist gewiss, die schädlichste, gefährlichste Lectüre, die man jungen Mädchen in die Hände geben kann, ist *diejenige,* welche speciell für sie in den Familienblättern zurecht gemacht wird. Wir haben vorhin erörtert, aus welchen Elementen sich diese Romane zusammensetzen, mit welchen Mitteln sie arbeiten. Was soll ein junges Mädchen daraus lernen? Wie sieht das Bild aus, das sie von der Welt erhält? Mit welchen Ansichten, mit welchen Anforderungen tritt sie in's Leben, in die Ehe? Wie viele bittere Enttäuschungen stehen ihr bevor, wie viele schmerzliche Erfahrungen wird sie machen, wenn sie demjenigen, was ihr in diesen Romanen vorgefabelt wurde, nur zur Hälfte Glauben schenkte! Um nur ein Beispiel anzuführen: Aus dem Redtwitzschen Roman „Haus Wartenberg" wird sie ersehen, dass schöne junge Grafen dem Fluch des Vaters trotzen, und opfermüthig auf ein reiches Majorat verzichten, um eine arme Gouvernante heiraten zu können. Wehe ihr, wenn sie darauf baut! Zu ihrem eigenen Leid wird ihr bewiesen werden, dass im wirklichen Leben die jungen Grafen sich wohl für Cocotten und kleine Theaterprinzessinnen ruiniren, denselben auch allenfalls ihre Namen geben, dass sie sich aber begnügen, arme Gouvernanten zu verführen und sie im besten Falle mit einer Bagatelle abzufertigen. Die einzige Ausnahme, welche auf vielleicht tausend derartige Fälle kommt, bestätigt ja nur die Regel. Und nun zum Gegensatz ein Beispiel aus dem gegnerischen Lager, aus einem der übelbeleumundetsten realistischen Romane. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Lectüre von „Sappho", welche Daudet zur Warnung für seine Söhne, und nebenbei für seinen Verleger geschrieben

hat, wirklich viele junge Leute gänzlich davon abhalten wird, zu schönen Sünderinnen in längere illegitime Beziehungen zu treten. Wo die Sinne sprechen, verhallt die Stimme des Warners ungehört. Aber Eines wird durch die unübertrefflich wahre und glänzende Schilderung dieses Romanes gewiss erreicht werden. Sie wird die jungen Leute aufmerksam machen auf die Gefahren, welche in der längeren Verbindung mit einem dieser Geschöpfe liegen. Sie wird ihnen zeigen, welcher niederen Regungen, welcher bodenlosen Gemeinheit diese Geschöpfe fähig sind, und das zerstörte Lebensglück, die trostlose Zukunft des Liebhabers der Sappho wird sie vielleicht daran mahnen, noch zur rechten Zeit die Fesseln abzuschütteln. Wenn, auf das Glück der Redtwitzschen Gouvernante bauend, auch nur e i n Mädchen unglücklich wird, und wenn, durch „Sappho" abgeschreckt, die Existenz auch nur eines e i n z i g e n jungen Mannes gerettet wird, welche Lectüre hat dann segensreichere Wirkungen hervorgebracht? Es ist wahr, die Kenntniss der Sappho hat den jungen Mann seiner Illusionen beraubt, ihn skeptisch und misstrauisch gemacht; er hat die Dirne, die in seinen Armen ruht, auch nicht einen Augenblick für einen Engel gehalten, sein Glück ist vielleicht weniger intensiv gewesen, aber er hat es dafür auch nicht mit seinem Lebensglück erkauft. Es ist nicht gut und weise, Illusionen zu nähren, die Gefahren in sich bergen und Derjenige ist unser Freund und Erzieher, der sie in guter Meinung zerstört, nicht aber Derjenige, der uns die Augen verbindet oder uns absichtlich Falsches zeigt.

Aber der Inhalt dieser Romane gefährdet nicht allein die Zukunft der jungen Mädchen, er steht auch in offenbarem Widerspruch mit der häuslichen Erziehung, die ihnen zu Theil wird, oder umgekehrt. Demselben jungen Mädchen, das von der vorsichtigen Mutter sorgfältig darauf dressirt wird, die Stimme des Herzens zu unterdrücken, dem es in allen Tonarten wiederholt wird, dass „Liebe" ein leeres Gefasel, eine gute Versorgung aber Alles sei, demselben jungen

Mädchen, das man, kaum dass es flügge geworden, auf Bälle und andere Heiratsmärkte führt, wo es wie eine Sklavin seine Reize zeigen, seine eingelernten Kunststückchen zum Besten geben muss, um endlich an den Meistbietenden oder den am wenigsten Nehmenden verhandelt zu werden, demselben Mädchen, dem die Gesellschaft nur die einzige Bestimmung zuweist, geheiratet zu werden, dem wird in überschwänglichen, hohlen Phrasen, in abenteuerlichen Combinationen das Recht des Herzens, das Recht der Liebe, das Recht der freien Wahl gepriesen.

Die Mutter, die ihre Tochter nach anderen Principien erzieht, bedarf gewiss nicht der Unterstützung dieser Romane, sie wird dieselben schon aus dem Grunde von sich weisen, damit das gesunde Fühlen und Denken ihres Kindes nicht in lächerliche Schwärmerei und weinerliche Sentimentalität ausarte.

In welchen Zwiespalt aber geräth das Mädchen, welches nach den oben angedeuteten Grundsätzen erzogen wird? Es sind da wohl nur zwei Fälle möglich. Entweder die Lehren der klugen Mutter haben Wurzel gefasst, die junge Dame bekennt sich zu der eminent praktischen Lebensanschauung, welche nur nach dem Vermögen, der Stellung des Freiers frägt, dann werden ihr die Romane, die angeblich für sie geschrieben sind, einfach lächerlich erscheinen. Für diese junge Dame brauchten sie nicht zu existiren; sie wird, kaum selbstständig geworden, sich einer Lectüre zuwenden, die ihr andere Reizungen bietet.

Oder aber: Der Kopf eines schon von Natur schwärmerisch und sentimental veranlagten Mädchens ist durch das Lesen dieser Sorte Romane, die ja bilden und erziehen sollen, vollständig verrückt geworden; sie hat sich mit allen ihren Gedanken, mit ihrem ganzen Vorstellungsvermögen eingelebt, in jene unmögliche Welt, die ihr vorgeführt wird; ihr Herz verlangt nach jener Liebe, die in solcher Qualität nur in Familienblättern zu finden ist. In welchem Licht müssen ihr die praktischen Eltern erscheinen, die sie in ein gewöhnliches,

hausbackenes Glück hineinreden wollen? Welch ein Kampf steht ihr bevor? Sie folgt entweder dem, was sie die Stimme ihres Herzens nennt, sie liebt den Ersten, Schlechtesten, den sie mit allen Tugenden ihrer Romanhelden schmückt — in den Familienblättern ist das ja ganz gefahrlos dargestellt, und führt immer zu einem guten Ende, diese Romane wissen ja nichts von Männern zu erzählen, welche es zu Stande bringen, das Vertrauen eines jungen Mädchens zu missbrauchen — oder aber, sie will sich nur nicht dem „tyrannischen" Willen der Eltern beugen, sie will ihnen Trotz entgegensetzen, und ihre erhitzte Phantasie treibt sie einer gewaltsamen tragischen Lösung zu. In beiden Fällen wird die Selbstmordchronik um eine „Nummer" bereichert. Besitzt sie aber nicht die Energie zum Widerstand, mangelt es ihr an Gelegenheit zu einem Fehltritt vor der Ehe, lässt sie sich, wie dies ja meistens geschieht, zu der von den Eltern geplanten Verbindung überreden, welche Ehe wird das, in welcher die Frau von ihrem Gatten beansprucht, dass er den Helden der Familienblätter und der idealistischen Romane gleichen soll? Im besten Fall vergeht eine geraume Zeit des Aergers, des Unmuths, der Enttäuschung, bis sich die Gatten verstehen lernen; im anderen Fall — und dieser kommt nicht allzu selten vor — haben eben die idealistischen Romane bestens dafür gesorgt, haben sie es zu verantworten, dass es den verrufenen realistischen Romanen niemals an Modellen für schöne Frauen mangelt, die es mit der ehelichen Treue nicht allzu genau nehmen.

Das junge Mädchen kann als das Opfer jener Romane bezeichnet werden, die speciell für seine Unterhaltung und Erziehung geschrieben werden; es füllt oft mit seinem Lebensglück die Kluft aus, welche zwischen dem falschen Idealismus der Romane und dem Realismus des Lebens liegt.

Idealismus! Realismus! Niemals noch ist Begriffen ärger Gewalt angethan worden, niemals noch hat man Worte mehr missdeutet, weniger verstanden und schlechter angewendet. Für die grosse Menge ist Idealismus gleichbedeutend mit

Optimismus, wie sie Realismus mit Pessimismus oder Cynismus identificirt. Nichts kann falscher sein.

Boz war gewiss Realist im strengsten Sinn des Wortes, aber wer wollte es wagen, ihn auch als Pessimisten zu bezeichnen? Seine Romane zeigen in ihren Grundzügen die heiterste Lebensanschauung, sie sind voll Lust und Sonnenschein, voll warmer Lebensfreude; er hat nur wenige wirklich schlechte Menschen gezeichnet und selbst diese weisen noch Züge auf, die versöhnen können; er zeichnete eben nach dem Leben, das von dem absolut Schlechten und dem absolut Guten nichts weiss.

Andererseits finden sich in den unverfälschtesten idealistischen Romanen zur wirksamen Folie der mit unmöglichen Tugenden behafteten Personen so viele in der Wolle gefärbte Bösewichte, welche eine sinn- und zwecklose Gemeinheit der anderen folgen lassen, wie Concertstücke in einem Programm, die auf einen abgrundtiefen Pessimismus schliessen lassen würden.

Wer eine Pfütze mit Blumen bedeckt, der hat die Pfütze nicht aus der Welt geschafft, er hat nur die Blumen besudelt und entweiht, er hat harmlosen Spaziergängern eine Falle gelegt. Vertuschung und Schönfärberei sind ebenso wenig *Idealismus*, wie absichtliches Entstellen und Verzerren, Wühlen in Schmutz und Unrath mit *Realismus* bezeichnet zu werden verdient.

Was uns in den Romanen geboten wird, denen unser Aufsatz gilt, ist nicht *Idealismus;* der Inhalt der pornographischen Schandliteratur und die geschmacklosen Ausschreitungen, welche leider hie und da in den Meisterwerken Daudet's und Zola's enthalten sind, haben nichts mit dem *Realismus* zu schaffen. Der Realismus hat auch sein Ideal, die Wahrheit, und er hat seine Aufgabe, sein Ziel, das Schlechte unverhüllt zu zeigen wie es ist, zu belehren und zu warnen, anzukämpfen gegen Lüge, Heuchelei und Gemeinheit, eine Aufgabe, die uns sittlicher, in Wahrheit idealer erscheint als diejenige, die sich der „idealistische Roman" gestellt hat.

Es lag nicht in unserer Absicht, den Idealismus an sich hier zu bekämpfen oder herabzusetzen, wir erheben unsere Stimme nur gegen jenen schädlichen, gefährlichen Afteridealismus, der sich in der deutschen Literatur breit macht, für welchen in unserer Zeit kein Raum ist, der in einer Gesellschaft von ehrlich strebenden, ernst und schwer arbeitenden Menschen keine Berechtigung hat.

Der Kampf, der jetzt tobt zwischen Idealismus und Realismus, ist, wie Alles, schon dagewesen. Idealismus und Realismus sind ja zwei grosse, bewegende urewige Principien. Je nach der herrschenden Weltanschauung gelangt eines dieser Principien in allen Thätigkeiten des menschlichen Geistes einer Epoche zum Ausdruck, prägt es allen geistigen Erscheinungen dieser Epoche seinen Stempel auf. Idealismus und Realismus sind, im Bilde zu sprechen, zwei gleich belastete Schalen einer Wage, welche der wechselnde Druck der Zeitrichtung wechselnd steigen und sinken lässt. Die jetzt herrschende Zeitrichtung hat zu Gunsten des Realismus entschieden: die Lebensanschauung und Lebensweise der überwiegenden Mehrheit Jener, die zu denken verstehen, ihre Geschmacksrichtung auf allen Gebieten beweist dies zur Genüge, und diese Ansicht wird nicht widerlegt durch die Indifferenz der grossen Masse, welche, dem Gesetz der Trägheit folgend, noch an dem Alten, Hergebrachten festhält. — Was wir hier ausgesprochen, wird von den Meisten gefühlt und innerlich gebilligt, und nur in dem Sinne, dass wir eben auszusprechen wagen, was blinder Autoritätenglaube, Kameraderie, gesellschaftliche Heuchelei und Indolenz auszusprechen sich scheuen, nur in diesem Sinne schwimmen wir eigentlich „gegen den Strom".

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

V.

DAS GEMÜTHLICHE WIEN.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten.
Goethe, Götz von Berlichingen.

Die nachfolgenden Betrachtungen hat ein Wiener niedergeschrieben, der seine Vaterstadt herzlich liebt, und dem sich seit geraumer Zeit die Frage aufgedrängt hat, weshalb die sogenannte Gemüthlichkeit Wiens und der Wiener von gewissen Seiten bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit bis zum Ueberdruss betont, ja nicht selten *gegen* die Wiener selbst ins Treffen geführt wird, zumal wenn es sich um Erörterungen politischer und socialer Natur handelt. Es geschieht dies bald von Fremden, bald von Einheimischen, bald im gönnerhaft lobenden, bald im schulmeisterhaft tadelnden Tone, hier geringschätzend, dort wieder mit einem elegischen Anklange schmerzlicher Erinnerung an eine angeblich schönere Vergangenheit. Welchen Zwecken dient dieser immerzu wiederkehrende Hinweis auf die besondere Eigenschaft des Wieners, welche man als Gemüthlichkeit zu bezeichnen übereingekommen ist? Wie äusserte sie sich einst, und welche Bedeutung hat sie in unseren Tagen erlangt, wenn sie dem modernen Wiener überhaupt noch eigen ist? Dies sind die Fragen, welche sich der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift vorlegte, und deren Beantwortung er zu finden suchte, ohne hierzu von irgend einer Partei beauftragt oder veranlasst worden zu sein. Eine systematische Durchführung und erschöpfende Behandlung des angeregten

Themas kann von einer kleinen Flugschrift, wie der vorliegenden, wohl nicht gefordert werden. Der Verfasser wollte hier auch nur den Gründen nachspüren, welche die gegenwärtige Entwickelung Wiens und der Wiener, die von so verschiedenen Seiten gemissbilligt wird, eigentlich bedingten. Er wollte ferner Licht und Schatten in der Schilderung des Wienerthums einmal gegeneinanderhalten und damit den Weg zeigen, auf welchem vielleicht zu einem richtigen, weil vollständigen Bilde des Wiener Lebens und der Wiener Eigenthümlichkeiten zu gelangen wäre; denn was bisher an diesbezüglichen Versuchen vorliegt, zeugt fast ausnahmslos von einer Einseitigkeit des Standpunktes sowohl für, als auch gegen Wien, dass es wohl nicht geeignet sein kann, besonderes Vertrauen zu der Verlässlichkeit der betreffenden Autoren zu erwecken. Was sie schufen, ist entweder vom schroffsten nationalen Hasse eingegeben, oder es zählt zu der hier besonders üppig gedeihenden Selbstverhöhnungs-Literatur, die mit einer wahren Wollust der Selbstanklage die Wunden am eigenen Körper vor Freundes- und Feindesaugen blosslegt, oder — und dies sind die gefährlichsten „Beschreiber" Wiens — die Schilderungen triefen von eitel Lob und Entzücken über die herrliche Zähigkeit der Wiener Gemüthlichkeit, welche allen Verführungskünsten der bösen „Nationalthümler" bisher tapfer widerstanden habe. Gleich weit entfernt von all diesen, ob nun guter oder schlimmer Absicht entsprungenen Uebertreibungen, will der Verfasser der gegenwärtigen Schrift einmal versuchen — *wienerisch über Wien zu schreiben.* Das wird am Ende doch auch erlaubt sein?

Wenn die flüchtig skizzirten Details seines Bildes manche seiner Landsleute trotzdem nicht vollkommen befriedigen sollten, so bittet er für seinen Freimuth um Entschuldigung; erregen sie aber den pathetischen Zorn gewisser Adoptiv-Wiener, welche die Neuheit ihres Heimatsgefühles dadurch wett zu machen suchen, dass sie sich katholischer als der Papst, wienerischer als die Wiener geberden, so wird ihm ihre Entrüstung wie ihre etwaige Gegnerschaft nur wenig

Verdruss bereiten, denn gegen das Gehaben dieser Tartüffes des Wienerthums, welche uns durch ihren aufdringlichen Uebereifer nur discreditiren und nebenher ihren laut in die Welt posaunten Localpatriotismus ganz geschickt für ihre persönlichen Zwecke zu exploitiren wissen, ist von Seite der redlichen Wiener noch lange nicht oft und energisch genug protestirt worden.

* * *

Von altersher wird Wien stets als eine „gemüthliche" Stadt bezeichnet und gefeiert. Die überschwänglichen Lobpreisungen eines Wolfgang Schmelzl beschäftigen sich ebenso wie die grämlichen Angriffe eines Beheim oder Küchelbecker immer wieder mit der Leichtlebigkeit und fröhlichen Geselligkeit des Wieners, welche dem Einen als die strahlendste Tugend, dem Anderen als das abscheulichste Laster erscheint. Und diese gesellige Leichtlebigkeit ist den älteren Schriftstellern nichts Anderes, als was die späteren und endlich die modernen Beschreibungen und Besprechungen Wiens dessen Gemüthlichkeit nennen. Gefällt es dem *Schulmeister zun Schotten,* dem ehrlichen Wolfgang Schmelzl, gerade deshalb so gut in der „weitberühmbten Khönigklichen Stat Wienn in Österreich", weil er von dieser Stadt sagen darf:

„Wer sich zu Wienn nit neren kan
Ist vberal ein verdorbner man" —

so betont er nicht minder die Fröhlichkeit der Wiener, welche die berühmte goldene Praxis vom „Leben und leben lassen" als herzgewinnende Gastfreundschaft auffassen und in diesem schönen Sinne üben. Begeistert ruft der dankbare Schulmeister:

„Ich lob diss ort für alle Land!
Hie seind vil Singer, saytenspil,
Allerlay gsellschafft, frewden vil.
Mehr Musicos vnd Instrument
Findt man gwisslich an khainem end.
Von yederman mehr, dann sich gebürt
Wird ich geert und wol tractiert."

Das ist doch eine Gemüthlichkeit, die sich sehen lassen kann, und man sollte meinen, dass sie nur Dank und Anerkennung finden könne. Dem ist aber nicht so. Ein charakteristischer Zug in der Geschichte der Wiener Gemüthlichkeit ist es ja eben, dass sie zumeist von Jenen misskannt und scharf getadelt wurde, welchen sie nur Gutes und Angenehmes erwiesen hatte. Die Erklärung für diese seltsame Erscheinung werden die folgenden Betrachtungen zu bringen suchen, vorläufig genüge es, an die bösen Worte in Michel Beheim's „Buch von den Wienern" zu erinnern:

„Wan ich main kainen frumen,
Nur dy wiener dy tumben."

Die Dummen! Das ist schon 1462 die Meinung der Tadler, und drei Jahrhunderte später weiss der Herr Syndicus von Hannover, Johann Blasius Küchelbecker, in seiner „Historischen Beschreibung der Kayserlichen Residentz-Stadt Wien" zum Danke für genossene Gastfreundschaft gar nur zu vermelden:

„Am meisten wird zu Wien in Essen und Trinken, oder besser zu reden in Fressen und Saufen, excedirt, welches sowohl von Hohen und niedrigen, als auch von Geistlichen und Weltlichen geschieht und weiss man den grössten Theil des Tages nicht besser und vergnügter, als bey Tische und bei dem Glass Wein zuzubringen."

Das Thatsächliche der Mittheilungen bleibt also immer dasselbe. Dass in Wien gut gelebt wurde, berichten Alle, nur gestehen die Einen, dass sie gerne mitthaten und schmatzen noch nachgeniessend mit den Lippen, während die Anderen sich nach beendetem Gelage den Mund abwischen und in giftiger Rede dem gutmüthigen Hausherrn beweisen, dass er ein unverständiger Prasser, „tumb" und gefrässig sei. Die Einen bedanken sich schön für das Genossene, die Anderen „spucken in den Napf, aus dem sie assen", — in dem grossen Viehstall Gottes findet eben mancherlei Gethier die Krippe.

Mit dem inneren Wesen der Wiener Gemüthlichkeit hat diese Frage der Erkenntlichkeit Anderer wohl nur wenig

zu schaffen; es bleibt unbekümmert um Dank oder Undank stets dasselbe. Und wie äussert es sich? Oder genauer gefragt: Auf welche Weise und mit welchen Mitteln gelingt es dem Wiener, Behagen um sich zu verbreiten? Denn hierin soll wohl zunächst die beabsichtigte oder von selbst eintretende Wirkung jeder Gemüthlichkeitsäusserung bestehen.

Wenn der bekannte Literarhistoriker Wilhelm Scherer, der als echtes Wiener Kind seine Landsleute trotz langjähriger Abwesenheit und anscheinend nur geringer Sympathie recht genau kennt, in seiner vortrefflichen Grillparzer-Studie die Alt-Oesterreicher und Wiener kurzweg in „Schimpfer und Raunzer" eintheilen durfte, so möchten wir, ohne uns übrigens mit dieser etwas Grau in Grau gehaltenen Auffassung des Wienerthums einverstanden zu erklären, doch die richtig beobachtete Doppelseitigkeit des österreichischen und besonders des Wiener Volkscharakters für unsere Frage acceptiren und in diesem Sinne zunächst eine *active* und eine *passive* Wiener Gemüthlichkeit unterscheiden. Die Erklärung für diese Bezeichnungen ist leicht zu geben. Während nämlich die passiv gemüthlichen Wiener durch freiwilliges Platzräumen und bescheidenes Zurücktreten, ja selbst durch Aufopferung der eigenen Bequemlichkeit, wenn es das Vergnügen Anderer gilt, das Behagen ihrer Umgebung zu erwecken und zu mehren wünschen, suchen die activ Gemüthlichen dasselbe Ziel durch eine geräuschvolle Hilfsseligkeit, eine ungerufene, nicht selten bis zur Aufdringlichkeit gesteigerte Theilnahme und der bekannten Lust an derben, freilich stets gutgemeinten und niemals ganz humorlosen Spässen und Schwänken zu erreichen.

Der fremde Beobachter fühlt sich erklärlicherweise mehr von der passiven Gemüthlichkeit angezogen, während er der ihm unbequemeren activen Art stets ein gewisses Misstrauen entgegenzubringen pflegt. Wird doch nichts so leicht verkannt, als Treuherzigkeit und Offenheit, zumal bei einem Grossstädter, dem der Fremde niemals mehr Naivetät zutraut, als er selbst besitzt. Und das ist manchmal ver-

zweifelt wenig. Aber selbst wenn er die Ehrlichkeit dieses treuherzigen Schwatzens endlich erkennt, wird er sie mit seltenen Ausnahmen für — Dummheit nehmen und den Treuherzigen hänseln oder ihn einfach beiseite schieben. Freilich erntet der Wiener auch für seine passive Gemüthlichkeit nicht viel besseren Lohn. Allzu grosse Liebenswürdigkeit leidet nun einmal an einer gefährlichen Familienähnlichkeit mit allzu grosser Schwachheit, weshalb auch das redlichste Lob der Wiener Gemüthlichkeit in dem Munde fremder Schilderer unseres Lebens und Treibens stets ein Lob „halb mit Erbarmen" bleibt, — ein bischen Geringschätzung klingt immer durch. Es erinnert an die Anerkennung, die einem Menschen gezollt wird, von welchem sonst keinerlei hervorragende Eigenschaften des Geistes und des Herzens zu vermelden sind, und den man deshalb mit dem gefährlich-nachsichtigen: „Er ist immerhin ein guter Kerl!" abfertigt. Ein guter Kerl! Der Wiener ist es nur allzu sehr, und all seine sonstigen vortrefflichen Anlagen, seine zahlreichen Vorzüge, ja selbst seine Fehler treten vor dieser Haupteigenschaft mehr als gebührlich zurück. Wie ist er zu dieser gelangt? Ist sie ihm angeboren oder nur anerzogen?

Um diese Frage gründlich zu beantworten, müssten wir eigentlich sehr weit ausholen, denn sie hängt ja mit der Entwickelungsgeschichte des Wiener Volksstammes auf das innigste zusammen. Dass wir deutschen Stammes sind, wird hoffentlich — man kann heutzutage nicht vorsichtig genug sein! — selbst von den nichtdeutschen Oesterreichern zugegeben. Nicht nur unsere Geschichte, unsere Sprache und Literatur, unsere Sitten und Gebräuche, hauptsächlich unsere Langmuth allen nationalen Angriffen gegenüber beweist es ja zur Genüge, wie deutsch wir sind! Nur der Deutsche lässt oder liess sich doch bisher ungestraft bieten, was wir uns von jeher und vor Allem in den letzten Jahren von Seiten der deutschfeindlichen Elemente neben und über uns bieten liessen. Aber man legt in gewissen Kreisen einen besonderen Werth auf die Thatsache, dass der deutsche Stamm sich in uns nicht rein

erhalten habe, dass er durch Vermischung mit fremdem, namentlich mit slavischem Blute das Recht verwirkt habe, sich ausschliesslich zu deutscher Nationalität zu bekennen. Worin diese Rassenkreuzung sich bei uns äussere, ist von diesen unparteiischen Forschern bisher discret verschwiegen worden; auch des bedeutenden Nachschubes aus den streng deutschen Provinzen des Reiches und von ausserhalb desselben gedenken sie niemals, und die Nachgiebigsten unter ihnen finden sich bestenfalls bereit, in Wien einen Unterschied zwischen deutschen, halb- und nichtdeutschen Wienern zu constatiren. Wie thöricht! Denn wenn wir diese angebliche Kreuzung in einem bestimmten, gewiss nicht ausschlaggebenden Procentsatze der Bevölkerung auch annehmen, so genügt doch die flüchtigste Betrachtung der Culturstärke jener Nachbarnationen, mit welchen wir uns vermischt haben sollen, um zu dem Resultate zu gelangen, dass der deutsche Volksstamm in Wien zwar einige fremde Elemente in sich *aufnahm*, welche aber, etwa mit Ausnahme der romanischen, vermöge ihrer minder entwickelten Cultur alsbald ihre Eigenart der seinen unterordnen mussten. Was sich dabei von der ersteren in uns erhalten hat, kann naturgemäss nur von geringer Bedeutung sein, doch wollen wir gerne zugestehen, dass der lebhafte Verkehr mit dem Süden, die verhältnissmässige Nähe des Orients und auch bedeutsame handelspolitische Beziehungen nachweisbare Spuren in unserer österreichischen Volksart zurückliessen. Aber darum sind wir doch Deutsche geblieben und haben nicht nur das volle Recht, sondern auch die heilige Pflicht, uns als solche zu fühlen. Jene Spuren aber sind nirgends deutlicher zu erblicken, als in der Wiener Gemüthlichkeit, die ursprünglich zweifellos nur eine leichte gefällige Art des Verkehres, eine durch die geographische Lage, die culturelle und einst auch politische Bedeutung der Stadt bedingte liebenswürdige Freiheit der Umgangsformen, verbunden mit südlicher Lebhaftigkeit und dem nicht minder südlichen Hange zu einer fröhlichen Auffassung des Lebens war. Knapper ausgedrückt, unsere Gemüthlichkeint entstammt einer Zeit,

da Wien im damaligen Sinne weit berechtigter den Anspruch erheben konnte, als Grossstadt zu gelten denn heute, trotz der seither verzehnfachten Einwohnerzahl. Nicht die statististischen Tabellen der Volkszählung machen eine Grossstadt, der grosse Sinn ihrer Bürger und ihrer *Verwaltung* erhebt sie zu diesem Range. Es liegt ausser unserer Absicht, diesen unerfreulichen Gedanken hier weiter zu verfolgen. Aber ausgesprochen muss es doch sein — und dies hängt ganz intim mit der Geschichte der Wiener Gemüthlichkeit zusammen — dass es nicht an den Bürgern dieser Stadt und am allerwenigsten an ihnen allein lag, wenn Wien einstmals verhältnissmässig grossstädtischer war, als es heute ist. Ein Gemeinwesen vermag im Kampfe gegen einen äusseren Feind zu erstarken, im Ringen gegen seine Führer reibt es jedoch seine besten Kräfte vergebens auf.

Und nun zurück zu unserem harmloseren Thema. Heute darf die Wiener Gemüthlichkeit, die von allen Wandlungen unserer inneren und äusseren Schicksale denn doch nicht unberührt bleiben konnte, wohl nicht mehr allein vom historischen Gesichtspunkte aus betrachtet und beurtheilt werden. Uns, den Enkeln einer grösseren Vergangenheit, ist sie ja bereits angeboren und beruht als solche zunächst auf einer gewissen gutmüthigen Harmlosigkeit, die dem Wiener nun schon im Blute steckt und ihn von Haus aus für die drastische Wahrheit des Spruches vom Hammer und Ambos schwer zugänglich macht. Er lernt als Einzelner nur schwer, als ganzer Volksstamm noch schwerer begreifen, dass es besser ist, selbst loszuschlagen, als sich schlagen zu lassen. Und das nicht etwa aus Muthlosigkeit oder gar aus Feigheit. O nein! Er denkt nur allzu gutmüthig: „Wenn Alle zuschlagen wollen, wer soll dann noch seinen Rücken dazu herleihen?" Und — so leiht *er* ihn her. Am Ende ist es ja auch weniger anstrengend, ein Paar Püffe zu ertragen, als sich zu dem Entschlusse aufzuraffen, den *ersten* Schlag zu führen, ehe der Gegner dies thun kann. Der echte Wiener der unteren Schichten schlägt ja selbst in der alltäglichsten Rauferei mit Nicht-

wienern nur höchst selten zuerst zu, er muss thätlich provocirt werden, um „loszugehen". Charakteristisch für ihn ist bekanntlich das schier endlose Drohen: „Spielst Dich mit mir?!" oder die naive Warnung: „Du, trau mir nicht!" während er besondere Schlachtrufe, die zum Losschlagen auffordern, wie sie dem Mob anderer Grossstädte geläufig sind, fast gar nicht kennt. Es ist ja auch statistisch nachgewiesen, dass der Wiener der friedlichste Grossstädter ist, und namentlich Raufexcesse mit tödtlichem Ausgange bei uns verhältnissmässig zu den Seltenheiten zählen. Zu seinem Glück (oder Unglück?) besitzt der Wiener auch noch ein Sicherheitsventil, das jeder nur einigermassen gespannten Stimmung sofort eine ungefährliche Ableitung schafft. Dieses Ventil ist sein Witz, der sich denn auch fast ununterbrochen mit seinen Gegnern befasst, und den er selbst, naiv genug, für höchst gefährlich hält. Leider täuscht er sich darin; sein Witz ist sogar überaus harmlos, er sticht nicht todt, er ritzt nur ein wenig, und der gutmüthige Ton, in welchem er vorgebracht wird, ist ein lindernder Balsam, welcher selbst diese leichte Wunde sofort wieder heilen macht. Man möchte hier unwillkürlich das drastische, echt wienerisch gemüthliche Wort Nestroy's umkehren und ausrufen: „Sie (die Betroffenen) kostet's nichts und uns machts a Freud!" Doch ernst gesprochen, aus dieser gutmüthigen Bereitwilligkeit, den Ambos abzugeben, wo alle Welt nur der Hammer sein will, aus dieser schier instinctiven Scheu vor jeder energischen Initiative, auch dort, wo sie zu seiner Selbsterhaltung erforderlich wäre, aus dieser Duldsamkeit, die ein Auflodern gerechten männlichen Zornes, ein Aufbäumen des beleidigten Nationalbewusstseins statt in rascher That nur im behenden Witzworte kennt, setzt sich zum überwiegenden Theile jene Gemüthlichkeit des Wieners zusammen, welche wir die passive, die duldende nannten. Dazu kommt nun freilich noch jenes schon vorhin erwähnte altösterreichische Erbtheil des „Raunzens", jener unerquickliche Gemüthszustand, welcher sein Opfer „wie in einen Käfig" eingeschlossen hält.

Das Raunzen äussert sich nicht in vollen Klagen, sondern nur in einer mürrischen Resignation, die gleichwohl nicht gänzlich zur Ruhe kommen kann; es wuchert in einem Nörgeln und Mäkeln an allem Bestehenden fort, denn es entspringt nicht einer bestimmten trüben Auffassung des Lebens und seiner Verhältnisse, sondern ganz einfach nur der Abneigung, überhaupt irgend einen bestimmten Entschluss zu fassen. „Es hilft ja doch nichts!" erklärt der Raunzer und grollt ohne den Versuch einer Abhilfe missvergnügt weiter. Von diesem Raunzen gehört zwar nur ein Tropfen in die Mischung des wunderlichen Trankes Wiener Gemüthlichkeit, aber dieser Tropfen ist unbedingt erforderlich, er bildet den bitteren Nachgeschmack, den freilich nur derjenige spürt, der den Becher bis auf die Hefe leert und sich nicht zufrieden gibt, die gemüthlichen Spässe des Wieners zu belachen, seine gutmüthige Dienstbeflissenheit auszunützen und ihn dann dafür zu verspotten.

Es ist dies ein Degeneriren der Wiener Gemüthlichkeit, das nicht ohne einen bestimmten Anstoss eingetreten ist. Seien wir gerecht, der Wiener hat nun lange genug allen Anlass, an einem Besserwerden der Verhältnisse zu verzweifeln. Wohin wir auch blicken, auf politisches, sociales und künstlerisches Gebiet, überall erkennen wir nach kurzen Anläufen, die fast ausnahmslos eine noch schlimmere Wendung zum Ueblen brachten, einen fortdauernden Niedergang, der doch unmöglich dem Wiener allein zur Last gelegt werden kann. Wir geben zu, dass er in Hinsicht auf Ausdauer und Beharrlichkeit in der Verfolgung eines bestimmten Zieles hinter seinem deutschen Bruder im Norden zurücksteht, aber was ist jemals geschehen, um diesen seinen Fehler einzudämmen und die Vorzüge, die er ja doch besitzt, zu entwickeln? Man hat ihm seit urdenklicher Zeit immer wieder vorgesagt, dass er ja nicht nach den bösen Buben „draussen" blicken dürfe, dass er viel besser und tüchtiger sei als diese und ja nichts thun dürfe, um diesen zu ähneln. Man hat seine Fehler systematisch grossgezogen, seinen köstlichen

Humor bewundert und seine Gemüthlichkeit als eine rechte Himmelsgabe gepriesen, die ihn weit über alle Nichtwiener erhebe. Aber man hat ihm verschwiegen, dass „draussen" mittlerweile eine neue, ernste Zeit angebrochen ist, in welcher Gemüthlichkeit und Humor allein nichts mehr gelten. Er hat in einem Hause gelebt, dessen Fenster verschlossen und dessen Thüren vernagelt waren, und nun will man es ihm zum Vorwurfe machen, wenn er dieser veränderten Zeit nicht immer mit jener Tüchtigkeit folgt, welche anderswo die Frucht einer jahrhundertelangen, mühevollen Erziehung ist? Wundert Euch doch, dass es nicht weit schlimmer gekommen ist, dass er sich nach solcher Vergangenheit überhaupt noch fähig erwies, die neuen Verhältnisse so richtig zu erfassen, wie er es trotz alledem that! Wenn er noch oft unschlüssig auf halbem Wege stehen bleibt und an einem Erfolge seines Strebens verzweifelt, wenn er mit den Augen zwinkert und nicht geradezu in's Licht zu blicken wagt, nachdem er so lange im Dunkeln sass, so kann ihm das doch eigentlich nicht verargt werden. Was von Seite der leitenden Kreise jemals für ihn gethan, wurde, hat Oesterreichs bedeutendster Dichter und ehrlichster, wenn auch stets trübe gestimmter Patriot schon vor vierzig Jahren sehr drastisch in den nachstehenden vier Zeilen ausgesprochen:

„Was gebt Ihr der Regierung Schuld
Und klagt sie schmählich an?
Unschuldig ist sie ganz und gar:
Sie hat ja — *nichts gethan!*"

Das ist richtig, sie hat nichts gethan, und das war nicht selten noch das Beste, was sie gethan hat. Und die Folgen einer derartigen Erziehung, liegen sie nicht auf der Hand? Verweichlicht, wie der Wiener war und ist, *musste* er unter solchen Vorbedingungen zum „Raunzer" werden, *musste* seine Gemüthlichkeit in diesem Sinne degeneriren! Und sie hat trotzdem zu allen Zeiten die Kraft besessen und besitzt sie noch heute, auf Männer von Geist und Talent,

welche aus der Fremde zu uns kamen und unserer Eigenart ein wenig Liebe, sowie den guten Willen entgegenbrachten, sie recht verstehen zu lernen, eine überraschend mächtige Wirkung zu äussern. Männer, wie der berühmte Augustinermönch Abraham a Sancta Clara, der Architekt Hildebrand und der Schriftsteller Sonnenfels, welche so bedeutsame Spuren in der Entwicklungsgeschichte unseres socialen, künstlerischen und literarischen Lebens zurückliessen, sind wohl ein hinreichender Beweis für die Richtigkeit dieser Bemerkung. Ihnen ist vor Allem gemeinsam, dass sie nach einer kurzen Zeit des Ueberganges alsbald typisch wienerisch schafften, dass sie in verhältnissmässig rascher Zeit so viel wienerische Eigenart in sich aufnahmen, als eben hinreichte und erforderlich war, um ihre Begabung zu einer Entwicklung zu bringen, die ihr unter anderen Bedingungen kaum gegönnt gewesen wäre. Von den modernen und noch lebenden Künstlern können wir als ein leuchtendes Exempel für diese Ausführung den Erbauer des neuen Rathhauses in Wien, Meister Friedrich Schmidt, anführen. Er hat es oft genug selbst bekannt, dass er seine eigentliche künstlerische Bedeutung dem Wiener Geiste, dem mächtig pulsirenden Wiener Leben verdanke, unter dessen Einfluss der Mann der „strengen Observanz", als welcher er zu uns kam, zum Schöpfer von Werken wurde, für welche er den Ehrennahmen eines Mannes der „hohen Toleranz" verdienen würde. Mit dem Baue des akademischen Gymnasiums hat er seine künstlerische Thätigkeit in Wien begonnen, mit dem „Sühnhause" hat er sie — vorläufig — beschlossen. Selbst der Laie erkennt bei dem Betrachten dieser beiden Bauwerke das mächtige Wirken eines mildernden, verschönenden, das Strenge des Nordens mit dem Zarten des Südens versöhnenden Einflusses, den wir als einen Triumph der Wiener Gemüthlichkeit in ihrem edelsten Sinne bezeichnen dürfen. Und hat nicht unser Burgtheater, noch heute unbestritten die erste deutsche Bühne, ihre bedeutsamsten Erfolge dem echten Wiener Cachet zu verdanken, der seinen berühmten „Ton" bezeichnet? Hat es

nicht der hervorragendste Leiter dieses Kunstinstitutes, Heinrich Laube, immer und immer wieder verkündet, dass hierin zunächst das Geheimniss der Originalität und Wirkung desselben bestehe? Und war nicht Heinrich Laube selbst, dieser begeisterte Anhänger Wiens, aus dem preussischen Schlesien zu uns gekommen? Stammen die hervorragenden Künstler der Hofbühne nicht zumeist aus den verschiedensten deutschen Gauen? Was vereinigt sie hier zu einem so streng geschlossenen, einen durchaus bestimmten Geist athmenden Ensemble? Wien, die Wiener Luft, jener besondere Reiz, den diese Stadt auf jeden Schönheitsempfänglichen ausübt. Wiens Eigenart, seine Gemüthlichkeit, in diesem Sinne aufgefasst, hat immer und überall wieder dieselbe Kraft der Aufnahms- und Aufsaugungsfähigkeit erwiesen, welche sich in diesen Fällen von ihrer trefflichen Seite, leider aber fremder Keckheit gegenüber zumeist als duldende Schwäche, also von ihrer beklagenswerthesten Seite zeigt. Jedenfalls geht aus den vorerwähnten, nur eben flüchtig herausgegriffenen Beispielen zur Genüge hervor, dass Grillparzer's unseliges Wort vom „Capua der Geister", das ja auch nur einer der bekannten und erklärlichen Missstimmungen des Dichtes entsprungen war, doch nicht so ganz und gar auf unser Wien passt, als von vielen Seiten mit besonderem Behagen angenommen wird. Hier ist weniger Anlass zu einer Anklage, als zu der ernsten Frage, welches die Lehre ist, die wir aus dieser Erscheinung ziehen sollen? Da uns selbst von Seite unserer rücksichtslosesten Gegner eine gewisse, das gewöhnliche Mittelmass sogar übersteigende Begabung nicht abgesprochen wird, so sollte uns die leichte Entwickelung fremder Talente in unserer Mitte, im Zusammenhalte mit der verhältnissmässig selteneren und stets weit schwierigeren Entwickelung unserer heimischen Talente wohl zu der naheliegenden Erkenntniss führen, dass wir selbst mehr Wiener Gemüthlichkeit besitzen, als zur Befruchtung unserer Begabung erforderlich ist, das will sagen, wir sollten gegen dieses allzu üppige Gedeihen der Wiener Gemüthlichkeit im vorhin dargelegten Sinne einen unerbittlichen Ver-

nichtungskrieg führen. Wohl verstanden, gegen dieses Mehr oder Zuviel, nicht gegen die Gemüthlichkeit selbst, der es denn doch auch, wie eben auszuführen versucht wurde, an bedeutsamen Lichtseiten nicht fehlt.

Freilich die Schwäche, die böse Schwäche, die in ihr steckt, macht vieles Gute wieder schlecht. Das darf nicht vergessen werden, so angenehm gerade diese Schattenseite der Wiener Gemüthlichkeit sich auch für eine verehrliche Obrigkeit stets erwies. Kann denn auch eine leichtere Aufgabe gedacht werden, als ein Volk von also gutmüthiger Art zu leiten und zu überwachen? Die Regierenden müssen nur bestrebt sein, dem Wiener diese wohlthätige und beruhigende Gemüthlichkeit zu erhalten, und können im Uebrigen unbesorgt schlafen. Das wurde denn auch wohl erkannt. So oft das System der Völkerbeglückung bei uns wechselte, und das geschah bekanntlich nicht selten, die Pflege der Wiener Gemüthlichkeit in diesem Sinne zählte stets zu jenen Pflichten, deren Erfüllung sich jede Regierung eifrigst angelegen sein liess. Nur geschah dies auf verschiedene Weise und mit verschiedenen Mitteln. Die einen sagten: „Wir müssen den guten Wiener vor den Einflüsterungen der „ungemüthlichen" Elemente bewahren, indem wir ihn von der Aussenwelt absperren. Können wir in ihm den Glauben erwecken, dass seine Gemüthlichkeit eine gar besondere Himmelsgabe sei, die ihn hoch über alle nichtwienerischen Menschenkinder erhebt, so wird er an ihr festhalten und das brave Kind bleiben, das er bisher war." Die Anderen fanden, dass man jene gefährlichen ungemüthlichen Elemente, da man sie doch nicht ganz vernichten könne, hübsch ablenken müsse, indem man ihnen eine anderweitige Beschäftigung verschafft; das will sagen, man müsse dem bischen Zorn und Hass des Wieners eine Puppe geben, die er zerreissen darf, damit seine Liebe ungestört der guten alten Gemüthlichkeit erhalten bleibe und er nicht etwa merke, wie Andere sie längst als den bequemen Sattel benützen, um sich auf seinen Rücken zu schwingen . . . . .

Der Reihe nach sind all diese Mittel versucht worden und haben in der That bemerkenswerte Resultate erzielt. Die Wiener Gemüthlichkeit hat sich immer mehr und mehr nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt, sie wurde immer mehr gleichbedeutend mit Indifferentismus — nicht etwa nur auf politischem Gebiete! — und es steht bei einiger Ausdauer der betreffenden Kreise heute schon der Heranbildung eines Geschlechtes von Virtuosen der „höchsten" Gemüthlichkeit im Sinne der höchsten Indolenz nicht mehr viel im Wege. Dieses glückliche Geschlecht wird in Versöhnlichkeit und Zufriedenheit geradezu schwelgen, es wird eine Sprache sprechen, die den Uebergang von dem allmälig aussterbenden deutschen Idiome zu den sodann bereits vorherrschenden slavischen Sprachabarten bilden wird; friedlich wird eine fünfsprachige Universität die Wiener Jugend aller Nasentypen zu immer erhöhter Gemüthlichkeit heranbilden, ein fünfsprachiger Gemeinderath die Angelegenheit der Stadt verschleppen und ein fünfsprachiges Operettentheater jene Elemente ergötzen, deren höheren Kunstansprüchen das internationale und deshalb mit allen Mitteln zu protegirende — Orpheum nicht genügen sollte.

Ueber die starrköpfigen Weltverbesserer, die auch mit einem so ideal gestalteten Gemeinwesen nicht zufrieden zu stellen sind! Was wollen Sie denn noch? Was will der Wiener selbst Besseres?! Sachte! verwechseln wir ein paar denkfaule Stammgäste gewisser Vorstadtkneipen, die Vertreter jenes beschränkten Wienerthums, welchem die „Hetz" der allein seligmachende Glaube ist, und jene Handvoll bezahlter Schreier, die wir schon einmal als die Tartüffes des Wienerthums bezeichnet haben, nicht mit dem Kern der Wiener Bevölkerung. Dieser ist trotz aller Schwächen und Fehler ein gesunder und guter, er wird sich hoffentlich doch einmal aufraffen, die falsche Gemüthlichkeit, die künstlich in und um ihn grossgezogen wurde, abschütteln und dann mit nüchternem Blicke erkennen, welchen Preis er für diese einlullende Gemüthlichkeit bezahlen sollte! Er wird freilich einen harten

Strauss mit den Folgen seiner allzu lange gehätschelten Gutmüthigkeit auszufechten und insbesondere einen Gegner zu bestehen haben, der in dieser Zeit des Stagnirens zu gewaltiger Macht gekommen ist. Dieser Gegner ist heute noch der schier unbeschränkte Herr und Gebieter all unserer Verhältnisse. Er dictirt die Erlässe unserer Verwaltung und überwacht deren Durchführung, er schleicht sich in unsere Schulen und Kunstinstitute ein, treibt alle Gewerbe und Handwerke, dreht den Spiess an unserem Herde und baut unsere Wohnhäuser, er hat das Ringtheater in Brand gesteckt und die Aera der „Versöhnung" ermöglicht, er ist eben überall, wo es Oesterreicher gibt, insbesondere wo das liebe, bequeme, gemüthliche Wienerisch gesprochen wird, das selbst ein bischen nach seinem Geiste und in seinem Geschmacke gebildet ist; er ist ein Schreckgespenst und doch unser altgewohnter, sogar vielgehätschelter Hausgenosse, und er heisst: *Mangel an Pflichtgefühl,* im Wiener Dialekte hübsch milde und beschönigend nur *„Schlamperei"* genannt.

Greifen wir den erstbesten Fall heraus, der uns irgend einmal den äusserlichen Anlass zu der traurigen Erkenntniss gab, dass bei uns doch nicht Alles so glänzend bestellt ist, wie es die Virtuosen des Indifferentismus so gerne selbst glauben möchten und auch Andere glauben machen wollen. Entsinnen wir uns beispielsweise des Ringtheaterbrandes und des darauffolgenden Processes. Empfing nicht alle Welt im Laufe der Verhandlung den Eindruck, als seien die Angeklagten nur aus einer schier zahllosen Menge von Schuldigen herausgegriffen worden? Oder erschien der Vorgesetzte des angeklagten Feuerwehr-Ingenieurs minder schuldig, weil er nur als Zeuge vernommen wurde? Er, der die Nachricht vom Ausbruch des Brandes in einem Vergnügungslocale nächst Wien erhielt und hübsch gemächlich die Pferdebahn benützte, um zur Stadt zu fahren, dort seine Wohnung aufsuchte, sich umkleidete und dann erst auf der Unglücksstätte erschien? Er, der die Signale des unter seiner Leitung stehenden Feuerwehrcorps „so ziemlich", das soll wohl

heissen gar nicht oder doch nur höchst ungenügend kannte, wie er selbst mit verblüffender Gemüthlichkeit eingestand? Erschienen jene gleichfalls nur als Zeugen vernommenen Arbeiter, die, von einer „bösen Ahnung" getrieben, ins — Wirthshaus eilten, statt auf ihren Posten zu verharren, minder schuldig als die factisch angeklagten und bestraften Bediensteten des Theaters? Erschien endlich jene Aufsichtsbehörde, welche sich selbst niemals darüber klar wurde, wer denn eigentlich der verantwortliche *technische* Leiter des Theaters war, nicht ebenso schuldig wie der übereifrig schwatzende Beamte, der sein berüchtigtes „Alles ist gerettet" meldete, während in dem brennenden Hause Hunderte den letzten verzweifelten Todeskampf kämpften? Es ist hier wahrlich nicht unsere Absicht, an dem Spruche der berufenen Richter eine unberufene und verspätete Kritik zu üben, wir möchten nur für das Thema unserer Betrachtungen aus diesem Falle die Erkenntniss gewinnen, dass hier wie stets durch die schier endlose Namenreihe der Schuldigen ein Hauptschuldiger schlüpft und uns mit seinem „gemüthlichen" Lächeln entgegengrinst: Freund Schlendrian, der aus dem Mangel an Pflichtgefühl erwächst, wie das Ungeziefer aus dem Schutte.

Ein anderer, minder ernster, aber in seiner geringen Bedeutung doch recht charakteristischer Fall! Die Behörde beschliesst das Hinausschieben der famosen „Sperrstunde" in dem Bezirke Innere Stadt von zehn bis elf Uhr Abends. Die Hausbesitzer werden entsprechend verständigt und die Hausthüren denn auch pünktlichst um — zehn Uhr geschlossen. Weshalb? Die Herren Hausmeister sind mit dem Beschlusse der Behörde nicht einverstanden, und da sie wissen, dass Freund Schlendrian mit ihnen ist, indem er verhindern wird, dass ihre Renitenz entsprechend gezüchtigt werde, gehorchen sie ganz einfach nicht. Das Mittel ist ebenso simpel als probat, aber wohl nur bei uns anwendbar, bei den gemüthlichen Wienern, die sich Alles bieten lassen, wenn es nur mit genügender Entschiedenheit, um nicht zu sagen: Frechheit geschieht.

Man sollte meinen, dass die den besseren, also wohl auch gebildeteren (?) Ständen angehörenden Haus*besitzer* allein schon eine solche Missachtung der behördlichen Verordnung nicht dulden würden. Aber weit gefehlt! Sie wissen, dass diese Nichtbeachtung kaum geahndet werden dürfte, und weshalb sollten sie den „armen" Hausmeister wegen einer Laune der gesetzgebenden Factoren an seinem herkömmlichen Einkommen schmälern? Etwa um den Ausfall am Ende selbst ersetzen zu müssen?! Sage ihnen Einer, dass die Achtung vor dem Gesetze, unbekümmert um unsere persönliche Anschauung über den Werth desselben, ganz einfach die verdammte Pflicht jedes anständigen Menschen ist, und sie werden entweder überrascht lächeln oder spöttisch die Achsel zucken. Das sind Declamationen! werden sie antworten. Die Gesetze sind doch nicht da, um *freiwillig* befolgt zu werden! Der intelligente Mensch sucht sich ihrem Zwange so viel als möglich zu entziehen.

Wer dies nicht versucht, ist eben — nicht intelligent. Eine derartige Auffassung von Recht und Gesetzlichkeit hat der Mangel an Pflichtgefühl, dieses missrathene Kind der guten alten Gemüthlichkeit, in einem gewissen und nicht eben engen Kreise der Bevölkerung gross gezogen. Man beschuldige uns hier nicht der Uebertreibung, die Thatsachen sprechen nur allzu deutlich, wenn auch gerne zugestanden werden soll, dass es nicht die besten und auch beiweitem nicht die echtesten Wiener sind, welche dem entsprechend denken und handeln. Man werfe uns auch nicht ein, dass es sich in anderen grossen und vielleicht auch kleinen Städten nicht besser verhalte; wir erwidern darauf mit dem geistvollen Journalisten Bolz: Das ist zwar eine Entschuldigung, aber keine gute! Denn dieser Mangel an Achtung vor der Majestät des Gesetzes ist immer und überall ein Zeichen des Verfalles der bürgerlichen Freiheit wie aller Verhältnisse, und wer es ehrlich meint mit Wien und den Wienern, wird gegen diesen Krebsschaden, gleichviel ob er auch an anderen Orten vorhanden ist oder nicht, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften ankämpfen müssen.

Wir werden nun versuchen, an einzelnen concreten Fällen das Gesagte zu illustriren, müssen aber schon hier um Entschuldigung bitten, wenn wir dabei ein wenig ins Kleinliche gerathen sollten. Ist doch auch dieser Begriff nur relativ, und hoffen wir am Unbedeutenden zu manchem Resultate zu gelangen, das für unsere bedeutendere Hauptfrage von Belang sein soll.

Betrachten wir also zunächst jene Unternehmungen und Unternehmer, welchen die Vermittlung des Personenverkehrs innerhalb der Stadt obliegt. Da sind vor Allem die berühmten Wiener Fiaker, die „feschen Zeugln", auf welche der Urwiener mit liebevollem und auch erklärlichem Stolz blickt. Sie sind in der That ein ganz vortreffliches Lohnfuhrwerk, die Wagen zumeist elegant ausgestattet und reinlich gehalten, und es wäre von ihnen nur das Beste zu berichten, würde ihren Besitzern oder Miethkutschern nicht die Unart anhaften, im Kleinen ihr Gesetz nicht zu achten. Dieses Gesetz ist die behördlich festgesetzte Fahrtaxe, welche sie nicht als ihren Schützer, wie man denken sollte, sondern als ihren Feind betrachten, gegen den sie mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln ankämpfen, siegreich ankämpfen, wie Jedermann weiss, der diese Fuhrwerke häufig benützt. Das erlaubte Mittel ist die stereotype Bitte um ein Trinkgeld, das unerlaubte: Fahrtverweigerung, Renitenz, Grobheit. Und wer hat diesen seltsamen Kampf ermöglicht? Doch nur der gemüthliche Wiener selbst. Bevor er den Wagen des Fiakers besteigt, verständigt er sich mit dem Kutscher über die Höhe des zu bezahlenden Fahrpreises, welcher frei vereinbart wird, als bestünde eine gesetzliche Fahrtaxe gar nicht. Das Wunderlichste an der Sache aber ist, dass der Wiener dieses „freie" Verhältniss sogar durchaus in der Ordnung findet und den Pedanten, der darüber seine Bedenken äussert, überlegen belehrt: Das Respectiren der Taxe ist anderswo möglich, aber nicht bei uns. Dafür sind unsere Fiaker auch das „höchste" Fuhrwerk! Nun folgt die Mittheilung einer Reihe der köstlichen urwüchsigen Witzworte dieser berühmten

Wiener Specialität, und wer jetzt noch die schüchterne Einwendung wagt, dass alle diese Reize auch bei Beachtung von Gesetz und Ordnung fortbestehen könnten, ja sich dann vielleicht weit länger erhalten dürften, der wird achselzuckend als ein Nichtwiener bezeichnet, welcher die Gemüthlichkeit der Unordnung und des Umgehens der Gesetze eben nicht begreife. Das Gesagte gilt im erhöhten Masse auch für die minder „feschen" und noch kühner gegen die feindliche Taxe ankämpfenden Einspänner, deren ortsübliche Bezeichnung als *Comfortables* wir wohl einem Witzbolde verdanken. In Hinsicht auf die geringe Reinlichkeit der Wagen und der verwahrlosten Erscheinung der Kutscher bilden sie bereits den Uebergang zu den sogenannten „Stellwagen", deren Conducteure und Rosselenker zumeist fast so schmutzig sind, wie diese altväterischen Vehikel selbst. Wir sagen „fast", um nicht einer böswilligen Uebertreibung geziehen zu werden. In diesen Wagen kann man, trotz ausdrücklichen behördlichen Verbotes, die umfangreichsten Körbe und gewichtigsten „Butten" auf Kniee und Füsse gestellt erhalten, ohne durch den Hinweis auf die bestehende Verordnung mehr als ein stummes Achselzucken des Conducteurs zu erzielen, wobei man von Seite des Besitzers des betreffenden Streitobjectes voraussichtlich den freundlichen Rath erhält, einen Fiaker zu nehmen, wenn man bequemer fahren wolle! Auch die Ueberfüllung der Pferdebahnwagen wäre hier zu besprechen. Mit grossen Buchstaben und schier greifbaren Ziffern findet sich an jedem Wagen die behördlich gestattete Anzahl der Fahrgäste mitgetheilt. Der Wiener liest, sieht sich um, zählt die doppelte Anzahl um sich herum und — lächelt. Es ist für alle Theile bezeichnend, dass von Seite der Behörde eine angeregte Abstellung dieses Unfuges mit dem Bedeuten abgelehnt wurde, dass bisher keine Klagen des Publicums vorlägen. Die Gesellschaft der Pferdebahnen schweigt, die Behörde wartet auf eine Initiative des Publicums und dieses murrt still oder raisonnirt laut, aber es scheut die Umständlichkeit, die „Schererei" einer Klage, also bleibt es bei

der bequemen Nichtbeachtung der Vorschrift. Zwar keine volle Entschuldigung, aber doch immerhin eine Erklärung dieser unglücklichen Abart der Gemüthlichkeit unseres Publicums ist freilich das nicht minder gemächliche Vorgehen jener behördlichen Organe, welchen die stricte Aufrechthaltung der Ordnung berufsmässig obliegt. Sie gestatten es beispielsweise, dass die Strassen Wiens, statt am frühen Morgen oder zur stillen Nachtzeit, wie in anderen Grossstädten, zu allen Stunden des Tages bis in den sinkenden Abend gefegt und gesäubert werden, wobei es den mit dieser Procedur betrauten (nebenbei bemerkt, mehr Strassen*räubern* als Strassen*reinigern* gleichenden) Individuen besondere Freude zu bereiten scheint, die Vorübergehenden in Wolken von Staub und Unrath zu hüllen oder über und über mit Spülwasser zu bespritzen; sie bemerken auch nicht, dass unsere Hausfrauen und Mägde es trotz des bestehenden strengen Verbotes als ihr unantastbares Recht betrachten, sämmtliche Staubtücher, Teppiche und Bettlaken, die ihnen zur Hand sind, des Morgens über den Köpfen der ahnungslosen Passanten zu reinigen; — und so wäre hier noch eine gar lange Reihe ähnlicher Unzukömmlichkeiten aufzuzählen, welche die Executivorgane der öffentlichen Ordnung nicht zu bemerken scheinen. Vielleicht wollen sie Derartiges nicht bemerken, weil sie von Seite der Betroffenen selbst in der Ausübung ihrer Ueberwachungs- und Ahndungspflicht nicht nur nicht unterstützt, sondern häufig sogar behindert werden. Eine solche Rache wäre zwar ein wenig seltsam, aber bei uns gar nicht undenkbar. Der Wiener raunzt oder schimpft nämlich allerdings Jahre hindurch über einen Uebelstand, der ihn ärgert und dessen Beseitigung er durch eine Anzeige bei der betreffenden Behörde veranlassen könnte. Aber er wird sich niemals zu dieser Anzeige entschliessen, ja der Fall ereignet sich nicht selten, dass ein in flagranti ertappter Dieb lieber kurzweg durchgeprügelt und dann fortgejagt, als dem nächsten Wachmanne übergeben wird. Abgesehen von der schon erwähnten

Scheu vor der „Schererei", welche der Verkehr mit einer Behörde bei uns, dank der in unserer Bureaukratie immer noch lebendigen vormärzlichen Tradition, allerdings zur unausbleiblichen Folge hat, bestimmt den Wiener noch ein anderes, dem Fremden schwer verständliches Motiv, jede Anzeige zu unterlassen: er glaubt nicht an einen Erfolg dieses Schrittes, er glaubt weder an den Willen noch an die Macht der Behörde, den betreffenden oder irgend einen Uebelstand abzustellen. Es ist nicht unsere Sache, die Ursachen dieses eigenthümlichen Unglaubens hier darzulegen, obgleich auch diese Untersuchung zu ganz interessanten Schlüssen führen dürfte; wer jemals mit den unteren Schichten unserer Bevölkerung verkehrt hat, wird die Richtigkeit der Thatsache bestätigen müssen, und dies genügt für unsere Betrachtungen, welche sich lediglich mit der Wiener Gemüthlichkeit, ihren Ursachen und Folgen beschäftigen.

Man frage doch einmal den Wiener Handwerker, der so viel von dem Verfalle des Kleinbürgerthums und der Gewerbe zu klagen weiss, wen wohl die Schuld treffe an der täglich wachsenden Schwierigkeit, in Wien die Bedingungen einer nur halbwegs menschenwürdigen Existenz zu erfüllen? Er wird eine schwere Menge von Gründen und heftigen Anklagen gegen die Zeit im Allgemeinen und einzelne Menschen im Besonderen vorbringen, er wird von den goldenen Tagen des Zunftzwanges schwärmen und gegen die bösen Maschinen, sowie gegen die Verbrecherin Concurrenz zu Felde ziehen, aber von dem Erbfeinde des Wiener Handwerkers, vom Meister Schlendrian, der dem ganzen Stande auf dem Nacken sitzt, wird er kaum etwas erzählen. Die Gründe, welche den allgemeinen Verfall des Kleingewerbes wie jeder Handarbeit bedingen, sind uns wohl bekannt, dennoch scheint uns die notorische Unpünktlichkeit und Unverlässlichkeit des Wiener Handwerkers ein Factor zu sein, der bei Beurtheilung dieser Frage nicht übersehen werden darf. Hierher gehört auch die Erwähnung einer wunderlichen Geschäftspraxis all unserer

Gewerbetreibenden. Sie halten starrköpfig an dem Gedanken oder vielmehr an der Hoffnung fest, mit einem Schlage, durch einen einzigen grossen Gewinn das Bedürfniss einer längeren Geschäftsepoche zu decken und sich an diesem einzigen Falle zu bereichern. Diese wirthschaftliche Stupidität hat zur Folge, dass sie kleinere Geschäfte zumeist hochmüthig von der Hand weisen, wie ja auch unsere Handwerker die Uebernahme von Reparatursarbeiten entweder gänzlich verweigern, oder doch so nachlässig und mit so sichtlichem Widerwillen übernehmen und durchführen, als erwiesen sie dem Kunden damit eine besondere Gefälligkeit, — welche sie sich freilich theuer genug bezahlen lassen.

Das sind zwar durchwegs Nebensächlichkeiten, wie wir gerne zugestehen, allein es scheint uns von entscheidender Bedeutung, dass sämmtliche kleine Fehler des Wieners auf eine einzige letzte Ursache zurückzuführen sind, dass sie sammt und sonders nur einem saloppen Sichgehenlassen, dem Mangel an Achtung vor dem Gesetze und dem tief eingewurzelten Schlendrian entspringen, also den missrathenen Kindern einer übel verstandenen Gemüthlichkeit, welche vielleicht nicht ohne Absicht just nach dieser Richtung hin zu besonderer Entwicklung getrieben wurde.

Eine *übel verstandene* Gemüthlichkeit! Das kann nicht oft und scharf genug betont werden, denn es gibt hier eine Sorte von Propheten, welche gerade das Evangelium *dieser* Gemüthlichkeit, als der alleinseligmachenden, mit vielem Geschrei verkündet, und sie gleichzeitig zu wahren Spottpreisen ausschrotet. Diese Propheten erfreuen sich der mächtigen Protection aller ausserwienerischen Kreise, welche es gar zu gerne sehen möchten, wenn aus dem plumpen Gewebe dieser groben Gemüthlichkeit eine Schlafmütze hergestellt und dem Wiener über Augen und Ohren gezogen würde, wie weiland dem Vetter Michel, schlaftrunkenen Angedenkens. Es ist auch ein hübsches Schlummerlied dazu ersonnen worden, das stolz klingende: „Sollen's uns nachmachen!" das so hübsch der Eigenliebe schmeichelt und die

Aufmerksamkeit von — minder nachahmungswürdigen Vorgängen ablenkt. „Bei uns ist es doch besser als anderswo!" Wie gemüthlich das klingt! Wer glaubt nicht gerne, dass er besser und klüger ist als der Nachbar? Der Wiener ist am Ende Michel genug, es wirklich zu glauben, wie er an die befreiende und erhebende Wirkung seiner Gemüthlichkeit glaubt, deren Verirrungen er keine besondere Bedeutung beimisst. So lässt er sich allmälig einlullen, schläft bei dem Langer'schen Eiapopeia den Schlaf des Gerechten, bis er eines Tages als ein geprellter Hans Narr erwachen wird, als ein Enterber, der von seinen guten Freunden recht „ungemüthlich" aus dem eigenen Hause verdrängt wurde.

Soll es wirklich so weit kommen? Sollen wir es wirklich nicht über ein bischen Gemüthlichkeit, ein bischen Raunzen und Schimpfen hinausbringen? Soll unser Zorn, wenn wir uns einmal zu einer solchen Kraftäusserung aufschwingen, wirklich nur in augenblicklichen Ausbrüchen zutage treten, die flüchtig und haltlos wie Märzschnee vor dem nächsten begütigenden Worte zerschmelzen? Haben wir wirklich zu wenig Galle? Nun, dann ist es Pflicht jedes redlichen Wieners, von Stunde an diese Galle zu mehren, dieser einlullenden Gemüthlichkeit, welche zu einer so gefährlichen Waffe gegen uns werden kann, den Krieg zu erklären, einen Krieg auf Tod und Leben; jedem Kinde die Lehre vom Hammer und Ambos begreiflich zu machen und Alles daran zu setzen, damit zum Mindesten das heranwachsende Geschlecht seine Elbogen gebrauchen und sich wehren lerne gegen die bald vorsichtig und verstohlen, bald frech und offen betriebene Ausnützung der Wiener Gemüthlichkeit.

Vor Allem werden wir aber auf unserer Hut sein müssen vor gewissen falschen Freunden, welche durch ihre besondere Taktik noch gefährlicher werden können, als die gedachten Propheten des „Sollen's uns nachmachen!" Sie finden nämlich — angeblich — keineswegs Alles zum Besten bestellt, sondern jammern vielmehr über den Verfall des guten alten Wiener-

thums, dass es eine Art hat. Aber versucht nur einmal ihre Klagen und ihren lauten Schmerz ernst zu nehmen, macht Miene, dem Erbfeinde Schlendrian und seiner Muhme, der alten Gemüthlichkeit, rücksichtslos an den Leib zu rücken! Da wird es sich bald zeigen, wie wenig aufrichtig es auch dieser „Specialität" um die Beseitigung ihrer Beschwerdegründe zu thun ist. Sie jammern nur, um den Verdacht der Theilhaberschaft an diesem Verfalle von sich abzuwälzen und den Strom des Unwillens sanft in ein fernes Bett zu leiten, das seinen Lauf ungefährlich für die bestehende schöne Ordnung der Dinge gestalten soll. Und mit ihnen raunzt und schimpft eine ganze Schaar von gemüthlichen Unzufriedenen, die einfach den Führern folgt wie die Heerden den Leithammeln. Allerorten kann man sie klagen hören, in Wahllocalen, auf der Strasse, in den Wagen der Pferdebahn und an ihren Stammtischen in den Vorstadtkneipen, es ist bis zum Ueberdruss immer dieselbe abgeleierte Melodie und derselbe kraftlose Phrasentext. In unseren Kirchen findet man häufig genug Weiber, welche sich pünktlichst bei jeder Leichenfeier einfinden und dort erbarmenerweckend schluchzen. Fragt sie Einer um den Grund ihres so laut geäusserten Schmerzes, dann blicken sie verwundert auf. Sie kennen weder den Todten, der da begraben wird, noch dessen Hinterbliebene, aber Weinen an und für sich ist doch ein Genuss, Thränen zu vergiessen ist gefühlvollen Menschen ab und zu ein rechtes Herzensbedürfniss! Einige unter ihnen werden allerdings für ihren Schmerz bezahlt, sie weinen „vor". Das sind die Führer unserer Jammer-Partei.

Soll aus dem bisher Gesagten geschlossen werden, dass der Wiener seine Gemüthlichkeit gänzlich opfern müsse, um von einzelnen ihrer üblen Folgen befreit zu werden? Könnte er dieses Verlangen überhaupt erfüllen, auch wenn er es wollte? Nein, wahrlich nicht! Die Gemüthlichkeit des Wieners ist ja, wie wir schon auszuführen versucht haben, keine anerzogene, die er sich abgewöhnen, keine erlernte, die er vergessen könnte. Sie ist das Erbtheil einer grösseren

Vergangenheit, da er noch reich genug war, sich diesen Luxus ohne Gefahr der Verarmung gestatten zu dürfen; damals stand es ihm wohl an, seine Macht und Kraft mit leutseliger Gemüthlichkeit zu paaren; der Wiener des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere aber der Wiener der Versöhnungs-Aera hat leider nur die Gemüthlichkeit überkommen, und er wird wohl thun, sie zu mässigen, sie einzudämmen und in das richtige Verhältniss zu seiner heutigen Macht und Kraft zu bringen. Hier scheint uns der Kernpunkt aller jener Fragen zu liegen, deren Beantwortung wir uns zur Aufgabe gestellt haben. Nicht verleugnen, nur wohl beherrschen soll er seine Gemüthlichkeit, sich nicht einer gemächlichen Sorglosigkeit hingeben, wo der Feind von allen Seiten, auf politischem wie auf socialem und künstlerischem Gebiete, seiner Beute lauert.

Die Flüchtigkeit und der enge Rahmen einer Besprechung, wie der vorliegenden, gestatten es nicht, die Wirkungen der übel verstandenen Gemüthlichkeit nach all diesen Richtungen hin zu verfolgen. Wir wollen uns an einem Beispiele genügen lassen, das freilich eine vielseitige Beleuchtung unseres Grundthemas gestattet. Es ist dies die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens in Wien. Auf den ersten Blick sollte man meinen, dass die Gemüthlichkeit just den besten Kitt für alle Kreise und Berufsclassen bilden müsse. Ist sie doch eine eminent gesellschaftliche Eigenschaft, welche auf diesem Gebiete alle ihre Vorzüge zur Geltung bringen kann. Und doch trat das gerade Gegentheil ein. Die Gemüthlichkeit der Wiener war es, an welcher von jeher die Entwickelung eines gesellschaftlichen Lebens im besseren Sinne scheiterte.

Unter Gesellschaft im besseren Sinne ist hier selbstverständlich der moderne Salon gemeint, dessen eine Grossstadt von dem Range und der Bedeutung Wiens unserer Ansicht nach nun einmal bedarf. Einen Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen seiner Bürger, einen Turnierplatz für seine Talente braucht ein grosses Gemeinwesen, welches seine Kräfte sonst nur schwer kennen lernen kann. Auf dieses

längst allgemein anerkannte Bedürfniss, für welches uns eine besondere Beweisführung nicht mehr erforderlich scheint, stützen sich die nachfolgenden Ausführungen, welche sich somit nicht mit dem sonstigen geselligen Verkehre des Wieners beschäftigen können. Dieser Verkehr hat seine besonderen Reize und bietet vor Allem dem Fremden reiche Gelegenheit, alle gute Eigenschaften des Wieners, alle schönen und erfreulichen Seiten seiner Gemüthlichkeit des Näheren kennen zu lernen. Hat auch der weite Rahmen des öffentlichen Lebens in Wien, seit der rapiden Vergrösserung der Stadt, viel von der einstigen Intimität dieses Gesellschaftslebens vernichtet, so bleibt doch noch genug zurück, um ein erfreuliches Gesammtbild zu geben. Die sprichwörtliche Liebenswürdigkeit des Wieners, die leichte, herzgewinnende Art, mit welcher er jedem Fremden die Gelegenheit bietet, sich ihm und seiner Familie anzuschliessen, seine vertrauensselige Gesprächigkeit, die vielfach an den nahen Süden erinnert und seine nicht selten sogar zu weit gehende Noblesse in Fragen der Bewirthung sind gesellschaftliche Vorzüge, die nicht unterschätzt werden dürfen. Aber mit den Existenzbedingungen eines Salons im modernen Sinne hat dieser gemüthliche zwanglose Verkehr nichts oder nur äusserst wenig zu schaffen.

Gesellschaft in diesem Sinne ist nun einmal Zwang, was auch dagegen vorgebracht werden mag. Nur unter dem Drucke bestimmter, als unantastbar anerkannter und unter allen Bedingungen befolgter Gesetze kann eine Gesellschaft, selbst wenn sie nur der Zweck harmlosen Plauderverkehres zusammenführt, auf die Dauer bestehen. Der Wiener ist aber durch seine Gemüthlichkeit so sehr verwöhnt, dass er sich keinem Zwange dauernd fügen kann, am allerwenigsten wenn es sich um die Befolgung von Bestimmungen handelt, die er, wie im gegebenen Falle, selbst schaffen musste und somit ganz und gar nicht zu respectiren geneigt ist. Der Mangel an Achtung vor dem Gesetze, der fast in jeder seiner Handlungen und Unterlassungen nachgewiesen werden kann, lässt ihn auch die Gesetze der Toilette und des Tons, welche

die Gesellschaft erfordert, als für ihn nicht bindend betrachten. Aber Frack und Soirétoilette sind gleich einer bestimmten äusseren Form und Grenze der Conversation für die Existenz eines Salons absolut unentbehrlich. Mit diesen Geboten nun befindet sich die Wiener Gemüthlichkeit in einem grundsätzlichen Widerspruche, der durch kein äusserliches Compromiss aus der Welt zu schaffen ist. Der Wiener betrachtet ein gemüthliches *Laisser aller* und eine bequeme, ja saloppe äussere Form als die *conditio sine qua non* seines Behagens, das ihm über Alles geht, und er wird deshalb, ohne die bestehenden Grenzen, beispielsweise im Verkehre mit den Frauen, jemals absichtlich zu verletzen, doch schon durch die Thatsache des Vorhandenseins einer solchen Grenze um allen Freimuth, wie auch um die rechte Freude aus dem also beengten Verkehre gebracht. Dazu kommen noch einige Factoren von nicht minder gewichtiger Bedeutung. Der erste ist — es bedarf eines gewissen Muthes, das verhängnissvolle Wort niederzuschreiben, das voraussichtlich einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwören wird, — der erste Factor also ist die für den Salon nicht völlig ausreichende geistige Bildung der Wienerin. Die Frau ist es, welche den Salon schafft und erhält, wie sie ihm auch das Cachet ihres Geistes aufdrückt; die Wienerin besitzt nun als unbestrittene Vorzüge ungekünstelte Anmuth und liebenswürdige, reizvolle Schönheit, auch ein gutmüthiges Herz, einen gesunden Mutterwitz und viel, sehr viel harmlos geschäftige Munterkeit, welche Eigenschaften sie so recht zur Priesterin der Göttin Gemüthlichkeit prädestiniren; aber sie besitzt zu wenig, oder besser gesagt, nicht *den* Geist, welcher erforderlich ist, um einen Salon zu bilden und beherrschen zu können. Ist dies überhaupt ein Vorwurf, so mag sich die Wienerin trösten; er trifft weniger sie, als ihre Erzieher, welche die vorhandenen Anlagen nach dieser Richtung auszubilden verabsäumten. Fragt den Wiener einmal auf's Gewissen, ob er ihren Mangel an Salonsicherheit ernstlich empfindet und beklagt? Wohl kaum. Und überdies, die Wienerin ist schöner, als die

Pariserin geistreich und die Berlinerin unterrichtet ist, und: „des Leibes Schönheit ist ein schönes Gut!" Wäre dem Pariser und dem Berliner die Wahl freigestellt, wer weiss, ob er nicht für die Wienerin optiren würde!

Der zweite Factor, der sich dem Gedeihen eines regen gesellschaftlichen Verkehres in Wien entgegenstellt, ist die confuse Zeiteintheilung, die eine Berührung der verschiedenen Berufsklassen sogar innerhalb desselben socialen Kreises allein schon fast zur Unmöglichkeit macht. Und nicht etwa nur der Bestand eines Salons wird dadurch erschwert, alle öffentlichen Vereinigungen zu ernsten wie zu Erholungszwecken leiden empfindlich unter diesem Uebelstande. Ein grosser Theil unserer Theatermisère, der Mangel eines politischen Lebens und Gemeinsinnes, der geringe Nutzen, welchen der Wiener aus seinen öffentlichen Sammlungen, Bibliotheken und Ausstellungen zieht, kurz all diese ebenso bekannten, als unerfreulichen Verhältnisse finden hier ihre erste und nüchternste Erklärung. Fremde Beobachter, welche nach kurzem Aufenthalte Wien zu beurtheilen und wohl auch zu verurtheilen versuchten, haben nach dem uns bis zum Ueberdrusse vorgeleierten Dichterworte unsere Stadt immer wieder als die „Phäakenstadt" bezeichnet, in welcher es angeblich stets Sonntag ist und sich „am Herde der Spiess" ununterbrochen dreht. Dass wir nicht all unsere Lebenszeit beim Mahle verbringen, sondern dass bei uns nur Jeder zu einer anderen Zeit isst und trinkt, wodurch allerdings den ganzen Tag über gegessen und getrunken wird, ist diesen gründlichen Kennern des Wiener Lebens natürlich entgangen. Immerhin bleibt die völlig willkürliche Eintheilung der Arbeits- und Ruhestunden in Wien ein schlimmer Uebelstand. Das Frühstück sammt der dazu gehörigen „Messe" wird hier von 7 bis 11 Uhr, das Mittagmahl von 11 bis 7 Uhr eingenommen, um welche Zeit sich der matinale Theil der Gesellschaft bereits wieder zum Nachtessen niedersetzt. So entsteht jene erwähnte Continuität des Essens und Trinkens, welche den Verkehr der verschiedenen Berufsclassen unter einander so sehr erschwert. Denn der Beamte, der

Advocat oder Arzt, der Officier, der Kaufmann und der Fabrikant haben nicht nur ihre abgesonderten Zeiteintheilungen des Standes, nein, auch jeder einzelne Kaufmann, jeder einzelne Fabrikant u. s. w. trägt dabei noch überdies seinen persönlichen Neigungen die vollste Rechnung und fixirt seinen Stundenplan ausschliesslich nach seinem Behagen. Das ist gewiss sehr bequem für das einzelne Individuum, aber entschieden vom Uebel für die Allgemeinheit. Denn die Freiheit des Ganzen bedingt nun einmal gewisse Beschränkungen für den Einzelnen.

Die Richtigkeit dieses Satzes lernt der Wiener nur schwer begreifen, denn sie widerstrebt seiner bequemen Gemüthlichkeit, die es vorzieht, im Grossen und Ganzen die Freiheit zu entbehren, um nur nicht kleine persönliche Ungezwungenheiten opfern zu müssen. Man versuche einmal, Vertreter aller bürgerlichen Berufsclassen Wiens in einer Versammlung zu vereinigen. Ohne einen Feiertag zu schaffen, wie dies beispielsweise am Tage des Festzuges geschah, wäre es ganz und gar unmöglich. Denn auf welche Stunde wollte man die Einladung festsetzen? Die Arbeitszeit des Tages etwa bis 7 Uhr Abends angenommen, denn so lange wird wohl der Kaufmann und auch der beschäftigte Advocat, sowie der Bankbeamte u. s. w. von seinem Berufe in Anspruch genommen, bleibt nun keine Stunde mehr frei für irgend welche allgemeine, öffentliche Zwecke. Der Reihe nach beginnt die Zeit des Nachtessens für die verschiedenen Berufsstände und endet erst mit der Sperrstunde, welche für die überwiegende Mehrheit der Mittelclassen den Abschluss des Tages bedeutet. Schlag 10 Uhr wird zur Ruhe gegangen — „und stünde die Welt in Flammen!" — Doch nein! Wenn irgend etwas in Flammen stünde, ja wenn selbst nur die Veteranen zu dieser Stunde oder einer späteren vor seinem Fenster vorbeizögen, würde dieser Abschluss sofort seine Geltung verlieren. Die Neugierde, diese Stiefschwester der Theilnahme, vermag überraschend viel über den Wiener. Ihr opfert er sogar seine Bequemlichkeit, seine Hausordnung und seine — Sperrstunde.

Doch im Ernste, es steht unzweifelhaft fest, dass zahlreiche Familien der bemittelten Stände nur deshalb so selten das Theater besuchen, weil ihnen „die Stunde" nicht passt, und es ist eine alte Erfahrung unserer Directoren, dass der Cassenerfolg eines Stückes nicht zum geringsten Theile vor der Frage abhängt: wann endet es? Die Antwort: Nach 10 Uhr! ist hier ein Todesurtheil. Die erwähnte Zerfahrenheit in der Zeiteintheilung des Wieners bedingt aber noch einen weiteren Uebelstand, der das Bestehen eines Salons zu erschweren geeignet ist. Das Vergnügen, seine Freunde bei sich zu empfangen, können sich in Wien zumeist nur reiche, ja die reichsten Leute gönnen, denn es ist sehr kostspielig. Die Erklärung hiefür ist bald gegeben. Da es in Wien keine Empfangszeit gibt, von welcher mit Bestimmtheit gesagt werden kann, dass sie nicht mit der Speisestunde einiger Gäste collidire, so muss nothgedrungen mit jedem Empfange eine vollständige Bewirthung verbunden werden, weshalb „ein Haus machen" selbst im bescheidensten Falle wie das Kriegführen drei Dinge erfordert: Geld, Geld und abermals Geld. Wien ist aber bekanntlich eine nicht reiche, ja vielleicht sogar eine verarmende Stadt, und so gestaltet sich auch in dieser Beziehung die Zukunft des Wiener Salons nicht eben günstig. Dass die Fixirung einer gemeinsamen, sozusagen officiellen Zeiteintheilung innerhalb eines gewissen Spielraumes, welche im Interesse des gesellschaftlichen Lebens wie aller öffentlichen Institutionen dringend erforderlich wäre, hier jemals zu Stande kommen sollte, müssen wir wohl bezweifeln. Dennoch möchten wir diesen Gedanken hiermit angeregt haben. Vielleicht finden sich einige tollkühne Wagehälse, welche der Wiener Gemüthlichkeit und dem alten Schlendrian wenigstens auf diesem Gebiete die Fehde erklären.

Ein dritter Factor, der in unserer Betrachtung nicht unberührt bleiben darf, obgleich wir ihn hier nur flüchtig streifen wollen, da er bereits oft und eingehend genug besprochen wurde, ist jenes Surrogat der eigentlichen Geselligkeit, welches das *Kaffeehausleben* dem Wiener bietet. Bezeichnend

scheint uns dabei nur, dass das weiter ausgebildete Clubleben in Wien niemals recht Wurzel fassen konnte. Weshalb? Weil der Club am Ende doch immer einen bestimmten, wenn auch noch so bescheidenen Zwang auf seine Mitglieder ausüben muss, weil er ein bestimmtes, wenn auch noch so flüchtiges Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugen will und weil die Gemüthlichkeit des Wieners sich gegen diese Forderungen und Zwecke instinctiv auflehnt. Sie braucht eben — es ist immer dasselbe Resultat, zu welchem wir auf den verschiedensten Wegen gelangen! — unbedingte Freiheit des Individuums, eine Freiheit, die richtiger als eine naive Rücksichtslosigkeit Aller gegen Alle zu bezeichnen ist, denn ihr Ideal, das gemächliche: „Ich thu', was mich g'rad freut!" ist der Erbfeind jedes Gemeinsinns und verhindert sogar das Gedeihen einer äusserlichen Gemeinschaft, wie derjenigen eines Clubs.

Uebrigens entstammt dem Kaffeehausleben auch eine für den gesellschaftlichen Verkehr ungemein gefährliche Milde des Wieners in Bezug auf die Wahl seines Umganges. Nirgends wird es einem übelbeleumundeten Manne leichter, mit den anständigsten Leuten in eine anscheinend ziemlich intime Verbindung zu treten, als in Wien; nirgends findet man in den sogenannten „geschlossenen" Soiréen der Vereine etc. so viele nicht vollständig salonfähige Gesellschaft, welche sich einzuschmuggeln weiss, und sodann um des lieben Friedens willen stillschweigend geduldet wird. Man kann dreist behaupten, dass ein nicht unbedeutender Theil der Leute, mit welchen der Wiener verkehrt, Kaffeehausbekannte sind, von deren Charakter und Verhältnissen er kaum eine Ahnung hat. Ohne einer starren Exclusivität das Wort reden zu wollen, möchten wir dem Wiener doch auch in dieser Richtung eine entsprechende Eindämmung seiner Gemüthlichkeit empfehlen. Auch dieses nicht uninteressante Thema, das eine eingehende Besprechung wohl lohnen würde, können wir mit Rücksicht auf den gebotenen engen Raum nur streifen, hoffen jedoch Andere zu weiteren Betrachtungen über dasselbe angeregt zu haben.

Was den letzten und wohl bedeutsamsten Factor betrifft, welcher der Entwickelung eines Wiener Gesellschaftslebens im besseren Sinne entgegensteht, so geben wir hier einer Frau das Wort, welche manches kluge Wort über Wien und die Wiener gesprochen und geschrieben hat. In dem Buche „De l'Allemagne" der Madame de Staël findet sich folgende bezeichnende Stelle über unsere Gesellschaft: *„Cependant l'un des principaux désavantages de la Société de Vienne c'est que les nobles et les hommes de lettres ne se mêlent point ensemble."* Der Mangel eines Verkehres zwischen der vornehmen Gesellschaft und den Schriftstellern macht in der That noch heute wie vor siebzig Jahren das rechte Gedeihen eines Salons in Wien zur Unmöglichkeit. Dieselbe volle Geltung kann ebenso auch die Schlussfolgerung beanspruchen, welche Frau von Staël an die obcitirte Bemerkung knüpft: *„Il résulte de cette séparation des classes que les gens de lettres manquent de grâce, et que les gens du monde acquièrent rarement de l'instruction."* Und wen trifft die Schuld, wenn es unseren Schriftstellern wirklich an Grazie und unseren Vornehmen dagegen an Bildung fehlt? Doch nur den Mangel an Achtung vor der geistigen Arbeit und ihren Vertretern! Er darf wohl als der wesentlichste Factor bezeichnet werden, welcher die Entwickelung eines Wiener Salonlebens im Keime erstickt. Er ist die natürliche Folge eines Systems der Volkserziehung, das die Verdummung der Massen durch Jahrhunderte als ein Ziel, „aufs innigste zu wünschen", betrachtete und für die Erreichung dieses Zweckes alle Mittel und Hebel in Bewegung setzte.

Auch den einseitigen Cultus der Wiener Gemüthlichkeit, gegen welchen die vorliegende Schrift vornehmlich gerichtet ist, haben wir diesem Zwecke zu verdanken. Sie sollte zu einer Feindin des Geistes und der geistigen Arbeit herangebildet werden, ein Resultat, das unschwer zu erzielen war, wenn man die *nivellirende* Kraft zu benützen verstand, welche dieser alten Gemüthlichkeit naturgemäss innewohnt. Nichts ist leichter, als in einer Gemeinschaft von dummen und klugen,

von am Gemeinen haftenden und zu freierer Auffassung emporstrebenden Geistern, den dummen und platten Gesellen die Oberhand zu verschaffen. Wurde die elementare Kraft der Gemüthlichkeit nach dieser Richtung hin thätig erhalten, so stand der Erreichung des ersehnten Zieles kein ernstes Hinderniss mehr im Wege. Das ist denn auch lange genug versucht worden und hat manches traurige Resultat, dessen wir hier gedenken mussten, zu Tage gefördert. Glücklicherweise gilt das alte Wiener Lied, das von den Propheten des gemüthlichen Verrohungssystems so oft in ihrem Sinne angewendet wurde, auch von den besseren und besten Elementen im Wiener Volke; wir meinen den bekannten Refrain: „Der Wiener geht nicht unter!"

Nein, auch die guten und glänzenden Eigenschaften des Wieners sind nicht untergegangen, wie heftig und ausdauernd auch gegen sie angekämpft worden ist. Der Wiener wird vielleicht noch lange nicht im Stande sein, ein anregendes gesellschaftliches Leben, das seiner würdig wäre und dessen er so lebhaft bedürfte, aus eigenen Mitteln zu beschaffen; er wird noch eine geraume Zeit unten den Folgen jener falschen Gemüthlichkeit zu leiden haben, die ihm von gewissen lieben Freunden unterschoben wurde; er wird vielleicht sogar noch eine Weile geduldig den Ambos spielen, statt als Hammer tüchtig auf seine Gegner loszuschlagen; er wird wohl immer wieder die Gesetze der Gastfreundschaft nur zu seinem Nachtheile auslegen und ruhig zusehen, wie Gast um Gast seine Schüsseln leert, sein Lager benützt und ihn zum Danke ob seiner Gutmüthigkeit verspottet oder gar gänzlich aus dem eigenen Hause zu verdrängen sucht; aber seiner altehrwürdigen Gemüthlichkeit wohnt doch auch eine deutsche Kraft des Beharrens, des Festhaltens am gewohnten Besitze — auch am nationalen Besitze — inne, gegen welche seine fremden wie seine einheimischen guten Freunde am Ende vergeblich anstürmen. Auch der deutsche Michel schlief fest und lange, ein bischen Nasestübern und Ohrzupfen störte ihn darin nicht. Aber man weiss, dass er, einmal er-

wacht, seine Gegner ziemlich unsanft in ihre Schranken zurückwies. Der gutmüthige Wiener ist trotz des unleugbaren Unterschiedes, der Nord und Süd trennt, doch der leibliche Bruder dieses deutschen Michels, und auch er wird einmal erwachen und sich seine allzu dreisten Hausfreunde ein wenig näher besehen. Nicht ihn wird die Schuld treffen, wenn es diesen „Freunden" dann ein wenig ungemüthlich werden sollte im — gemüthlichen Wien!

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Gegen den Strom.

In der Wintersaison 1884/85 erschienen von „Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft":

I. Heft. **Nur nicht österreichisch!** Von Dr. Albert Ilg. Zweite Auflage.

II. „ **Wien war eine Theaterstadt.** Von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage.

III. „ **Unsere Kunstpflege!** Von Prof. Julius Deininger. Zweite Auflage.

IV. „ **Der Roman, bei dem man sich langweilt.** Von Gustav Schwarzkopf. Zweite Auflage.

V. „ **Das gemüthliche Wien.** Von C. Karlweis. Dritte Auflage.

In der Saison 1885/86 erschienen bereits:

VI. Heft. **Nach der Schablone. Das Vorrecht der Frau.***)

VII. „ **Die gebildete Welt.**

VIII. „ **Unsere Künstler und die Gesellschaft.**

IX. „ **Die Lectüre des Volkes.** Dritte Auflage.

X. „ **Der Schutz der bürgerlichen Ehre.**

(Die Fortsetzung erscheint im Winter 1886.)

Preis pro Heft 30 kr. = 60 Pf.

*) Die Namen der Verfasser der diesjährigen Flugschriften werden im XI. Hefte genannt, welches zu Beginn der Wintersaison 1886/87 erscheint.

VI.

NACH DER SCHABLONE.

Nach der Schablone.

Personen:

Director — Dichter — Secretär.

(Directionszimmer. Einfache, elegante Einrichtung. Schreibtisch mit Manuscripten und Rollen bedeckt. An den Wänden Photographien, Wochenrepertoire, Theaterplan u. s. w.)

Erste Scene.

Director, Secretär.

Director (den Cassenrapport durchsehend): Bei der dritten Vorstellung 140 Gulden Einnahme! Dabei können wir nicht bestehen. „Der Regenwurm" wird sich nicht halten lassen. (Zum Telephon gehend:) Was ist heute Vorverkauf? (Nach einer Pause:) 25 Gulden? Das geht nicht. Wir müssen den „Regenwurm" absetzen. (In's Nebenzimmer rufend:) Herr Meier, ich lasse den Herrn Regisseur bitten. Wir wollen das Repertoire ändern. Morgen beginnt wieder der „Nestroy-Cyklus".

Secretär: Da hätten wir uns die heutige Notiz füglich ersparen können. (Liest aus der Zeitung:) „Die gestrige dritte Vorstellung des amüsanten Schwankes „Der Regenwurm" fand abermals vor ausverkauftem Hause unter jubelndem Beifalle des Publicums statt. Dem Stücke scheint nunmehr eine lange Reihe von Wiederholungen gesichert." Was nütz uns das jetzt?

Director: Sie sind noch immer sehr naiv. Wird es uns etwas schaden? Versenden Sie eine neue Notiz. (Dictirt:) „Um den durch die Krankheit einiger Mitglieder unterbrochenen, mit so lebhaftem Beifall begrüssten Nestroy-Cyklus wieder aufnehmen zu können, sieht sich die Direction gezwungen, den noch immer zugkräftigen Schwank „Der Regenwurm" vorläufig vom Repertoire abzusetzen."

(Ein Diener tritt ein und übergibt dem Director eine Karte.)

Director: Haben Sie dem Herrn schon gesagt, dass ich zu sprechen bin?

Diener: Da der Herr Director ihn immer empfangen —

Director: Gewiss, gewiss — aber gerade jetzt — ich lasse — Halt, Anton — hat der Herr — ein Manuscript in der Hand?

Diener: Nein.

Director: Gut. Dann lasse ich bitten.

(Diener öffnet dem Dichter die Thüre und geht ab. Secretär entfernt sich durch eine Seitenthüre.)

Director (dem Dichter entgegengehend): Grüss' Sie der Himmel, lieber Freund. Was führt Sie zu mir? Sie kommen mit leeren Händen? Ist das nicht unverantwortlich? Wie sollen wir uns ein Repertoire bilden, wenn Ihr jungen Leute nichts arbeiten wollt? Schreibt Stücke, wir verlangen nichts weiter von Euch; dass sie aufgeführt werden, das ist unsere Sache.

Dichter: Eine Sache, die Sie sich indessen nicht allzusehr angelegen sein lassen, verehrter Director. Ich weiss ein Lied davon zu singen. Sechs Stücke haben Sie mir bereits mit „bestem Dank" retournirt.

Director: Sechs? Wirklich sechs? Sie übertreiben. Ich erinnere mich nur an drei.

Dichter: Es sind sechs, verlassen Sie sich darauf, ich kenne die Anzahl meiner Kinder genau. Sie erinnern sich nur an drei, weil Sie nur drei ablehnende Motivirungen unterschrieben haben. Nr. 1 und 4 habe ich zurückbekommen, weil „die Situation zu peinlich ist", Nr. 2 und 5 eignete

sich nicht zur Aufführung, weil „die Charaktere zu unsympathisch sind", und Nr. 3 und 6 „entwickelt sich aus zu gewagten Voraussetzungen". Ihr Secretär sollte sich wirklich eine neue Walze einlegen lassen.

Director: Lieber Freund, Sie thun meinem Secretär und mir Unrecht. Er urtheilt genau nach meinen Intentionen. Uebrigens habe ich mir die Mühe genommen, einige der Sachen selbst zu lesen. Sie waren nicht aufführbar, glauben Sie mir. Es steckt in jedem einzelnen der Dinger ja sehr viel Talent, aber Sie sind auf einem falschen Wege. Schon das Personenverzeichniss sagte mir, dass damit nichts zu machen sei. Stücke mit fünf bis sechs Personen kann ich nicht brauchen. Dann capriciren Sie sich darauf, Stücke mit logischem Inhalte, mit fortlaufender vernünftiger Handlung zu schreiben. Das ist unmodern! Manchmal gestatten Sie sich sogar den Luxus, Ideen zu haben. Damit darf ich meinem Publicum nicht kommen. Ideen sind unverdaulich. Geben Sie mir heute ein Stück, das meinen Anforderungen, dem Geschmacke des Publicums einigermassen entspricht, ich lasse noch heute die Rollen ausschreiben und in acht Tagen soll es auf dem Zettel stehen. Mein Wort darauf!

Dichter: Ihr Wort darauf? (Ihm die Hand hinreichend.)

Director (etwas zögernd und bestürzt): Mein Wort.

Dichter (ein Manuscript aus der Tasche ziehend): Hier ist das Stück, das Ihren Anforderungen und dem Geschmacke des Publicums entsprechen dürfte. Lassen Sie die Rollen ausschreiben. Seien Sie unbesorgt. Dieses Stück ist aufführbar. Ich habe alles über Bord geworfen, was Ihnen in meinen früheren Arbeiten tadelnswerth erschien, es wird Ihren angestrengtesten Bemühungen nicht gelingen, auch nur eine Spur von Vernunft und Logik in diesem Stück zu entdecken. Sie haben mir wiederholt gesagt: „Bemühen Sie sich nicht, etwas Neues, Vernünftiges, Lebenswahres zu schreiben, Sie verlieren nur Ihre Zeit damit. Schrecken Sie nicht davor zurück, die stereotypen Figuren, die abgedroschensten Spässe zu verwenden, hundertmal gebrachte Situationen zum hundert-

erstenmal zu bringen. Niemand kümmert sich darum als einige missgünstige Kritiker. Das Publicum will lachen, nichts weiter. Es nimmt den Unsinn, der ihm neunmal gemundet, auch zum zehntenmale dankbar hin. Richten Sie sich darnach, auf dass Sie endlich Tantièmen bekommen und auf dass es Ihnen wohlergehe auf Erden." So haben Sie gesprochen und Ihre guten Lehren sind auf fruchtbaren Boden gefallen. Ich bin es müde, noch länger ausschliesslich zu meinem Privatvergnügen Stücke zu schreiben, ich will aufgeführt werden wie Andere, Tantièmen bekommen wie Andere. Sie sehen, ich spreche auch schon wie Andere. Ueberdies haben Sie mich auch wirklich überzeugt, Ihnen gebührt der Ruhm, und wenn Ihnen etwas daran liegt, lieber Director, will ich dies in einer Vorrede besonders hervorheben. Also — wann ist die erste Aufführung?

Director: Lieber Freund, ich verlange gewiss nichts Besseres, als mein Wort halten zu können. Natürlich muss ich das Stück doch erst lesen. Aber Sie können mir und meinem Secretär unnütze Arbeit und sich selbst Enttäuschung und Verdruss ersparen, wenn Sie mir einige Fragen beantworten wollen. Aus Ihren Antworten werde ich gleich ersehen, ob an eine Aufführung des Stückes wirklich ernst zu denken ist, ob wir uns das Lesen nicht ganz ersparen können. Wollen Sie?

Dichter: Fragen Sie.

Director: Also zuerst: Hat Ihr Stück so etwas wie eine Handlung?

Dichter: Sie ist kaum erwähnenswerth. Das Stück gleicht einem Manne, der eine grosse Reise antritt, ohne irgend ein Gepäckstück mitzunehmen, ohne sich einen Plan gemacht, ohne ein Ziel vor Augen zu haben, der sich ausschliesslich vom Zufall treiben lässt. Es stolpert in seiner ersten Scene über irgend einen Einfall, den es ausnützt, so lange ihm noch eine komische Wendung abzugewinnen ist, dann nimmt es die sogenannte Handlung für einige Scenen wieder auf, bis sich ihm wieder ein Spass in den Weg stellt und so fort.

Director: Gut, ganz gut, das lässt sich hören. Weiter hat es vielleicht eine allgemein giltige, leitende Idee?

Dichter: Nicht die Spur. Was denken sie von mir? Ich möchte den wirklich kennen lernen, der mir so etwas nachweisen könnte.

Director: Gut. Haben Sie in Ihrem Stücke irgend eine häufig wiederkehrende Redensart, welche die Aussicht hat populär zu werden? So etwas wie „Unter Kameraden ist das ganz egal," „Das genügt", „Stylvoll", „Bitte sehr" u. s. w.

Dichter: Natürlich. Ich werde doch nicht daran vergessen.

Director: Ihre Redensart lautet?

Dichter: „Angenommen, aber nicht zugegeben."

Director: Nicht übel. Nun erzählen sie nur ein wenig von Ihren Hauptpersonen. Wer steht am Kopfe des Zettels?

Dichter: August Körbler, Rentier. Dicker Spiessbürger, der noch gerne ein wenig über die Schnur haut, unter dem Pantoffel steht und irgend etwas vor seiner Frau zu verbergen hat.

Director: Einverstanden. Mein Komiker, der jetzt vier Jahre im Engagement ist, hat neulich die hundertste Rolle dieses Genres gespielt, er hat sich auch schon ganz in den Charakter hineingelebt. Weiter.

Dichter: Adelgunde seine Frau, Rolle der komischen Alten —

Director: Selbstverständlich. Das Publicum hat sich bereits daran gewöhnt, die Beiden als Paar zu sehen. Die Beiden haben doch Kinder?

Dichter: Natürlich. Zwei Töchter: Selma, ein vorlauter lüsterner Backfisch, und Agathe, eine sentimentale Liebhaberin.

Director: Einverstanden, einverstanden; diese Töchter werden geliebt von —

Dichter: Agathe wird von einem edlen Architekten Conrad Walter geliebt, während Selma dem Bonvivant drei Acte hindurch alle möglichen Ungezogenheiten sagt, um sich ihm im vierten Act an die Brust zu werfen.

Director: Ganz richtig: der Bonvivant heisst?

Dichter: Fritz Leichthin, Journalist.

Director: Bravo! Das scheint mir diesmal wirklich etwas zu sein. „Fritz Leichthin, Journalist" ist sehr gut. Weiter. Haben Sie die verliebte alte Jungfer, über die sich alle Welt lustig macht?

Dichter: Aber selbstverständlich. Ist seit Kotzebue ein Lustspiel ohne diese anmuthige, sympathische Figur denkbar? Fragen Sie nur zu, Sie werden mir keine Lücke nachweisen können. In meinem Stück sind sie alle zu finden, die lieben vertrauten Figuren; der schüchterne Jüngling, welcher Ungeschicklichkeiten begeht, der zerstreute deutsche Professor, der in seiner Jugend eine Römertragödie geschrieben hat, die geistreiche junge Witwe, das naseweise Kammermädchen, der dumme Bediente, der alberne Geck — —

Director: Ja glauben Sie, dass ich Ihnen eine schenken würde? Nicht eines von den theuren Häuptern darf uns fehlen. Ich bestehe auch noch auf dem Lieutenant, dessen Uniform nöthig ist, um die Eintönigkeit der schwarzen Fräcke zu unterbrechen, und auf der zweiten komischen Figur, welche irgend eine Marotte hat und Dialekt spricht.

Dichter: Sie sind vorhanden.

Director: Gut. Wie viele Paare haben Sie am Schluss des Stückes?

Dichter: Leider nur fünf; es war mir wirklich nicht möglich —

Director (streng): Das ist zu wenig. Vergessen sie nicht, dass es die einzige Aufgabe des deutschen Lustspiels ist, möglichst viele Mädchen unter die Haube zu bringen. Gehen wir nun zu den Details über. Auf welche ungewöhnliche und unmögliche Weise lernt der Bonvivant seine Geliebte kennen? Verfolgt er sie auf der Strasse, erweckt er sie aus einer Ohnmacht, läuft er mit ihr auf Schlittschuhen, gibt sie ihm Verhaltungsmassregeln über das Abspringen auf der Tramway? Dies alles und noch anderes haben wir schon gehabt, aber das wäre kein Hinderniss. Also, bei welcher

Gelegenheit finden sich bei Ihnen die Herzen der Liebenden?

Dichter: Es ist mir da, wie ich glaube, gelungen, etwas Neues zu finden. Ein Paar lernt sich im Luftballon kennen, ein anderes in einem Bergwerk; ich lasse das sehr ergötzlich erzählen.

Director: Nicht übel, das gibt ganz hübsche Nuancen für die Naive. Nun das Wichtigste. Sie wissen, dass es in einem modernen Lustspiel für zwei Leutchen absolut unmöglich ist, einander auf geradem Wege die obligate Liebeserklärung zu machen; sie brauchen dazu nothwendig mindestens ein Requisit. Im „Stiftungsfest" haben wir die Liebesscene mit Schachspiel und Giesskanne, im „Bibliothekar" spielt sie am Clavier, in „Ultimo" beschäftigen sich die Liebenden mit dem Anbrennen von Zündhölzchen, im „Schwabenstreich" brauchen sie Eisumschläge, um sich ihre glühende Liebe gestehen zu können, im „Stiftsarzt" Glasperlen, im „Raub der Sabinerinnen" ein Spiel Karten, im „Veilchenfresser" ein Bouquet, in „Roderich Heller" Briefe, in „Kanonenfutter" ein Glas Wasser, in dem einen Stück eine spanische Wand, im anderen gar ein kleines Bändchen, das dem Bonvivant an das Beinkleid geheftet wird;[1]) ich bin begierig, was Sie noch gefunden haben.

Dichter: Ich war mir der Schwierigkeit wohl bewusst. Anfänglich dachte ich an ein Senfpflaster, das dem Bonvivant heimlich aufgeklebt wird; es hätten sich ganz ergötzliche Wirkungen damit erzielen lassen, aber ich kam davon ab und ich habe mir schliesslich eine Liebesscene mit zwei Requisiten, und zwar mit einer Kaffeemühle und einem Rasirmesser, ausgedacht.

Director: Prächtig! Das Rasirmesser wird seine Dienste thun. Ich sehe, dass Sie sich diesmal wirklich zusammengenommen haben. Gehen wir zu etwas Anderem über. Ich setze als selbstverständlich voraus, dass sich keine Ihrer Per-

[1]) „Ja so sind wir!" Lustspiel von Rosen.

sonen so weit vergisst, sich dem Anderen, mit dem sie augenblicklich auf der Scene ist, vorzustellen oder um den Namen des Anderen zu bitten.

Dichter: Was denken Sie nur? Ich werde mich doch nicht um die besten Effecte bringen. Auch in meinem Stück kennt Keiner den Anderen, die nächsten Verwandten sprechen miteinander, ohne zu wissen, mit wem sie sich unterhalten; auch in meinem Stücke spricht der Eine eine Viertelstunde von seiner Tochter, ohne sie zu nennen, und der Andere gibt ihm Antwort, in der Meinung, dass es sich um eine Lebensversicherungspolizze handelt. O, ich habe mir nichts entgehen lassen.

Director: Sie überraschen mich wirklich. Ihr Stück scheint mir in der That etwas zu versprechen. Natürlich lassen Sie es in einem Zimmer mit mindestens vier Thüren spielen, um es allen fremden Leuten zu ermöglichen, nach Belieben kommen, gehen und sich verstecken zu können. Haben Sie auch einige Schränke und Tische, unter welchen sich die Mitspielenden verbergen können?

Dichter: Etwas Besseres. Mein Liebhaber befindet sich einen halben Act lang in einem Doucheapparate, der von dem Diener eben gefüllt wird, und kommt zum Schlusse des Actes ganz durchnässt heraus.

Director: Ausgezeichnet! Ich bin nun ganz beruhigt. Ein Mann wie Sie hat natürlich auch den bekannten packenden Actschluss nicht vergessen? Sie wissen, was ich meine? Ein Mann, der plötzlich die Kleider abwirft und in Tricots, in römischer Tunica oder im Hanswurstcostüm dasteht?

Dichter: Daran vergessen? Meine beiden Komiker erscheinen zum Schluss des dritten Actes als Rauchfangkehrer in voller Ausrüstung.

Director: Bravo! Junger Mann, Sie haben eine Zukunft vor sich. Verzeihen Sie, dass ich Sie ermüde. Nur noch zwei Fragen. Wie klären Sie die Missverständnisse auf, wie lösen Sie die Verwicklungen?

Dichter: Lösen?! Es scheint, Sie wollen mir eine Falle legen. Wer gibt sich noch damit ab? Wenn die Sache absolut nicht weiter geht, geben die Väter ihre Einwilligung zur Hochzeit ihrer Töchter und der Vorhang fällt. Voilà tout!

Director: Sie stehen auf der Höhe. Und nun das Wichtigste: Aus welchem Jahrgange der „Fliegenden Blätter" haben Sie die nöthigen Witze genommen?

Dichter: Aus einem der ältesten, den vor mir noch Niemand benützt hat. Uebrigens habe ich mir die Sache nicht so leicht gemacht und mich zu zwei eigenen Wortspielen aufgeschwungen: eines für den ersten, eines für den vierten Act.

Director: Nicht zu verschwenderisch. Sparen Sie, lieber Freund, denken Sie an die Zukunft. Ich löse mein Wort ein. Ihr Stück brauche ich gar nicht zu lesen; nach allem, was ich jetzt gehört habe, muss es gefallen. In acht Tagen geben wir es. Meine Leute werden mit dem Studium der ihnen so vertrauten Rollen schnell fertig werden, sie brauchen sich eben nur an die neuen Namen zu gewöhnen. Richtig: wie betitelt sich Ihr Stück? Es ist Ihnen hoffentlich gelungen, einen schönen, volltönenden Titel zu finden, der viel verspricht, mit dem Inhalt nicht das Geringste zu thun hat und der im Laufe des Abends nicht einmal genannt wird. Nennt es sich vielleicht nach einer Broschüre, einem Stück, das eine der Hauptpersonen einmal geschrieben hat? Wir haben dies zwar schon einigemale erlebt, aber gerade deshalb zieht es immer noch.

Dichter: Nein. Mein Titel ist besser. Er hat mit dem Inhalt des Stückes absolut nichts zu schaffen und deckt es doch vollständig, mehr noch, er passt ebensowohl für mein Stück wie für alle übrigen Ihres Repertoires; er lautet: „Nach der Schablone".

Director (entzückt): „Nach der Schablone!" In meine Arme, junger Freund! Wie viel Vorschuss wollen Sie? —

VII.

DAS VORRECHT DER FRAU.

Ein galanter Franzose des vorigen Jahrhunderts fasst seine günstige Meinung über die Frauen in folgendem Ausspruch zusammen: „Ohne Frauen wäre der Anfang unseres Lebens des Beistandes beraubt, die Mitte des Vergnügens und das Ende des Trostes." Dieser Ausspruch, der sich ja im Grossen und Ganzen nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt, klingt ganz gut und eignet sich zur Einleitung für einen Aufsatz, der zur Abwechslung wieder einmal über die Frauen spricht, mindestens ebenso gut, als das alte französische Sprichwort: „Die Frauen haben Quecksilber im Gehirn und Wachs im Herzen", das sich gerade auch nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt und welches uns für denselben Zweck ebenfalls zur Verfügung gestanden wäre.

Wenn man gerecht sein will, wird man zugestehen müssen, dass der galante Ausspruch keineswegs erschöpfend ist, er weist im Gegentheil zahlreiche Lücken auf, er könnte füglich ergänzt und erweitert werden. Er findet auch seine Ergänzung in dem in seiner Weise ebenfalls galanten geflügelten Worte „Cherchez la femme", welches uns ziemlich deutlich darauf hinweist, dass wir den Frauen viel mehr und noch ganz Anderes zu danken haben, als „Beistand, Vergnügen und Trost". Es will uns anzeigen, dass wir den Frauen beispielsweise auch noch für die Belebung des Verkehres, für die Hebung der Industrie, für die erdrückende Mehrzahl aller

Duelle und für die interessantesten Schwurgerichtsverhandlungen verpflichtet sind. Um diese Aufzählung auch nur einigermassen vollständig zu machen, müsste noch das Verdienst erwähnt werden, das sie sich durch ihre Bemühungen erwerben, die Herren der Schöpfung immerwährend mit Gesprächsstoff zu versorgen, müsste noch in erster Linie der Dank der Schriftsteller verzeichnet werden, welche seit urdenklichen Zeiten — und in unseren glorreichen Tagen mehr als jemals — alle ihre Anregungen und Ideen von den Frauen empfangen, bei ihnen allein auf Verständniss und Langmuth rechnen können. Wäre es denkbar, auch nur einige Stunden lang in den eleganten Herrenzimmern, in öffentlichen Localen, auf der Promenade eine Conversation in Gang zu erhalten, wenn es plötzlich bei Strafe verboten würde, von den Frauen zu sprechen? Die Grabesstille würde nur durch die eintönige Unterhaltung einiger unmoderner Menschen unterbrochen, die geschmacklos genug sind, um noch an einem Gespräch über Wissenschaft und Kunst, über Politik und sociale Fragen und ähnliche uninteressante Dinge Gefallen zu finden. Welch ein Los träfe die Mehrzahl der rühmlichst bekannten „ausgezeichneten Federn", wenn es plötzlich bei Strafe verboten würde, über die Frauen zu schreiben? Nicht jeder derselben glückte es, schnell ein anderes ergiebiges Thema zu finden, nicht jede besässe die erforderliche Gewandtheit, die erste Anregung einer in Aussicht zu nehmenden Entrevue in zwölf Leitartikeln zu verarbeiten; sie würden verrosten, statt wie jetzt sich redlich abzunützen im Dienste der Frauen. Niemand wird es ernstlich in Abrede stellen; es wird eigentlich nur mehr von den Frauen gesprochen — vielleicht zu wenig von den anständigen und tugendhaften Frauen und zu viel von denen, die es nicht sind — es wird nur mehr über und für die Frauen geschrieben. Sie sind die Heldinnen des Dramas, des Romans, der Novelle, der Broschüre, des Feuilletons, der einfachen Notiz, und eifrige Forscher haben es glücklich zuwege gebracht, jedes weltgeschichtliche Ereigniss auf die Initiative irgend einer Frau zurückzuführen.

Süsses Lob, verzuckerten Tadel, schmeichelnde Anklagen, interessant gefärbte Verleumdungen und galante Wahrheiten, alles haben die armen Frauen geduldig über sich ergehen lassen müssen.

Als man das dankbare Thema in nahezu allen denkbaren Instrumentationen behandelt hatte, als es immer schwerer und schwerer wurde, ihm noch eine neue Variation abzugewinnen, als die Quelle, aus der alle geschöpft hatten, zu versiegen drohte, da verfielen einige erleuchtete Köpfe auf die rettende Idee, die „Frauenfrage" für das Gespräch und für die Literatur heranzuziehen, und beiden Theilen, den Schriftstellern und den Frauen, war wieder geholfen. Hei, wie lustig und munter, wie bequem und sicher man in dem neuen Fahrwasser nach allen Richtungen hin steuern konnte! Welch eine neue glückliche Einkleidung für das alte Thema, welch prächtiger neuer Rahmen für das alte Bild! Und jede Eigenart, jede Schreibweise, jede Geschmacksrichtung fand bei dieser neuesten Variation des Themas ihre Rechnung; ernste Leute, die es ehrlich meinten mit der „Frage", konnten sie nach Belieben ernst und gründlich behandeln, wenn sie nur darauf verzichteten, von einem grösseren Publicum und vornehmlich von denen, für die sie eigentlich geschrieben, von den Frauen nämlich, gelesen zu werden; dem Spötter, dem Satyriker von Profession lieferte sie die schneidigsten Waffen; man konnte sie ehrlich bekämpfen, unehrlich vertheidigen.

Aber immerhin konnte es als eine Wendung zum Besseren, als Fortschritt bezeichnet werden, dass man sich von nun an nicht mehr ausschliesslich damit beschäftigte, den Frauen zu schmeicheln, Pikanterien über sie zu berichten, dass sich wenigstens eine Anzahl der eifrigsten Federn und Zungen die Aufgabe stellte, den Frauen eine würdigere Stellung einzuräumen, ihnen Rechte zu erkämpfen; man war auch berechtigt, anzunehmen, dass die Thatsache, von ernsten Leuten plötzlich ernst genommen zu werden, die Frauen mit Genugthuung erfüllen müsse, dass sie alles aufbieten

würden, die in ihrem Interesse gemachten Bestrebungen zu unterstützen.

Und nun darf wohl die Frage aufgeworfen werden: Haben sie das wirklich gethan, haben sie selbst überhaupt irgend etwas für die Popularisirung „ihrer Frage" gethan?

Waren sie bemüht, die Ansprüche auf Emancipation und Gleichberechtigung, welche von einigen ihrer in erster Reihe kämpfenden Schwestern und von objectiv denkenden Männern für sie erhoben wurden, durch ihr Verhalten zu rechtfertigen?

Haben sie durch eine Aenderung ihrer Gewohnheiten, durch Aufgeben oder Herabmindern ihrer Ansprüche gezeigt, dass sie überhaupt wünschen, ernst genommen zu werden?

Haben sie, um ernste Rechte zu erlangen, sich wenigstens dazu bequemt, auf lächerliche und alberne Vorrechte zu verzichten?

Nichts von alledem. Sie haben sich geneigt gezeigt, die neuen Privilegien, die man für sie erringen wollte, gnädigst anzunehmen, und sind natürlich nach kurzer Frist dahin gelangt, sie als ihnen gebührend zu fordern; im Austausch dafür etwas hinzugeben, daran haben sie auch nicht einen Augenblick gedacht. Kinder greifen ja auch mit dem einen Händchen verlangend nach Schriften, Büchern, Instrumenten, die sie bei den Erwachsenen sehen und mit welchen sie nichts anzufangen wissen, während das andere Händchen krampfhaft die Puppe oder irgend ein anderes Spielzeug festhält. Aber Niemand denkt auch daran, Kindern, welche alle möglichen Vorrechte geniessen, wirkliche Rechte einzuräumen, und selbst den zärtlichsten Eltern wird es nicht einfallen, ihren verzogenen Püppchen wichtige Fragen zur Entscheidung vorzulegen, ihnen die Führung irgend einer Angelegenheit zu überlassen oder sie als gleichberechtigt zu betrachten.

Intelligenten Kindern wäre es vielleicht auch allenfalls begreiflich zu machen, dass beides nicht gut vereinbar sei, dass sie alle ihre kleinen liebenswürdigen Unarten ablegen müssten, um das zweifelhafte Vergnügen zu geniessen, mit

den Erwachsenen an einem Tische sitzen zu dürfen, dass man etwas zum Tausch anbieten müsse, um Neues zu erhalten; intelligente Frauen aber sträuben sich gegen diese Erkenntniss. Ein zwölfjähriger Knabe, den plötzlich der Ehrgeiz erfasst fortan zu den Grossen gezählt zu werden, wird ein neues kindisches Spielzeug, welches ihm von der Mutter oder Tante bei irgend einem Anlasse geschenkt wird, mit heller Entrüstung zurückweisen. „Was denkst du, Mama? Ich bin doch kein Kind mehr, dass sich mit solchen Dingen abgibt!" Er wird es mit schwerem Herzen thun, seine Augen blicken noch verlangend nach dem bunten Ding, das ihm so viele genussreiche Stunden verspricht, er möchte es an sich reissen und es hinaustragen auf den Spielplatz, es mit leuchtenden Blicken, mit triumphirender Geberde den Kameraden zeigen, aber er beherrscht sich, er hat Kraft genug seine Gelüste zu bezwingen. Er sieht zu Boden, um durch den Anblick des Spielzeugs in seinen Entschlüssen nicht wankend gemacht zu werden und geht stolz aus dem Zimmer, mit Ostentation irgend ein Lehrbuch mit sich nehmend, das ihn im Augenblicke gewiss nicht im mindesten interessirt. Seine Klugheit sagt ihm, dass, wenn er Nachmittags mit Glaskugeln spielt, er wenig Aussicht hat, am Abend die Leute an seine Männlichkeit glauben zu machen. Die Frauen folgern nicht so. Sie verlangen für sich das Zeugniss der Reife, wollen aber nach wie vor sich an ihren Spielzeugen erfreuen. Es ist ihnen ja schon einmal, auf dem Gebiete der Mode nämlich, geglückt, ihren eigenen kostbaren Besitz unangetastet zu erhalten und sich überdies die Errungenschaften des anderen Geschlechtes zuzueignen. Sie haben gar nicht daran gedacht, irgend eine der Extravaganzen, Bizarrerien und Lächerlichkeiten ihrer Kleidung, die so viel Spott und Tadel erfuhren, freiwillig aufzugeben, aber was an der Tracht des Mannes nur einigermassen kleidsam und praktisch ist, haben sie ohne Bedenken für ihren eigenen Gebrauch adaptirt. Warum sollte sich dasselbe System nicht auch auf alle anderen Gebiete übertragen lassen?

Dieser ganz natürlichen Schlussfolgerung, die ja dem gesunden logischen Denken der Frauen alle Ehre macht, diesem als vortrefflich befundenen System neue Vortheile zu beanspruchen ohne sich zu irgend einer Gegenconcession herbeizulassen, haben wir eine Reihe der herlichsten Zusammenstellungen zu verdanken.

Die Frauen trauen ihrem Geschlechte die starken Nerven und die physische Kraft zu im Secirsaal praktische Studien zu machen und die schwierigsten Operationen auszuführen, sind aber gleichzeitig zu schwach, eigenhändig ihre Mantillen tragen und im Tramwaywagen 10 Minuten stehen zu können.

Die Frauen verlangen für ihr Geschlecht volle Freiheit der Bewegung, weisen darauf hin, dass sie im Allgemeinen mindestens ebenso viel Unerschrockenheit, Geistesgegenwart, Energie und Muth wie die Männer besitzen, bedürfen aber zugleich des männlichen Schutzes, der Begleitung, um von einer Strasse ungefährdet in die andere gelangen zu können, erklären sich für hilflos und ohnmächtig, auch nur einer kecken Ansprache zu begegnen.

Sie erklären, dass ihr Geist genügend geschult sei, dass sie Objectivität und Gründlichkeit genug besässen, ernste Debatten zu führen, wichtige, weltbewegende Fragen eingehend und gründlich zu behandeln; bestehen aber gleichzeitig darauf, dass es ungalant sei, ihnen einen Irrthum nachzuweisen, dass es einen Mangel an Lebensart bedeute, einer Frau Unrecht zu geben.

Sie haben nach ihrer Angabe Uebersicht genug, Processe führen, einen Angeklagten vertreten, ein Urtheil fällen zu können, und sehen es gleichzeitig als ihr Privilegium an, ihre Rechtsfreunde durch langathmige confuse Informationen zur Verzweiflung bringen zu dürfen; es ist kein Zweifel erlaubt, dass sie als Volksvertreterinnen ihren Platz im Parlament in glänzender Weise ausfüllen würden, aber sie haben es durchaus noch nicht aufgegeben es als Geschmacklosigkeit zu bezeichnen, in Gegenwart schöner Frauen ein Wort von Politik zu sprechen.

Dass sie die Fähigkeiten besitzen, bedeutende Geschäfte zu leiten, an der Spitze grosser Unternehmungen zu stehen, ist selbstverständlich; nur muss es ihnen gleichzeitig gestattet sein sich mit „weiblichem Unverstand" entschuldigen und ein Geschäft für ungiltig erklären zu dürfen, wenn es zu ihrem Nachtheil ausgefallen ist.

Dass das Sprichwort „Ein Mann ein Wort" eine unerhörte Anmassung der Männer ist, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Die complicirten Frisuren, Tournüren und vierundzwanzigknöpfigen Handschuhe würden die Frauen gewiss nicht hindern musterhaft pünktlich zu sein; nur gehört es eben zu ihren unveräusserlichen Rechten, die sie niemals aufgeben werden, sich erwarten zu lassen.

Dem Einwand, dass eine grössere Betheiligung am öffentlichen Leben die Frauen in Situationen bringen würde, welche ihr Schamgefühl verletzen könnten, begegnen sie selbst mit der ganz richtigen Bemerkung, dass eine anständige Frau alles hören könne, ohne sich etwas zu vergeben; aber wehe dem ernsten Manne, der ohne frivole Absicht im Eifer der Rede nur einmal ein deutliches Wort aussprechen würde.

Welch ein empörendes Vergehen in der Gesellschaft von Frauen, welche Emancipation, Gleichberechtigung anstreben! Mit einer geschickt erzählten, mehr als pikanten Anekdote hätte er es noch allenfalls wagen dürfen.

Diese kleine Liste auffälligster Widersprüche lässt sich nach Belieben ins Unendliche fortsetzen. Neue Beispiele würden uns nur in Wiederholungen beweisen, dass die Frauen je nach Bedarf schwach oder stark, ohnmächtig oder energisch, beschränkt oder umsichtig, bigott oder aufgeklärt sein wollen, noch mehr, dass sie beanspruchen, beides gleichzeitig sein zu dürfen, dass sie neue Rechte fordern, ohne entsprechende Lasten und Pflichten übernehmen zu wollen, und dass sie vor allen Dingen bestrebt sind, sich ihr Privilegium zu wahren, nach wie vor ungestraft rücksichtslos sein zu dürfen.

Ein Schrei der Entrüstung! Wie, die Frauen, diese Wunder an Vollkommenheit und Tact, wären rücksichtslos! Empörend! Nein, absurd!

Ja, die Frauen, die im gesellschaftlichen Leben, in den schwierigsten Situationen so bewunderswerth, so unnachahmlich tactvoll sind, die mit einem Wort, einem Blick scheinbar unversöhnliche Widersprüche ausgleichen, wenigstens überbrücken können, die es verstehen mit jedem in seinem eigenen Ton, in seiner eigenen Weise zu plaudern, deren Hand mit Grazie die verwickeltsten Knoten löst, die es zu Wege bringen, Wohlthaten zu spenden, ohne zu verletzen, zu versagen, ohne zu beleidigen, deren sicheres unfehlbares Tactgefühl selbst in dem schwierigen Fall noch einen annehmbaren Modus findet, wenn sie Jemanden bedeuten wollen, dass er aufgehört habe, ihnen zu gefallen, dieselben so vollkommenen Frauen zeigen in unzähligen kleinen Dingen eine — es fehlt hier ein zutreffendes, vergleichendes Wort — nun eine echt weibliche Rücksichtslosigkeit.

Sie finden es beispielsweise ganz in der Ordnung, sich zu Viert oder auch noch zahlreicher auf dem Gehweg einer belebten Strasse aufzustellen und auf diesem äusserst passenden Punkt eine angeregte Conversation über allerlei wichtige Fragen zu entriren; den Männern, die eiligen Schrittes ihrem Beruf nachgehen, muss es ja ein ganz ausserordentliches Vergnügen sein, dieses reizende, lebende Passagehinderniss zu umgehen.

Man beobachte ihr Benehmen in einer Leihbibliothek. Der Bibliothekar bittet mündlich und schriftlich, auf einem Zettel eine Anzahl von Werken zu notiren, um dem Publicum und den Bediensteten Zeit und Mühe zu ersparen. Die Damen denken nicht daran, dieser Bitte nachzukommen. Sie nehmen bequem auf einem der wenigen Stühle Platz, blättern eine Viertelstunde und auch länger in dem Katalog und lispeln endlich eine Nummer. Der Gehilfe eilt durch einige Zimmer, klettert auf eine Leiter, findet nach einigem Suchen den verlangten fünfbändigen Roman und bringt ihn der

Bestellerin. Diese blättert ein wenig in einem der Bände, sagt dann: „Das scheint nichts für mich zu sein," oder auch: „Ah, das habe ich schon gelesen!" schiebt die Bände zurück und nennt eine neue Nummer. Dies liebliche Spiel wiederholt sich einigemale, bis die Dame endlich etwas Passendes gefunden hat. Dass Andere ungeduldig darauf warten, bedient zu werden, kümmert sie nicht, sie fühlt auch kein Mitleid mit dem schlecht bezahlten, müde und abgehetzt aussehenden Gehilfen, dessen Arbeit sie durch ihr Gebahren erschwert, so wenig es ihr einfällt, ein Buch, das augenblicklich in der Mode ist und von aller Welt verlangt wird, zu einer vernünftigen Frist zurückzustellen. Sie bezahlt ja allmonatlich einen Gulden Abonnementsgebühr; es ist nur selbstverständlich, dass dafür der Bibliothekar mit seinen Beamten, mit seinem ganzen Besitz ausschliesslich zu ihrer Disposition steht.

Die Damen beehren — sagen wir zu Dritt -- eine Modewaarenhandlung mit ihrem Besuch. Der Commis schleppt auf ihr Verlangen einen Ballen nach dem anderen her, entrollt ihn, legt den Stoff in Falten u. s. w. Die Damen berathen untereinander, wählen und verwerfen, verlangen Neues zu sehen, beginnen nebenbei ein Gespräch, zu welchem sie irgend eine Farbenzusammenstellung angeregt hat und welches der Commis, die schweren Stoffe auf dem Arme, andächtig anhören muss, und sind schliesslich von einem ganzen Meer von Stoffen umgeben, welche sie liebkosend durch die Finger gleiten lassen. Dann kaufen sie zusammen — zwei Meter Futterstoff oder rauschen auch hinaus, ohne dem Kaufmann überhaupt die Farbe ihres Geldes gezeigt zu haben. Welche Mühe es macht auch nur einen Ballen wieder in Ordnung zu bringen, dass die Lohnquote, die auf die Zeit entfällt, welche der Commis mit ihnen versäumt hat, und durch sie noch versäumen wird, viel grösser ist als der Profit, der für den Besitzer des Geschäftes aus ihrem geringen Einkauf resultirt, daran denken sie nicht; ihre Zeit ist ja werthlos.

Einen Theil dieser werthlosen Zeit pflegen viele von ihnen — da es ja nicht immer interessante Schwurgerichtsverhandlungen gibt, welche den ganzen Tag in Anspruch nehmen — in Conditoreien zuzubringen. In diesen Räumlichkeiten, die meistens nur wenige Tische enthalten, nehmen sie am liebsten die Fensterplätze ein, aber nicht etwa blos für die Zeit, welche nöthig ist, ein Stück Backwerk zu verzehren; sie lassen sich da zu längerem Aufenthalt nieder, geben einander Rendezvous, besorgen auch wohl an diesem Ort einen Theil ihrer Correspondenz, verlangen von der Aufwärterin mindestens dreimal frisches Wasser, vielleicht auch noch Stecknadeln, mustern vor dem Spiegel ihre Toillete, und führen solche geräuschvolle Conversation, dass die Verkäuferin Mühe hat, die Wünsche anderer Kunden auch nur zu verstehen.

Dass sie den Inhaber des Ladens durch ihre übel angebrachte Ausdauer effectiv schädigen, indem sie es anderen Kunden unmöglich machen, Platz zu nehmen, scheinen sie entweder wirklich nicht zu wissen oder absichtlich zu ignoriren. Miethe, Steuer, Beleuchtung, Heizung, Lohn, eine Quote für die Abnützung der Einrichtung, des Materials, Verzinsung des Capitals, Lebensunterhalt, es müsste ja ein Kinderspiel für den Mann sein, dies alles hereinzubringen, wenn alle Kunden in gleicher Weise vorgehen wollten! Oder wissen die Damen, die sich die Uebersicht zutrauen, die Geschäfte des Staates und grosse Unternehmungen zu leiten, wirklich nicht, dass der Kaufmann bei jedem Stück, das er absetzt, dies alles in Anschlag bringen muss?

Sie legen dem vielbeschäftigten Cassier eines Theaters, einer Eisenbahn, um deren Schalter sich eine ungeduldige Menge drängt, oder dem geplagten Conducteur eines Gesellschaftswagens mit bewundernswerthem Gleichmuth eine grosse Banknote hin und sind empört über den Mangel an Galanterie, wenn derselbe sich wirklich einmal weigert, die Note anzunehmen. Die Aufforderung, „das P. T. Publicum möge sich gefälligst mit dem nöthigen Kleingeld versehen", kann

doch unmöglich für sie Giltigkeit haben; wer dürfte es überhaupt wagen, Damen etwas vorzuschreiben!

Dass sie weder durch ernste Vorstellungen, noch durch Scherz und Satyre dazu gebracht werden konnten, die unsinnige Strassenschleppe aufzugeben, haben unsere Lungen und Augen lange und schmerzlich genug empfunden, so lange, bis sich die Mode in ihrer unergründlichen Launenhaftigkeit und Narrheit unserer erbarmte; und dass es erst eines drakonischen Erlasses der Theaterbehörden bedurfte, um die tact- und rücksichtsvollen Damen dazu zu bewegen, ihre thurmhohen Hüte abzulegen und dadurch ihren Hintermännern die Aussicht auf die Bühne zu ermöglichen, ist wohl noch aus allerjüngster Zeit in Erinnerung.

Dass die Damen es grundsätzlich unter ihrer Würde erachten, die Thüren hinter sich zu schliessen, dass sie es als ihr Vorrecht betrachten, immer zu spät ins Theater und ins Concert zu kommen und dann, statt bis zum Actschluss zu warten oder sich möglichst lautlos an ihren Platz zu begeben, dies mit möglichst viel Geräusch bewerkstelligen, dass kein Protest sie einzuschüchtern vermag, wenn sie einmal beschlossen haben, während Andere einem Orchesterstück lauschen, ein Gespräch zu Ende zu führen, dass viele von ihnen den ehrfurchtsvollen Gruss der Herren nur mit einer unnachahmlichen Bewegung der Nasenflügel quittiren, dies alles sei nur nebenbei erwähnt, und auch den Beweisen für den absoluten Mangel an Rechtsgefühl, durch welchen sich die Damen auszeichnen, sei nicht mehr Raum gegönnt. Nur eine junge Dame in dem Vollgefühl ihrer souveränen Macht und Unwiderstehlichkeit bringt es fertig, einen Platz zu usurpiren, der ihr nicht gebührt, den ein Anderer durch stundenlanges Warten sich erkämpft hat, nur die milden weichherzigen Frauen, welche Hunderte für sich verschwenden, bringen es zuwege, einer armen todtmüden Arbeiterin von dem vereinbarten sauer erworbenen Lohn einige Kreuzer abzuhandeln, nur Frauen, die niemals etwas erworben haben, treffen jenen impertinenten Ton der Geringschätzung Lehrern

und Gouvernanten gegenüber, nur die nach Gleichberechtigung strebenden Frauen nehmen es sich heraus, in leichtfertiger, abfälliger Weise über Dinge zu urtheilen, von welchen sie nichts verstehen, Errungenschaften und Ueberzeugungen zu bespötteln, für welche ernste Männer hart gearbeitet, Gut und Blut hingegeben haben.

Frauen, die mit mehr oder weniger Ungeduld und Empörung bis hierher gelesen haben, werden nun höhnisch ausrufen: „Gesetzt, in dem, was uns hier vorgeworfen wird, wäre wirklich ein Körnchen Wahrheit, trifft es denn uns allein, sind die Männer von all diesen Fehlern, Schwächen und Rücksichtslosigkeiten frei? Gibt es nicht auch Männer, welche auf dem Gehweg stehen bleiben, Bibliothekare und Commis ungebührlich lange aufhalten, dem Cassier grosse Noten vorlegen, zu spät ins Theater kommen, laut sprechen, Lehrer schlecht behandeln u. s. w. u. s. w.?"

Gewiss. Es gibt ja auch Männer, welche sich schminken, schnüren und die Haare färben. Das sind Einzelne. Niemand wird schon deshalb ernstlich behaupten, dass die meisten Männer Mieder tragen. Aber erst dann, wenn sich auf einen sehr bedeutenden Procentsatz dasselbe anwenden lässt, hat man das Recht zu verallgemeinern. Die Frauen erfüllen diese Bedingung, sie stellen diesen sehr bedeutenden Procentsatz.

Hier mögen auch noch einige Worte Platz finden über die eigenthümlich geringschätzende Art, in welcher junge Mädchen und ganz junge Frauen über gleichalterige junge Männer zu urtheilen belieben. Für diese Ueberhebung, für die wegwerfende, spöttische Behandlung, die sie denselben meist zu Theil werden lassen, ist beim besten Willen kein vernünftiger Grund ausfindig zu machen. Es sei hier von vornherein zugegeben, dass die jungen Herren in dem kritischen Alter meist durchaus nicht liebenswürdig sind, dass ihre kecke Sicherheit (die sie ja doch nur so stark zur Schau tragen, um ihre Unsicherheit zu verbergen) verletzt und unangenehm berührt, dass ihr Benehmen wohl auch hie und da den Spott herausfordert und auch den Tadel gesetzter

Männer und reifer, verständiger Frauen verdient. Woher aber leiten die ganz jungen Damen die Berechtigung ab, auf ihre männlichen Altersgenossen herabzusehen, sich selbst höher zu stellen?

Das eben aus der Pension kommende siebzehnjährige Fräulein besucht den ersten Ball, die erste Gesellschaft. Unter denen, die der jungen Dame vorgestellt werden, befinden sich auch einige junge Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren. Sie findet es kaum der Mühe werth, das von so bedeutenden Gedanken erfüllte Köpfchen zu neigen. Derlei ist für sie höchstens Tanzmaterial, nichts weiter, und mit einem spöttischen, zerstreuten Lächeln hört sie auf die Auseinandersetzungen dieser Tänzer; dann wendet sie sich zu ihrer im selben Alter stehenden gleichbedeutenden Freundin und sagt naserümpfend: „Solch ein „junger Mensch" spricht auch schon mit! Wie komisch!" Natürlich! Wie hoch steht auch dieses weise Fräulein, das schon so Grosses für die Welt geleistet hat, über solch einem jungen Menschen! Wird er es im Tanzen auch jemals zu der Vollendung bringen, welche die junge Dame bereits besitzt? Dieselbe junge Dame erwiedert auch kaum den unterwürfigen Gruss des armen Studenten, der sich für schlechte Bezahlung damit abquält, ihre jüngeren Brüder vor dem Durchfallen zu bewahren. Solch ein armer, schlecht gekleideter „junger Mensch", der Stunden gibt, um sein Leben zu fristen, ist ja doch nicht ernst zu nehmen, nicht auf die Heiratsliste zu setzen.

Aber auch junge Männer aus wohlhabenden Familien müssen in diesem Alter bereits den Kampf mit dem Leben aufnehmen, während zur selben Zeit die Beschäftigung der jungen Mädchen nur die *eine* Aenderung erfährt, dass sie, statt wie bisher die Puppe, nun sich selbst putzen. Der junge Mann muss anstrengenden Waffendienst leisten, muss sein Blut, sein Leben zum Markt tragen, zu einer Zeit, in der die einzige Thätigkeit der jungen Mädchen darin besteht, ihre Schönheit und die ihnen eingelernten Kunststückchen auf dem Heiratsmarkt den Meistbietenden zu

zeigen. Welche Aufgabe stellt grössere Ansprüche an den Menschen, welche setzt grössere Reife voraus? Man sollte denken, dass ein junger Mann, der alt und reif genug ist, die Last für seine Erhaltung auf sich zu nehmen, sein Vaterland zu vertheidigen, auch in den Augen einer achtzehn- bis zwanzigjährigen jungen Dame als voll gelten könnte, von ihr mindestens als gleichwerthig betrachtet werden dürfte. Die jungen Damen sind darüber freilich anderer Ansicht; dieselbe zu begründen, irgend etwas namhaft zu machen, was sie zu der überaus hohen Meinung, die sie selbst von sich haben, berechtigt, hat noch Niemand von ihnen verlangt. Wer wollte auch dies Wagniss unternehmen? Und sind denn Frauen überhaupt verpflichtet, ihre Ansprüche durch Verdienste zu unterstützen, für ihre Handlungsweise Gründe anzugeben? Davon sind sie ja im Allgemeinen befreit und um so gewisser in diesem Fall, in welchem es selbst sie in Verlegenheit setzen würde, auch nur einige Scheingründe ausfindig zu machen. Sie könnten allenfalls sagen, dass es ihnen ja unaufhörlich, von allen Seiten, in allen Tonarten versichert wird, dass sie höhere, bessere, vollkommenere, tadellose Wesen sind. Aber das wäre ja keine Motivirung, höchstens eine Entschuldigung, und Frauen — entschuldigen sich bekanntlich niemals. Sie könnten sagen, dass der Weihrauch, welcher jeder von ihnen, die es zuwege bringt, leidlich hübsch auszusehen, in überreichem Masse gestreut wird, ihre Sinne betäubt, ihr Urtheilsvermögen getrübt, ihnen die kleine Dosis Objectivität, die sie — vielleicht — ursprünglich besassen, genommen hat. Mit dieser glaubwürdigen Erklärung, welche die Frauen schon deshalb, weil sie glaubwürdig ist, freilich niemals abgeben werden, würden sie allerdings sich ein wenig entlasten, einen Theil der Schuld auf die Weihrauchspender überwälzen. Aber welche compromittirende Rechtfertigung wäre das! Könnte derjenige, welcher freiwillig zugesteht, dass er sich von der Hälfte seiner Mitmenschen zum Besten halten, durch Schmeicheleien blenden liess, dass seine Intelligenz nicht ausreichte, Wahres und

Falsches voneinander zu sondern, dass er thöricht und schwach genug war, sich zu unrechten Handlungen verleiten zu lassen, könnte derjenige gleichzeitig auch noch mit einigem Erfolg behaupten, dass er trotz alledem von alles überragender geistiger Bedeutung und vollkommen fähig sei, mit dem zu concurriren, der ihn dupirt habe? Kaum. Das heisst eine Frau würde es immerhin versuchen.

Wer haben will, dass man ihm seine geistige Bedeutung glauben soll, müsste sich in diesem Falle ausweisen können, dass er Schmeicheleien und Weihrauchspenden, als seiner unwürdig, zurückgewiesen, oder hingenommen habe, ohne sie zu beachten, ohne sich davon betäuben zu lassen. Erklären aber die Frauen, dass sie ja ohnehin das letztere thun — und da diese Annahme für sie schmeichelhafter ist, ist es ja selbstverständlich, dass sie bestrebt sind, dies glauben zu machen — leugnen sie, dass ihr Urtheilsvermögen durch die Huldigungen, die sie empfangen, getrübt wird, dann geben sie damit auch zu, dass sie sehr wohl wissen, dass sie sich in ihrem ganzen Verhalten einer Ueberhebung schuldig machen, dann geben sie auch zu, dass sie mit vollem Bewusstsein, mit voller Absicht rücksichtslos sind.

Nicht recht gut, oder, da es sich um Frauen handelt, eigentlich sehr gut ist es zu erklären, warum sie sich Verhimmlungen gefallen lassen, die im directen Gegensatz zu ihren Ansprüchen stehen. Ein Mann, der sich mit Recht oder Unrecht etwas auf seine Stärke einbildet, würde es doch nicht als Compliment auffassen, wenn man ihm immerzu wiederholte, welche Rücksichten man seiner Schwäche schuldig sei. Anders die Frauen! Mit welcher Wonne lesen sie, die sich ja doch in jeder Beziehung mit dem Manne messen zu können glauben, von ihrer Schwäche, ihrer Hilflosigkeit, ihrer Ohnmacht, von den Mitteln, die man anwenden will, sie zu schützen.

Irgend ein zudringlicher Geck spricht ein Mädchen auf der Strasse an. Der Fall spitzt sich durch Hinzutreten von Umständen, die nicht hierher gehören — ausnahmsweise

einmal — tragisch zu. Einige Zeitungen bemächtigen sich des dankbaren Falles, aus einem Schubfach wird die für derlei Gelegenheiten geeignete wohlverwahrte sittliche Entrüstung hervorgeholt und auf so und soviele flammende Artikel vertheilt. „Es muss etwas gethan werden, um unsere Frauen, unsere Töchter von den unverschämten Nachstellungen frecher Wüstlinge zu schützen —" u. s. w. Natürlich hat sich keiner der Herren, die diese Zeilen schreiben, jemals eines solchen Vergehens schuldig gemacht. Die Frauen lesen den sentimentalen Unsinn mit Begeisterung; wir nehmen an, dass sie ehrlich genug sind, sich wenigstens heimlich über den Schreiber lustig zu machen, aber öffentlich votiren sie ihm ihr Vertrauen, und überhäufen ihn mit zustimmenden Briefen.

Der Unsitte, anständige Frauen und Mädchen auf der Strasse zu belästigen, soll hier gewiss nicht das Wort geredet werden, aber mit Verlaub, Schutzmassregeln dagegen erscheinen uns ebenso albern und unmöglich, wie das Geschreibsel darüber unsinnig und überflüssig. Die wirklich anständige Frau, die nicht angesprochen sein will, auch wenn sie sich nicht so viel Kraft, Energie und Geistesgegenwart zutraut, wie der Mann, hat in ihrem Blick, ihren Bewegungen, in dem Ton ihrer Stimme Hilfsmittel genug, sich zu schützen, den frechsten Roué abzuweisen, oder ihm wenigstens zu zeigen, dass seine Beharrlichkeit hier vergebens wäre; jeder der entrüsteten, nach Schutzmassregeln schreienden Herren dürfte dies schon einmal zu seinem Leidwesen erfahren haben.

Die Frauen aber, die wirklich ehrlich Emancipation und Gleichberechtigung anstreben, sollten solcher Fürsprache, solchen Vorschlägen, welche ja ihren neuen Ansprüchen den festen Boden entziehen, energisch entgegentreten; diejenigen, die es **nicht** ernst und ehrlich meinen, aber von den Bestrebungen wenigstens profitiren wollen, sollten schon aus Klugheit und Corpsgeist sich diesem Protest anschliessen. Sollten! Wenn sie es nur über sich gewinnen könnten, **eine** Huldigung zurückzuweisen, **ein** Vorrecht aufzugeben.

Doch ja, sie können auch das. Mehr noch, sie haben gezeigt, dass sie sogar wirkliche Concessionen machen können. Allerdings handelte es sich da auch um Grosses, um Bedeutendes, um die Befestigung, vielmehr um die Wiedergewinnung ihrer Herrschaft.

Im Bewusstsein ihrer souveränen Machtvollkommenheit hatten sie die Zügel ein wenig zu straff gehalten, sie hatten Gesetze erlassen, deren charakteristische Eigenthümlichkeit darin bestand, dass sie — nicht umgangen werden konnten. Derjenige, der damals, sagen wir vor zwanzig Jahren, in der Gesellschaft holder Frauen weilen wollte, musste nicht nur — wie noch heute — seine Zunge streng im Zaume halten und sich ausschliesslich auf Verhimmeln der anwesenden und Tadeln der abwesenden Damen, auf den Klatsch über Theater, Literatur, Putz und Modetand beschränken; in diesen Kreisen wurde auch noch das Spielen als Verbrechen, das Rauchen als Sacrilegium betrachtet und auf die blosse Erwähnung von Wein und Bier war die Strafe sofortiger Ausschliessung gesetzt.[1])

Aber eines Tages — die realistische Zeit musste wohl den Geschmack der Herren bedenklich vergröbert haben — eines Tages machten sich in diesen Kreisen Lücken fühlbar Herr X. blieb plötzlich fort, die Herren Y. und Z. folgten seinem Beispiel und es währte nicht lange, da waren in den Salons der Damen nur mehr jene ganz jungen Männer zu finden, die nach der Meinung der Frauen noch nicht und jene Alten, welche nicht mehr zählen. Die Anderen waren in die Flucht getrieben worden durch den ästhetischen Thee, durch das Uebermass an Süssigkeiten für Geist und

[1]) Noch in dem bekannten Lustspiel „Im Wartesalon erster Classe" von Hugo Müller, das vor ungefähr zwanzig Jahren geschrieben wurde, erachtet es der geistvolle Verfasser für die Charakteristik einer wirklich vornehmen, jungen, schönen und liebenswürdigen Dame nöthig, dass sie die Zumuthung, Bier zu trinken, mit einem entrüsteten „Fi donc!" zurückweist und nicht an die Möglichkeit glauben kann, dass man es wagen könnte, in ihrer Gegenwart zu rauchen.

Magen und sassen nunmehr in Gast- und Kaffeehäusern, tranken, rauchten und spielten nach Herzenslust. Die armen Frauen waren allein geblieben.

Nun geht das Gerücht — es ist gewiss unwahr, gewiss nur eine böswillige Erfindung — dass die Frauen im Allgemeinen und besonders jene Frauen, welche Geist und Bildung besitzen, sich in keiner Gesellschaft so — unbehaglich fühlen, als in der ihrer Schwestern; sie denken gewiss nur das Beste von einander, jede Einzelne vertritt ja aufs wärmste die Interessen der Anderen, ihr Corpsgeist lässt nichts zu wünschen übrig, und dennoch —

Vielleicht erscheint ihnen die Anwesenheit der Männer nur darum wünschenswerth, weil dieselben mit ihren zahllosen Fehlern und Schwächen eine äusserst wirksame Folie für die Vollkommenheit der Frauen geben, vielleicht — war es nur Mitleid mit jenen Verblendeten die sich losgesagt hatten oder vielleicht auch das Bewusstsein ihrer Mission, die Abtrünnigen vor vollständiger Verwilderung, vor sicherem Verderben zu bewahren, genug, als die Frauen bemerkten, dass keine Aussicht mehr sei, die Irregeleiteten zu Thee und Zuckerwerk wieder zurückzuführen, begannen sie, geleitet von ihrer unerschöpflichen Güte — Concessionen zu machen.

Sie entschlossen sich, in ihrer Gegenwart das verpönte Bier für die Herren serviren zu lassen, mehr noch, sie liessen sich herbei, selbst herzhaft — daran zu nippen, sie gestatteten gnädigst die Cigarre und benützten dabei die Gelegenheit, für sich selbst die Cigarette zu erobern, sie duldeten huldvollst Kartenspiele aller Art, doch unter der Bedingung, sich selbst daran betheiligen zu dürfen, und als dies alles noch nicht recht verfangen wollte, gingen sie noch weiter — nämlich mit den Herren in Gast- und Kaffeehäuser.

Die Frauen werden wohl selbst nicht behaupten, dass sie bei diesen Concessionen etwas verloren haben; wie wäre es nun, wenn sie, dadurch ermuntert, sich zu weiteren entschlössen, wenn sie uns die Concessionen machten, einen Theil ihrer kindischen Vorrechte, die so schlecht zu ihren

neuen Ansprüchen stimmen, aufzugeben, endlich einmal auf die läppische, alberne Galanterie zu verzichten.

Ist es denn nicht bezeichnend und ein vollgiltiger Beweis für das, was wir behauptet haben, für die ungereimten, sich selbst widersprechenden Forderungen der Frauen, dass selbst jene Frauen, die bereits im öffentlichen Leben stehen, die es bereits erreicht haben, auf einigen Gebieten mit den Männern concurriren zu können, sich noch immer ausschliesslich als Damen fühlen, noch immer alle jene Vorrechte beanspruchen, die dem Gleichberechtigten eben nicht gebühren? Die Lehrerinnen, Buchhalterinnen, Postmanipulantinnen, Telegraphistinnen, Bahncassierinnen verlangen von ihren Collegen, mehr noch von ihren Vorgesetzten, huldigende Aufmerksamkeit und Galanterie. Der Beamte kann seine besonderen Gründe haben, der neben ihm sitzenden Collegin zu huldigen, Gefälligkeiten zu erweisen, Erleichterungen zu gewähren — ein Mann, der um die Gunst einer Frau wirbt, wird und muss eben zu allen Zeiten, unter allen Lebensbedingungen den Galanten spielen — wenn aber diese Gründe nicht vorhanden sind, dann ist auch gar nicht ausfindig zu machen, warum er der Collegin, die ja dieselben Rechte hat, wesentlich anders begegnen soll, als seinen männlichen Collegen. Aber die Damen gehen noch weiter. Sie verlangen auch von dem Publicum, mit dem sie verkehren, zu dessen Bedienung sie da sind, Aufmerksamkeit und Galanterie. Welch ein vernichtender Blick wird dem unartigen Manne zu Theil, der nicht genügenden sanften Schmelz in seine Stimme zu legen weiss, wenn er in grosser Eile einige Briefmarken verlangt oder dem Fräulein eine Depesche zur Bestellung überreicht! Und erst demjenigen, der sich eine ungeduldige Bewegung zu machen erlaubt und so das Fräulein in einer Conversation mit einer Collegin stört! Wie ungalant!

Wenn nur irgend eine Autorität, der die Frauen Glauben schenken, einmal den Vorschlag machte, die Galanterie für unmodern, für nicht mehr Chic zu erklären! Das würde die

Frauen doch bestimmen. Sie haben ja sogar auf den traditionellen Handkuss verzichtet, als plötzlich das „shake-hand" bei uns modern wurde. Der Mode kann und muss man eben jedes Opfer bringen.

Und wenn sich die Frauen nur darüber Rechenschaft geben wollten, welch ein Grad von Nichtachtung, von Geringschätzung in den Aeusserungen der landläufigen Galanterie liegt. Wenn Galanterie als Auszeichnung aufzufassen wäre, durch welche man die Person, die man achtet oder bewundert, ehren will, warum wäre sie dann verbannt im Verkehre unter Männern? Ein Mann denkt — mit Recht oder Unrecht — zu hoch von sich und Seinesgleichen, um zu glauben, der Andere, der geartet ist wie er selbst, könne an Zuckerbrot Gefallen finden; er wird im Verkehre mit einem anderen Manne, vor dessen geistiger Bedeutung er sich willig beugt, oder dem er in Freundschaft zugethan ist, eine gewisse Rücksicht beobachten, die er auch wieder für sich verlangt, aber niemals wird es ihm einfallen, im gewöhnlichen Sinne galant zu sein, *sich* zu erniedrigen, den Freund zu beleidigen durch sogenannte Huldigungen, die man eben nur — einer Frau erweisen kann, die nur eine Frau hinnimmt.

In den Aeusserungen der Galanterie liegt also ein halb verächtliches Mitleid mit den Schwachen, Unmündigen, geistig tiefer Stehenden, welche kindisch genug sind, an derlei Lappalien Gefallen zu finden.

Wenn die Frauen nur erkennen wollten, auf welche niedrige Stufe sie von Jenen gestellt werden, die sich ihre Rücksichtslosigkeiten mit einem halb wohlwollenden, halb mitleidigen Lächeln gefallen lassen! Wissen sie denn nicht, dass der Mann von einer Person, die er als gleichwerthig ansieht, niemals eine Rücksichtslosigkeit duldet? Und sagt ihnen denn nicht der Umstand, dass den hässlichen Frauen viel weniger Rücksichtslosigkeiten nachgesehen werden, als den schönen, begehrenswerthen, *welchem* eigennützigen Motiv sie diese Duldung zu verdanken haben?

Fühlen sich die Frauen denn nicht dadurch verletzt, dass ihr Erscheinen in einem Kreise von Männern genügt, ein ernstes Gespräch augenblicklich verstummen zu machen, dass der kräftige Brustton, in dem die Unterhaltung bis zu diesem Moment geführt wurde, plötzlich in eine Art geistiges Falsett überschlägt, in jenen widerwärtig süsslichen, geschraubten und verlogenen Ton, der die Führung eines interessanten Themas, einer anregenden Debatte einfach unmöglich macht?

In Paul Heyse's „Don Juan's Ende", dessen wohlverdiente Ruhe im Archiv wir durch diese Erinnerung gewiss nicht stören wollen, findet sich ein Ausspruch, der diese Thatsache in wenigen Worten zusammenfasst und sich vorzüglich dazu eignet, das, was wir eben ausgesprochen, zu erhärten. Der alte Don Juan sagt einmal: „Frauen sind eine Zerstreuung, keine Gesellschaft." Es soll hier nicht erörtert werden, welche Ueberwindung es Heyse, dem begeisterten Verehrer des „ewig Weiblichen", gekostet haben mag, diesen Satz, den er zur Charakterisirung seines Helden für nöthig hielt, niederzuschreiben; sie mag gross genug gewesen sein, aber Don Juan muss, was die Kenntniss der Frauen betrifft, uns wohl als Autorität gelten, derjenige, der es ihn aussprechen liess, nicht minder; die Wahrheit dieses Satzes kann also nicht bestritten werden.

Ja wohl, Frauen, wie sie bis jetzt zu sein beliebten, sind eine Zerstreuung, keine Gesellschaft. Personen, die immer Recht verlangen und nie ein Unrecht eingestehen, die willkürlich von einem Thema, das ihnen nicht behagt, zu einem anderen übergehen, deren lächerliche Prüderie und Parteilichkeit eine Beweisführung nicht duldet, die tausend Rücksichten fordern, ohne eine einzige zu beobachten, eignen sich nicht zu Gesellschaftern im guten Sinne des Wortes. Männer, die diese Untugenden besitzen, sind auch für den gewöhnlichsten, oberflächlichsten Verkehr unmöglich, die Frauen sind ihnen darin voraus, sie sind immerhin noch eine — „Zerstreuung".

Man kann und wird uns wahrscheinlich entgegnen, dass wir uns immer nur an Kleinigkeiten geklammert, dass wir nur kleine, leicht verzeihliche Schwächen herausgefunden und getadelt haben, denen keine Bedeutung beizumessen sei den grossen, leuchtenden Vorzügen, den erhabenen Tugenden der Frauen gegenüber, die nicht im Stande sind, das Ideal zu zerstören, den Glorienschein zu verdunkeln u. s. w.

Da uns das Recht eingeräumt werden muss, eine Banalität mit einer anderen zu erwidern, so können wir darauf antworten, dass eine Unzahl von Nadelstichen unerträglich wird, dass immer wiederkehrende kleine Schmerzen uns ungeduldiger machen als ein grosser Schmerz, dass eine beträchtliche Anzahl kleiner Flecke vollkommen hinreicht, ein Meisterwerk zu schädigen, es unkenntlich zu machen u. s. w.

Die Entgegnung der Frauen kann und wird wahrscheinlich noch präciser lauten. Ungefähr so: „Erstens sind alle diese Anschuldigungen einfach unwahr. Aber wären sie auch wahr, so, wie wir eben sind, mit allen angeblichen Schwächen, Widersprüchen und Rücksichtslosigkeiten, werden wir angebetet, man liegt uns zu Füssen. Wären wir nicht thöricht, Concessionen zu machen, irgend etwas freiwillig aufzugeben?"

Dagegen lässt sich nun allerdings nichts einwenden. Diese Logik ist unanfechtbar. Wir haben aber auch gar nicht daran gedacht, jene Frauen, welche in der eben angeführten Weise zu argumentiren pflegen — also ungefähr neun Zehntel Aller, die existiren — überzeugen oder zum Besseren bekehren zu wollen; wer wird auch Unmögliches anstreben! Wir haben uns begnügt, ein kleines und darum auch durchaus nicht vollständiges Verzeichniss der Widersprüche und Ungereimtheiten zusammenzustellen, die sich aus dem bisherigen Verhalten der Frauen und ihren neuen Ansprüchen ergeben.

Allenfalls würden wir noch eine Bitte wagen und jene Damen, welche mit der Stellung, die sie augenblicklich einnehmen, eigentlich vollkommen zufrieden sind und nur deshalb nach Emancipation und Gleichberechtigung — rufen,

weil es eben Mode ist, ersuchen, diese Mode nicht mitzumachen. Aber auch das heisst ja wieder Unmögliches verlangen.

Jenen Damen, darunter sind in erster Reihe die braven wirthschaftlichen Frauen gemeint, denen das Walten in ihrer Häuslichkeit genügt, und in zweiter Reihe die glänzenden Frauen, deren ausschliesslicher Beruf darin besteht, in Theater und Gesellschaften zu gehen und das Leben ihrer Gatten zu verschönen, sei es auch noch ferner vergönnt, sich an den alten liebgewordenen Galanterien zu erfreuen und nach Herzenslust rücksichtslos sein zu dürfen; es ist nicht daran zu zweifeln, dass sich zu jeder Zeit eine mehr als genügende Anzahl Herren finden wird, die sich das ruhig gefallen lassen, und die sich immer bequemen werden, die Sprache der Frauen zu reden, auf deren Ideen einzugehen, wie man sich ja auch immer herbeilassen wird, mit Kindern nicht in wohlconstruirten Sätzen, sondern in ihrer eigenen unbeholfenen, lallenden Sprache zu reden und eine ernste, wichtige Miene anzunehmen, wenn man sich theilnahmsvoll nach dem Befinden ihrer Puppen erkundigt.

Die Damen mögen aber wenigstens dann nur so leise als möglich von ihren begründeten Ansprüchen auf Gleichberechtigung reden und sich mit dem Bewusstsein trösten, dass ihre Stellung doch immerhin noch weitaus besser und geachteter ist als die der türkischen Frauen und dass sie trotzdem nicht mehr leisten, nicht grössere Verpflichtungen haben als jene. Auch deren ausschliessliche Aufgabe besteht darin: Augen und Sinne des Mannes zu ergötzen, sein Haus zu verwalten oder zu repräsentiren, ihm Erben seines Namens und Vermögens zu geben, und in ihrer Kleidung seine augenblickliche Creditfähigkeit zum Ausdruck zu bringen.

Die kleine Minorität der Frauen aber, die es wirklich ernst mit ihren Bestrebungen meinen, die ihrem Geschlecht wirklich ein weiteres Feld der Thätigkeit erobern wollen — und die Berechtigung dieser Ansprüche innerhalb gewisser Grenzen muss von objectiv denkenden Männern anerkannt

werden — möge auch ernstlich aufräumen mit dem veralteten Kram und ihre Fähigkeit zur Erlangung neuer Rechte zuerst dadurch erweisen, dass sie auf alte Vorrechte verzichtet.

Dass dies möglich ist, ohne in das Extrem zu verfallen, dass eine Frau sehr wohl auf alle läppischen Galanterien und Huldigungen verzichten und als gleichberechtigt, gleichgeschätzt und gleichbedeutend mit Männern verkehren kann, ohne ihre Weiblichkeit abzustreifen, ohne Ungehöriges zu gestatten und zu begehen, haben einzelne des Geschlechtes zu jeder Zeit glänzend bewiesen; und dass wir das Ideal des Weibes keineswegs in der russischen Studentin erblicken, welche in ihrer vernachlässigten Kleidung, mit kurz geschnittenen Haaren, mit ihren übertriebenen männlichen Bewegungen, ihrem affectirten Cynismus als abschrekende Carricatur des Mannes herumläuft, brauchen wir hoffentlich nicht erst mit einem Eid zu bekräftigen.

Diese Plauderei wird natürlich keine einzige Frau bestimmen, ihr Verhalten auch nur im Geringsten zu ändern; ihr Zweck ist aber auch schon dadurch erfüllt, wenn sie wenigstens dem fortwährenden Geschwätz über die Frauen eine neue Variation abgewonnen hat, nämlich die: ihnen hie und da wirklich ehrlich die Wahrheit zu sagen.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

VIII.

DIE GEBILDETE WELT.

Die gebildete Welt ist die Richterin, an deren Einsicht und Urtheilskraft diese Schrift appellirt, sie ist zugleich auch die Angeklagte, deren Verirrungen hier eine keineswegs vollständige, vielmehr eingestandenermassen flüchtige und lückenhafte Darstellung finden sollen. Unter solchen Umständen dürfen wir wohl von vorneherein nicht hoffen, überall der erwünschten Ruhe und Unbefangenheit zu begegnen. Allein einerseits trösten wir uns mit dem Bewusstsein unserer guten Absicht, und andererseits bauen wir auf eine allgemein menschliche Schwäche, deren Einfluss wohl auch in diesem Falle sich geltend machen wird. Wo fände sich der klare, nüchterne Beobachter, der seine eigenen Mängel zu erkennen fähig wäre? Der nicht vielmehr gerade die Tugenden und Talente, die ihm fehlen, im allerhöchsten Grade und Masse zu besitzen meinte? Diejenigen, welchen ein Tadel in erster Linie gilt, sind in der Regel die Ersten, sich darüber erhaben zu dünken. Aber schadenfroh blicken sie nach dem Nachbar hinüber, der sich doch selbstverständlich getroffen fühlen müsse, und empfinden einen angenehmen Kitzel, wenn sie den Pfeil in fremdem Fleische stecken sehen. Ja sie beeilen sich sogar, durch heuchlerischen Zuspruch den Ingrimm des Verwundeten zu mehren. „Wen's juckt, der kratze sich", sagt ein altes Sprichwort. Doch was geschieht? Wen's juckt, der kratzt andere Leute.

In den Liedern Rosegger's lasen wir das „stoansteirische" Verslein: „Oaner is a Mensch, mehra sein's Leut, und viel sein's scha Vieha." Dieses herbe Wort ist uns wiederholt in den Sinn gekommen, wenn in unserem lieben Vaterlande allerlei seltsame Dinge geschahen, die aber Niemand seltsam zu finden schien; wir dachten daran, als seinerzeit am Tage der Kaiser Josef-Feier die Strassen Wiens ungefähr dasselbe decorative Gepränge zeigten, wie einige Zeit nachher, als der Congress der Gastwirthe hier tagte; wir dachten daran, als wir die Wiener Kochkunstausstellung famosen Angedenkens von Tausenden und aber Tausenden umlagert sahen, so dass der Verkehr in den benachbarten Strassen gehemmt war — ein Zudrang, wie ihn hierorts noch keine andere Art von Ausstellungen erfuhr; wir dachten daran, wenn wir in den Zeitungen lasen, dass von dem neuesten Schundromane eines österreichischen Exministers, der Bücher weder zu führen noch zu schreiben versteht, in irgend einer Leihbibliothek zweihundert Exemplare aufgestellt worden seien; wir dachten daran, als in einem grossen Wiener Vereine, der zur Pflege literarischer Bestrebungen gegründet worden war, dem Dichterkönig des ungarischen Globus, Maurus Jókai, öffentlich ein silberner Lorbeerkranz überreicht wurde, wozu das Wiener deutsche Publicum wie rasend Beifall klatschte und ein „Eljen" (!) über das andere rief — und dies in einem Lande, wo Kürnberger verhungerte, und zu einer Zeit, wo auf ungarischem Boden jede Regung deutschen Volksbewusstseins erdrückt und erstickt wird! Wir dachten daran, als — aber das folgende Histörchen ist zu bezeichnend, als dass wir so rasch darüber hinweggehen könnten. Man höre und bedenke zugleich, dass unsere Betrachtungen trotz ihres localen Grundtones keineswegs auf eine nur locale Geltung Anspruch machen.

Wer erinnert sich noch des denkwürdigen Schneiderkrieges Felix-Worth-Morin? Kann solch ein welthistorisches Ereigniss so rasch vergessen werden? Gut! Dann halten wir es für unsere Pflicht, dieses Stück Geschichte dem Leser ins Gedächtniss zurückzurufen. Der Schauplatz ist das Vaudeville-

Theater in Paris. Sarah Bernhardt spielt die Feodora. „Ganz Paris" fiebert vor Neugier, „ganz Paris" drängt sich ins Theater, „ganz Paris" schwimmt in einem Meer von Entzücken. Welche Erscheinung! Welche märchenhafte Pracht von Sammt und Seide, Gaze und Flittergold, Federn und Perlen! Ihr staunt, Ihr sprecht von Geschmack und Luxus und denkt, es stecke weiter nichts dahinter. Aber weit gefehlt! Die gebildete Welt, die unterrichteten Kreise wissen es besser. Was ihr vor Euch seht, das ist eine Schlacht, unblutig, aber darum nicht weniger erbittert, ein Kampf der Geister, ein Kampf der Künste, ein Kampf zwischen gallischer, britischer und germanischer Cultur. Drei Nationen streiten um die Ehre, den Schneider der Sarah Bernhardt geboren zu haben. Ein Heer von Berichterstattern umschwärmt die Wahlstatt. Das Telegraphenamt wird belagert. Und am nächsten Tage schreibt und liest, spricht und hört man in allen Welttheilen von der grossen Begebenheit. Kriegsgefahr, Kaiserallianzen und derlei geringfügige Dinge verlieren den letzten Rest ihrer Wichtigkeit, die Morin und Graf Moltke werden nebeneinander genannt, Mars vertauscht das Schwert mit der Scheere. Und Ihr bildet Euch ein, die Geschicke der Menschheit zu lenken, Ihr Staatsmänner und Diplomaten? O eitler Wahn! Das „ewig Weibliche" beherrscht die Welt, trotz Eurer Noten und Verträge, Congresse und Conferenzen. Eine weisse Schürze hat mehr zu bedeuten als ein beschriebenes Pergament, und selbst vor dem „donnernden Schritt der Arbeiterbataillone" hat die leichtfertige Gegenwart geringeren Respect als vor dem kaum hörbaren Klappern eines kleinen, niedlichen Pantöffelchens.

Diese Boudoirgeschichte zeigt also nicht nur, wie leicht die gebildete Welt einer pfiffigen Komödiantin auf den Leim geht, sie beweist nicht nur, wie äusserlich und oberflächlich die vorgebliche Kunst- und Theaterliebe des feinen Publicums ist, sie lehrt auch — und das sei in vollem Ernste gesagt — den masslosen Einfluss des weiblichen Elementes auf unser gesellschaftliches Leben erkennen. Es ist dies ein heikles Thema, das eine vorsichtige Behandlung fordert. Fürs Erste

gibt es zarte Naturen, die zu verletzen überflüssig und grausam wäre. Und dann spielt bei jeder Frage, die das Gebiet der holden Weiblichkeit berührt, eine unvermeidbare Kleinlichkeit hinein, die unangenehm, ja nicht selten peinlich wirkt, obgleich sie doch nur aus dem betrachteten Objecte und durchaus nicht aus dem betrachtenden Subjecte entspringt. Wer aber die Wahrheit liebt, darf weder Keulenschläge noch Nadelstiche scheuen, gleichviel ob es derlei Liebenswürdigkeiten zu empfangen oder auszutheilen gilt. Und es ist wahr und bleibt wahr, dass es niemals ein Zeitalter gegeben, dem das allzustarke Hervortreten der Frauen zu sonderlichem Vortheile gereicht hätte. Es kann nicht entschieden genug betont werden, dass in dem weiblichen Publicum und der ausschlaggebenden Bedeutung desselben eine wachsende Gefahr für Literatur und Kunst, für die gesammte geistige Entwickelung der kommenden Generationen liegt. Wir sind weit davon entfernt, die veredelnde Einwirkung des schwachen Geschlechtes auf die männliche Gesittung zu verneinen oder gering zu schätzen. Der Kampf des rauhen mit dem zarten, des harten mit dem weichen Elemente erzeugt ein wohlthuendes Mittelmass, wie es einem gesunden Culturzustande entspricht. Hingegen ist es ein bedenkliches Zeichen, wenn dieser Kampf nicht mit einer Ausgleichung der Gegensätze, sondern mit der stummen Unterwerfung eines der beiden Theile endet. Hier siegt entweder die Rohheit oder die Zimperlichkeit, entweder das Salz oder der Zucker, entweder das Feuer oder das Wasser. Und es scheint fast, als ob wir einer zimperlichen, zuckersüssen, wässerigen Zeit entgegengingen, in welcher nicht die Tugend, sondern die Heuchelei, nicht die Sittsamkeit, sondern die Prüderie den Thron besteigen wird. Man wird sich heimlich des Lasters freuen und es öffentlich verdammen. Man wird mit dem einen Auge nach dem Himmel und mit dem anderen nach der Hölle schielen. Man wird immer tiefer in den Sumpf versinken und dabei feierlich das Evangelium der Reinheit verkündigen. Und man wird schliesslich bei der herrlichen Moral anlangen:

Wer sündigt, hat Recht, wer sich erwischen lässt, ist ein Verbrecher. Eine Zukunft, die wahrhaftig nicht gar so ferne liegt, wie die Einen meinen und die Anderen glauben machen wollen. Es hat Zeiten gegeben, wo unser Bürgerthum sittlicher und ehrenstrenger war als heute, und wo trotzdem oder vielmehr eben deshalb die Shockingrufer ein minder zahlreiches und minder geneigtes Auditorium fanden.

Wir sind durch Beruf und Neigung darauf hingewiesen, diese Sache von einem mehr literarischen als socialen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen. Denselben ängstlich festzuhalten, fühlen wir uns jedoch umsoweniger verpflichtet, da ja naturgemäss die Grenze beider Gebiete nicht so scharf gezogen ist, dass eine Ueberschreitung derselben uns übel genommen werden könnte. Dies zur Rechtfertigung von Manchem, was wir sagen, und von Vielem, was wir nicht sagen.

Bei jedem gesellschaftlichen Widerstreite zwischen männlichem und weiblichem Wesen sind, abgesehen von besonderen Umständen, die allgemeinen Voraussetzungen für dieses günstiger als für jenes. Denn es giebt viele Männer, die keine Männer sind, aber es gibt kein einziges Weib, das nicht ein Weib wäre. Hier steht also die Einigkeit der Uneinigkeit, eine fest geschlossene Phalanx einem zerstreuten Haufen gegenüber. Zudem ist die weibliche Diplomatik der männlichen Starrköpfigkeit beiweitem überlegen. Der Weltweisheit wird die Weltklugheit, dem Principe der sogenannte Tact entgegengestellt, und das Ende ist, dass der Gescheitere, angeblich aus Gescheitheit, nachgibt, und dass die gebildete Welt unter dem Pantoffel steht.

Napoleon nannte diejenige Frau die grösste, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht. Heutzutage neigt man beinahe der gegentheiligen Ansicht zu. Man hegt einen merkwürdigen Abscheu vor allem Natürlichen, vor jeder realen Nothwendigkeit, und künstelt sich ein Sammelsurium von Anschauungen zurecht, die so unsinnig und unsinnlich sind, als ob man nur noch Ohren, aber keine Augen mehr hätte, als ob man von Leben und Liebe, von Schönheit und Genuss nur nach dem Hörensagen, doch nicht aus eigener Wahr-

nehmung etwas wüsste. Das Weib wird uns zum Abstractum, dessen concrete Seite fast nur mehr durch die Dirne repräsentirt wird. Wir Männer leben in zwei verschiedenen Welten: Die eine fein und manierlich, aber die lässt uns kalt, die andere schmutzig und gemein, aber die gefällt uns; die erstere die öffentliche, die letztere die geheime. Dort wird genippt, hier wird gezecht; dort wird gekostet, hier wird geschlemmt; dort sind wir Deutsche, hier sind wir Franzosen. Und die Literatur, sofern wir uns damit abgeben, vornehmlich der Roman und das Drama, entspricht genau dieser Zweitheilung: die deutsche der gezierten Verlogenheit unseres äusseren Lebens, die französische der niedrigen Wahrhaftigkeit unserer inneren Neigungen. Darum loben wir den deutschen Autor und lesen ihn nicht, darum tadeln wir den französischen und lesen ihn. — Die deutsche Literatur ist allmählich völlig verweiblicht. Man missverstehe uns nicht. Wir meinen nicht die Quelle, sondern was daraus fliesst. Die deutschen Schriftstellerinnen trifft obiger Vorwurf mit, doch nicht ihres Geschlechtes, sondern ihrer Leistungen halber. Im Grunde genommen hat doch jede Schriftstellerin einen hermaphroditischen Zug in ihrem Wesen, denn Schminke und Druckerschwärze vertragen sich nicht. Der Blaustrumpf schlüpft aus dem Rock in die Hose und wenn er damit auch seine begehrliche Natur nicht aufgibt, hört er doch in der Regel auf begehrenswerth zu sein. Allein unsere Literatur ist nicht darum verweiblicht, weil sie von Weibern, sondern weil sie für Weiber gemacht ist. Sie ist oberflächlich, aber anständig; geschwätzig, aber anständig; nichtssagend, aber anständig. Das ist ihr Um und Auf. Und eine Nation, die einen Goethe gezeugt, lässt sich mit solch fadenscheiniger Spiessbürgermoral abspeisen! Als ob die Kunst ein Kinderspiel, als ob die Muse eine Gouvernante wäre. Soll denn Alles und Jedes auf das Töchterschulenniveau herabgedrückt werden? Wurde der Gänsekiel darum durch die Stahlfeder verdrängt, damit wir aus der Stahlfeder erst recht wieder einen Gänsekiel machen? Das moderne Leben ist nun einmal

kein stilles, friedliches, sittiges Bächlein, das durch blumige Wiesen und idyllische Thäler plätschert, es ist ein wilder, schäumender, tobender Strom, der durch zerklüftetes Gestein und zackiges Felsgetrümmer sich Bahn bricht. Und wenn die Literatur eine Bedeutung für die Zeit gewinnen will, dann muss sie deren Wesen getreulich wiederspiegeln und darf nicht auf sonnigen Halden ihren Träumen nachgehen, sondern soll in die Tiefe hinabsteigen, wo die Arbeit und der Ernst, die Sorge und das Elend zu Hause sind. Dort suche sie nach tragischen Conflicten, nach spannenden Verkettungen, nach psychologischen Räthseln, nach humorvollen Contrasten, und die verachtete Wirklichkeit wird ihr tausendfach reichere Schätze bieten, als die beliebte himmelblaue Phantastik. „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!" Das sind goldene Worte, die eine ganze Bibliothek ästhetischer Untersuchungen aufwiegen. Die Moral hingegen thut nichts zur Sache und der Anstand noch weniger. Ist etwa die Schönheit moralisch oder die Wahrheit decent? Die es besser wissen, mögen uns doch irgend ein Kunstprincip nennen, das die Didaktik beleben würde, ohne die Kunst zu erschlagen. Der gute Ton gibt in der Kunst am allerwenigsten einen guten Ton. Versuche es einmal irgend ein Splitterrichter, die Weltliteratur von allem Sündhaften zu reinigen! Wir möchten sehen, was dann übrig bleibt.

Man sollte glauben, dass es Eulen nach Athen tragen hiesse, so anerkannte Wahrheiten noch vertheidigen zu wollen. Allein manche Vorfälle der jüngsten Vergangenheit zeigen, dass in der Beurtheilung dieser Dinge selbst die nächstbetheiligten Kreise an einer lebhaften Begriffsverwirrung leiden. Vor Kurzem stand z. B. in den Zeitungen eine von 172 Berliner Künstlern an den Staatsanwalt Heinemann gerichtete Zustimmungsadresse abgedruckt, deren Inhalt wohl jeden befremden musste, der so unklug war, denselben ernst zu nehmen. Sollte jedoch der daselbst ausgesprochene Grundsatz, „dass es weder die Kunst noch die Künstler schädigt, den Geboten des Rechtes und der Sitte zu genügen", aufrichtig

gemeint sein und der ernsten Ueberzeugung der Unterzeichner jenes Schriftstückes entspringen, dann muss gegen solche Thorheit rückhaltslos protestirt werden. Die Kunst hat ihre eigenen Gesetze und lässt sich weder vom Civil- noch vom Moralcodex etwas dreinreden. Für den Künstler mögen die letzteren bestimmend sein wie für jeden anderen Staatsbürger, für die Kunst jedoch nie und nimmer. Es wäre nicht übel, wenn Hamlet seine Racheplāne aus Rücksicht auf Paragraph soundsoviel an den Nagel hängen müsste, oder wenn Weislingen wegen Heiratsschwindels im zweiten Acte eingesperrt würde. Und ist es etwa sittlich, nackte Frauenzimmer zu malen oder in Stein zu hauen? Hat man jemals eine Venus Anadyomene oder Kallipygos gesehen, die wie eine keusche Pastorstochter aussah? Man wird unwillkürlich humoristisch, wenn man der 172 Heinemänner gedenkt, denen die Nachwelt einst ein gemeinsames Monument mit der Inschrift setzen wird: „Ihr Leben war so fromm und rein — kein Staatsanwalt kann braver sein." Darum bleiben wir dabei, dass die vielbesprochene Kundgebung dieser Herren nicht ernst zu nehmen ist. Man darf darin nicht mehr erblicken als eine missglückte Posse, eine komische Ausgeburt des weltberüchtigten Berliner Muckerthums, das neuestens wieder in voller Blüthe zu stehen scheint.

Es bleibt jedoch eine offene Frage, ob nicht auch bei diesem Hirschauerstreiche weibliche Intriguen mit im Spiele waren. Auf jeden Fall ist der Geist, der daraus spricht, kein ehrlicher und manneswürdiger. Um so dringender ist es daher geboten, solchen entnervenden Einflüssen offen und thatkräftig entgegenzuwirken. Es genügt nicht, die Wurzel der Verderbniss zu erkennen, man muss auch den Muth haben sie auszureissen. Bekennt Euch einmal offen zu der Maxime: Mulier taceat in ecclesia! Bringt das Weib zum Schweigen, sowohl um Euch wie in Euch.

Wie beherzigenswerth diese Mahnung ist, ergibt sich mit kaum geringerer Deutlichkeit auch aus den Verhältnissen unserer gesellschaftlichen Conversation, die auf einer beschämend niedrigen Stufe steht. Die Unfreiheit ist hier wie überall eine

Ursache des Stillstandes und der Versumpfung. Unsere Salons sind, wie wohl Niemand leugnen wird, die Pflegestätten der erhabensten Langeweile. Wo nicht gespielt oder getanzt wird, gibt es keine Unterhaltung. Der lebhafte Austausch von Rede und Gegenrede, der so viel zur Klärung der Anschauungen beiträgt; die Kunst zu sprechen und zu hören, die das Gedankenleben so reich befruchtet; das gewandte Spiel mit feinen Stichelworten, funkelnden Aperçus und überraschenden Wendungen, das den Geist schärft und den Witz belebt; die wechselseitige Anspornung und Milderung, Anregung und Abschleifung, das alles ist hierzulande so gut wie unbekannt. Die wenigen Ausnahmen in allen Ehren, doch die Regel ist ebenso schlimm wie wahr. Bei uns wird der Witz nur geschrieben nicht gesprochen; und da die Conversation dem vom Momente geborenen Einfall keinen Boden gewährt, muss im besten Fall, die weitgeholte Anekdote als armseliger Ersatz herhalten. Und welche Anekdote! Die dümmste, schalste, platteste, die man sich denken kann. Aber anständig muss sie sein, das ist die Hauptsache. Und siehe, auch hier verlangt wieder die Zweiseelentheorie ihr Recht. Sind die Damen glücklich beseitigt und die Herren der Schöpfung unter sich, dann tritt ein Wechsel des Tones ein, der den unkundigen Zuhörer verblüfft. Aus den Lämmern werden Hyänen, aus den distinguirten Salonmenschen im Schmutze wühlende Unholde. Die Lippen, die sich zu Schmeicheleien so zierlich zugespitzt, verziehen sich nun zu breitem Grinsen und überfliessen von den unsaubersten Zoten. Das reservirte Lächeln wandelt sich zu brüllendem Gelächter, und nicht nur das gemeinste Witzwort findet so beifällige Aufnahme, sondern auch die cynische Sauerei, deren ganzer Witz eben in ihrer Pöbelhaftigkeit besteht. Wie ein Sklave, der seine Fesseln abgeschüttelt, die neu erlangte Freiheit zügellos missbraucht, so debauchiren nun diese Sklaven der Etiquette. Glücklich des Zwanges einmal ledig zu sein und sich austoben zu können, erweisen sie eben dadurch ihre Knechtschaft und ihren Knechtessinn.

Nun fällt es uns keineswegs ein, etwa die Wiederkehr jener ungenirten Zeit herbeizuwünschen, wo hochedelgeborene Damen sich einer Ausdrucksweise bedienten, die heute einem Strassenkehrer zu kräftig wäre. Aber andererseits wollen wir uns auch mit einem Zustande nicht zufrieden geben, der es mit sich bringt, dass man Damen gegenüber von Strümpfen oder von einem Hemde nicht sprechen kann, ohne unwilliges Erröthen oder wenigstens ein Verbergen der nicht erröthenden Gesichter hinter zweckentsprechenden Fächern hervorzurufen. Wenn solch ein Fächer, wie das vorzukommen pflegt, mit ein paar nackten Götterfiguren oder leichtfertigen Rococoskizzen bemalt ist, so erhöht das selbstredend den Reiz der Situation. Wir erlauben uns jedoch, allen „frommgescheitelt zarten Seelen" zum Trotze es klar und offen herauszusagen, dass wir für den gesellschaftlichen Verkehr einen freieren Ton und eine minder verschrobene Manierlichkeit verlangen und befürworten.

Damit allein würde freilich das geistige Niveau der Conversation noch nicht gehoben werden, denn der Quellen dieses Missstandes gibt es viele und sie liegen tiefer, als man glaubt. Wir gedenken, später auf diesen Punkt zurückzukommen, halten es aber für nöthig, schon jetzt darauf hinzuweisen, dass die Bildungslücken, die hinter der dünnen Culturtünche der gebildeten Welt so häufig zu Tage treten, sich hier empfindlich fühlbar machen. Und obendrein fehlt es an der Geschicklichkeit, solche Lücken zu verkleistern. Der Deutsche ist unfähig, und diese Unfähigkeit ehrt ihn, seine Oberflächlichkeit diplomatisch zu verbergen. Der Franzose macht aus dem Fehler sogar eine Tugend. Er weiss nicht viel, aber das Wenige versteht er zu verwerthen. Er hat geringen Inhalt, doch desto mehr Peripherie, und diese weiss er so täuschend, so schillernd zu gestalten, dass der Unerfahrene dadurch geblendet wird. Der Deutsche ist, so wunderlich das klingt, selbst in der Halbheit ganz, selbst in der Oberflächlichkeit gründlich. Die ehrliche Concentration seines Wesens erlaubt ihm nicht, eine Behauptung leicht hinzuwerfen, auf die Gefahr hin, dass sie ein Unsinn sei und als solcher erkannt werde.

Er besitzt weder den Leichtsinn noch die Keckheit des gallischen Nachbars, er hat mehr Verstand als dieser, aber weniger Esprit.

Der Esprit ist eine Pflanze, die eine eigenartige Cultur erfordert. Er ist ursprünglich ein französisches Gewächs, emporgediehen in der parfümgeschwängerten Atmosphäre jener Pariser Salons, die seit Jahrhunderten als Sammelpunkte des Talentes, der Bildung und des Vergnügens einen wohlverdienten Ruf genossen. Der rege gesellschaftliche Verkehr, den diese Einrichtung mit sich bringt, verlangt ein beständiges Aufait-sein über die Ereignisse und Erscheinungen des Tages. So fördert er freilich die Oberflächlichkeit, behindert die innere Einkehr und Vertiefung, aber erzeugt auch jene Gewandtheit und Vielseitigkeit des Geistes, deren der Mensch in dem Kampfe um seine Geltung innerhalb der Gesellschaft als unentbehrlicher Waffen bedarf. Dem Streben, aus der grossen Menge hervorzutreten, die Umgebung zu übersehen, dem erdrückenden Getümmel der Aussenwelt eine schmiegsame und doch eigenwillige Individualität entgegenzustellen, diesem Streben verdankt der Esprit seinen Ursprung. Er ist der mobilisirte Geist, immer auf dem Kriegsfusse, immer zu Angriff und Abwehr bereit. Er lässt sich weder zergliedern noch definiren, weder erhaschen noch erlernen. Er leuchtet nicht, aber er funkelt; er erwärmt nicht, aber er befeuert. Er ist überall und nirgends, ätherisch zart und doch unverwüstlich, schalkhaft und kühn. Er ist zugleich Schild und Schwert, er verwundet und ist unverwundbar. Dem einen Volke ist er eingeboren, dem anderen bleibt er ewig fremd. Dem süddeutschen Geiste ist er verwandter als dem norddeutschen, wenn er auch in der germanischen Natur im allgemeinen nicht recht Wurzel zu fassen vermag. Allein wir würden diesen Fehler immer noch eher als einen Vorzug anzusehen geneigt sein, wenn derselbe thatsächlich und ausschliesslich aus solider Tüchtigkeit entspränge. Doch wie selten ist das der Fall! — Um aber unseren gesellschaftlichen Verkehr vollends zu einem geistlosen und unleidlichen zu stempeln, gesellt sich zur Oberflächlichkeit die Einseitigkeit, zur verlegenen Schweigsamkeit

jener die aufdringliche Geschwätzigkeit dieser. „Hütet Euch vor denjenigen, die nur ein einziges Buch gelesen haben," sagt irgend ein praktischer Philosoph. Die Beschränkung auf ein einziges Fach ist jedoch weit gefährlicher. Je kleiner der Gesichtskreis, desto grösser der Eigendünkel. Aber die Fachgelehrsamkeit ist gewöhnlich von wahrer Bildung ebensoweit entfernt wie die Unwissenheit. Vor siebzig Jahren schrieb Jean Paul: „In der Gesellschaft erscheint der Deutsche selten als Mensch, d. h. als Gesellschafter, sondern als guter Beamter, Professor, Soldat. Wie der Büttnergeselle nach den Gesetzen seines Handwerkes nicht ohne Schlägel oder Triebel, Bandmesser oder sonstiges Werkzeug auch nur drei Häuser weit ausgehen darf: so zeigen wir uns ungern in Gesellschaft anders als mit unserem juristischen, oder medicinischen, oder anderem Triebel und Schlägel in der Hand, gleichsam um damit anzuzeigen, wess Handwerkes man sei. Daher gibt es keinen köstlicheren Gesellschafter als einen Professor, nämlich für Professoren; und so ist ein Jurist einer der besten Unterhalter — für Juristen; — und so jeder vor der offenen Lade seines Gewerkes." — Und steht es heute vielleicht besser?!

Hiernach erscheint es, wenn auch natürlich, so doch wahrhaft beklagenswerth, dass die deutsche Gesellschaft dem Esprit, dem heiteren Kinde des Freimuthes und der Welterfahrung, niemals den für seine Entwickelung geeigneten Boden gewährte. Dieser kecke, leicht beschwingte Gott hätte manche Thorheit und Verkehrtheit zum Lande hinausgejagt, manche Unebenheit geglättet, manche Pedanterie todtgelacht. Demungeachtet gibt es unter keiner Nation so viele Menschen, die Esprit zu besitzen glauben, wie unter den Deutschen. Indem aber solche Leute nicht nur selbst dieser Ueberzeugung leben, sondern dieselbe um jeden Preis auch ihren Nebenmenschen beizubringen suchen, werden sie zu einer pangermanischen Landplage, die unsere Literatur verwüstet und unsere Geselligkeit verpestet. Auch die Wiener Gesellschaft hat unter der Unausstehlichkeit solcher Schädlinge mehr als genug zu leiden. In erster Reihe ist es die Gilde unserer Recensenten,

die an fanatischen Geistausquetschern einen ganz erstaunlichen Reichthum besitzt. Eine nette Probe dieses Furors liefert ein als witziger Kopf bekannter Wiener Kritiker, der sich einst über Turgenew's „Natalie" also vernehmen liess: „Turgenew als Dramatiker ist ein Koloss auf thönernen Füssen. Ein Hühnerauge an denselben, welches beim Auftreten das Publicum besonders schmerzte, hört auf den Namen Natalie." Ein anderer Zunftgenosse, der Musikreferent eines angesehenen Blattes, orakelte über Dvorak's „Der Bauer ein Schelm": „Der Liebhaber im Fasse gehört zu den beliebtesten Pantomimen — im Circus. Sie ist uralt und eine blosse Farce, aber wie unendlich amusanter als das Fass, welches alle zwei Acte der neuen Dvorak'schen Oper hindurch am Damoklesfaden über unseren Lachmuskeln hängt." Wippchen, verhülle dein Antlitz! Du bist besiegt. — Doch solche Stückchen liest man nicht Einmal, sondern hundertmal, nicht nur in Wien, sondern auch anderwärts. Erst kürzlich ist uns ein in Berlin verlegtes Büchlein untergekommen, das von den dortigen Theaterkritikern handelt. Dort haben wir das nachstehende Prachtexemplar von einem Satze gefunden: „Der spröde, ätzende, verdickte kritische Extract will mit einer massgerechten Beimischung einer feuilletonistischen Flüssigkeit aufgelöst und verdünnt sein, um jene eigenartige Mischgattung zu erzeugen, die durch das Wort- und Begriffscompositum: Theaterkritik, hinlänglich gekennzeichnet ist — —" O gewiss, hinlänglich gekennzeichnet! Leider ist das eine typische Stilprobe, und wir wären gar nicht verlegen, entsprechende Seitenstücke aus den Schriften namhafter Kritiker, ja selbst des Herrn von Gottschall beizubringen. Die gebildete Welt aber liest dergleichen, ohne Anstoss daran zu nehmen, und hält den Esel im Löwenfell für einen echten Löwen, sein klägliches Geschrei für ein majestätisches Gebrüll. Und doch ist die allerschlimmste Sorte von Unsinn eben jene, die nicht leicht hingeworfen, sondern mit der wohl überlegten Absicht, etwas ausnehmend Geistvolles von sich zu geben, im Schweisse des Angesichtes er-

sonnen wird. Lassalle hat diese unglückselige Redeweise ironisch als „Bildungssprache" bezeichnet. Er hätte ebenso gut „Bildungsjargon" sagen können.

Von der Sprache unserer gebildeten Welt liesse sich überhaupt ein längeres Klagelied singen. Auch hier findet man wieder auf Schritt und Tritt die Spuren der weiblichen Hegemonie. Da sind es vornehmlich die so beliebten Uebertreibungen, die forcirten Ausdrücke, die Superlativwörter, welche den Einfluss jenes Geschlechtes erkennen lassen, für das die Mahnung ne quid nimis immer in den Wind gesprochen war. Die Attribute „schön" und „hübsch" haben gegenwärtig bereits allen Credit verloren. Man sagt „reizend", „wunderbar", „grossartig", „gottvoll"; ja wir haben einmal den Ausdruck „lasterhaft schön", wohlgemerkt auf ein Porzellanservice! anwenden gehört. Das Unangenehme nennt man „grässlich", „furchtbar", „schauerlich", „haarsträubend", und wenn man wirklich einmal in die Lage kommt, einen hohen Grad von Bewunderung oder Missfallen ausdrücken zu müssen, so bleibt kein anderer Behelf, als das eine „über alles Lob erhaben" und das andere „unter aller Kritik" zu finden. Die verlegene Unbestimmtheit solcher Wendungen zeigt deutlich, wohin es führt, wenn die Ueberschwenglichkeit zur kleinen Münze wird, die man achtlos vergeudet. Ein ähnlicher Missbrauch wird mit manchen Bezeichnungen getrieben, deren zarte Natur doch die vorsichtigste Behandlung fordern würde. Was heisst man nicht alles „lieblich" oder „sinnig" oder „duftig" u. dgl.! Liebliche Ohrläppchen, sinnige Aschentassen, duftige Stickereien, das sind Kleinigkeiten. Und was wird vollends nicht alles „poetisch" gefunden! Als Lessing in seinem „Laokoon" die Grenzen zwischen Poesie und bildender Kunst festzustellen versuchte, dürfte er kaum geahnt haben, in welch willkürlicher Weise die undankbare Nachwelt nicht nur die von ihm aufgestellten Marksteine über den Haufen werfen, sondern auch die Schranken der Logik durchbrechen und zügellos in den Irrgarten vollständiger Gedankenlosigkeit hinübertaumeln werde. Ja wohl, liebwerther Gotthold Ephraim, heute nennt man nicht nur mit Simonides die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei, heute werden nicht nur Bilder, Statuen, Operndecorationen und

Sonnenaufgänge — poetisch gefunden. Nein, die gebildete Welt hat es weiter, um Vieles weiter gebracht. Sie kennt poetische Landhäuser, poetische Zimmereinrichtungen, poetische Schränke, Stühle, Leuchter und Oefen, poetische Damenhüte, poetische Frisuren, mit einem Worte: wir waten in Poesie. Die Beispiele solchen Aberwitzes liessen sich ins Endlose vermehren. Nicht umsonst ist der Geschmack ein Masculinum und die Geschmacklosigkeit ein Femininum. Auf den weichen Kissen eines pomphaften und dabei unsäglich wortarmen Stiles verliert unsere herrliche Muttersprache ihre Fülle und Kraft und sinkt zu einem sybaritisch faulen Blaustrumpfidiom herab.

Es gibt eine Krankheit, die wie ein schleichendes Gift das geistige Leben dieser Epoche durchdringt, die immer weiter um sich greift, Opfer um Opfer fordert, in Parlament und Presse, in Rede und Schrift sich offenbart, die allem, was sie befällt, die trügerische Farbe der Gesundheit leiht, während sie bis ins innerste Mark hinein ihre zerstörende Wirkung übt. Diese Krankheit ist die Phrase. Kaum Einer vermag es, sie abzuwehren, sich von ihr rein zu erhalten. Selbst wo Euch die ehrlichste Ueberzeugung mit zwingenden Argumenten und hinreissendem Feuer entgegentritt, klingt plötzlich ein fremder, falscher Ton dazwischen, der weder dem Verstande noch dem Gefühle entspringt, der unbewusst von der Lippe fliesst — und das ist die Phrase. Sie ist das Wort ohne Gedanken, die Hülle ohne Körper. Aber wie gangbar ist dieses Wort, wie brauchbar diese Hülle! Keine Lücke, die sich damit nicht ausfüllen, keine Blösse, die sich damit nicht verdecken liesse! Wenn der gefeierte Volksredner, der nichts gelernt und nie was Rechtes zuwege gebracht, von der „schwieligen Hand des Arbeiters" spricht, die er „lieber drücke als die behandschuhte Rechte des vornehmen Müssiggängers", wie lauscht da die Menge voll Andacht! Wie fühlt sie sich stolz im Besitze ihrer nothwendigen Schwielen und ihres überflüssigen Schmutzes! Wie jubelt sie dem grossen Manne zu, der so ausdrucksvoll mit der Faust auf jene Stelle zu klopfen weiss, wo unter der blauen Sammtweste sein Herz für das Wohl der leidenden Menschheit schlägt! Wenn der angesehene Publicist, der die

Toiletten seiner Frau mit seiner Ehre bezahlt, von dem „Banner des Ideales" schreibt, um das man „sich schaaren müsse", wie imponirt das dem Zeitungsleser, der zwar nicht weiss, was er sich unter dem Banner des Ideales zu denken habe, dem aber der volle Klang des Wortes durchaus genügt! Muss denn auch jedes Wort etwas bedeuten? Muss man denn, wenn man redet, auch immer etwas sagen? Kann man nicht eine Chopin'sche Sonate spielen und dabei an eine Trüffelpastete denken? Die Phrase ist ein Instrument, das seine Virtuosen hat wie das Clavier. Aber sie ist beliebter, denn sie lässt sich noch leichter bemeistern. Es ist keine Zauberei dabei, alles nur Technik, alles nur Fertigkeit. Die Phrase ist zugleich Wirkung und Ursache der Fäulniss. Sie hat im öffentlichen Leben den Ernst und die Ehrlichkeit untergraben, sie hat die Literatur, zum Theile auch die Wissenschaft mit klingelnder Rhetorik erfüllt, ja selbst in den Schoss der Familie hat sie sich eingeschlichen, zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kinder sich gedrängt, überall verspottet und doch überall siegend. Sie hat die Menschen blind und zugleich misstrauisch gemacht, denn man wittert sie, wo sie nicht ist, und erkennt sie nicht, wo sie ist. Alle Begriffe sind ins Wanken gerathen, man weiss nicht mehr, wem und was man glauben soll. Wahrheit wird Lüge, Lüge wird Wahrheit.

Das übermächtige Emporwuchern der Phrase ist ein untrügliches Kennzeichen — und leider nicht das einzige — des Niederganges der Bildung. Das sollte jene gebildete Welt bedenken, die so gross ist in ihrer Selbstverherrlichung, die für unser Jahrhundert den ersten Platz in der Culturgeschichte beansprucht, die sich so einziger Fähigkeiten und Errungenschaften rühmt, die über Völkern und Königen zu Gerichte sitzt, die alles weiss, alles versteht, alles ergründet, die Lob und Tadel austheilt nach Gutdünken und über Vergessenheit und Unsterblichkeit zu gebieten meint. Diese gebildete Welt thäte vielleicht doch einmal gut, ihre eigene vielgerühmte Bildung einer unbefangenen Prüfung zu unterziehen. Wenn man auch noch so oft aus populären Schriften und bombastischen Leitartikeln sich erhebende Belehrung darüber holt, wie unübertrefflich alles Bestehende genannt zu

werden verdiene, wer weiss, ob eine kleine Ernüchterung nicht von Vortheil wäre.

So sehr wir auch an dieser Stelle jede doctrinäre Erörterung zu vermeiden suchen, dürfte es doch unthunlich sein, einer positiven, kurzgefassten Definition des Begriffes und Wesens der Bildung aus dem Wege zu gehen — wäre es auch nur, um dem etwaigen Vorwurfe der Schwarzseherei und unfruchtbaren Negation die Spitze abzubrechen.

Was ist also Bildung? Das Wort gehört zu denjenigen, die man so oft im Munde führt, dass man ihre Bedeutung für selbstverständlich, gleichsam durch die Natur der Dinge gegeben erachtet, und es darum nicht der Mühe werth findet, weiter darüber nachzudenken. Wir haben einmal eine geistreiche Frau, die gerade etwas selbstgefällig von einer Aristokratie der Bildung sprach, um die nähere Bestimmung des letzteren Begriffes gebeten. Sie stutzte. „Je nun," meinte sie endlich ein wenig zögernd, „Bildung ist, was man gelernt hat." „Aber weiss man denn alles, was man gelernt hat?" wagten wir einzuwenden. „Richtig," concedirte sie mit seltener Nachgiebigkeit, „also — Bildung ist, was man weiss." Und als wir uns nun erst recht in Fechterpositur stellten, vollführte sie auf den Fussspitzen eine leichte Schwenkung, verzog den Mund und sagte spitzig: „Muss man denn wissen, woraus das Gold besteht? Wenn man es nur hat!" Und fort war sie. Wir aber sind weniger genügsam und lassen die Antwort: „Bildung ist, was man weiss" nicht so leichten Kaufes durchschlüpfen. Und sonderbar, je genauer wir zusehen, desto klarer leuchtet uns aus jenem unscheinbaren Satze ein grosser, ein verhängnissvoller Irrthum entgegen. „Bildung ist das Wissen als selbstständiges Eigen des Einzelnen," definirt ein bekannter Nationalökonom. Aber auch damit ist blutwenig gesagt, denn es ist etwas ganz Anderes als eine einfache Aneignung, was das Wissen zur Bildung macht. Der Process, durch den dies geschieht, ist nicht eine Addition, sondern ein Verwachsen; nicht eine Aneignung, sondern eine Verarbeitung des Wissens. Das Wissen, das wir durch das Gedächtniss aufnehmen und behalten, bleibt ewig Wissen und wird nie zur Bildung. Erst dadurch, dass es zum Gegenstande unserer Denkarbeit gemacht wird, dass

wir es durchdringen und mit unserer Individualität erfüllen, dass es von einem blossen Eigenthume zu einem Theile unseres Selbst sich erhebt, erst dadurch wird das Wissen zur Bildung. Das geistige Leben ist genau so wie das physische ein organisches Leben. Das eine bedarf so gut der Nahrung wie das andere. Und wie von der materiellen Nahrung, welche dem Magen zufliesst, nur ein Theil verdaut, der Rest jedoch abgestossen wird, so verhält es sich mit den psychischen Lebensmitteln. Was geistig abgestossen, was vergessen wird, das sind — man verzeihe den Ausdruck — die Excremente der Seele. Das Verdauungsvermögen des Gehirnes ist gleich jenem des Magens: begrenzt, zerstörbar, Krankheiten leicht zugänglich und daher mit Vorsicht zu behandeln. Was uns nicht mundet, verdauen wir schwer, und was uns nicht interessirt, desgleichen. Das Interesse ist der geistige Geschmackssinn. Verdautes Wissen aber ist Bildung. — Nun gibt es freilich Leute, die eine beträchtliche Masse von Kenntnissen in sich aufgespeichert und wohl geordnet und vertheilt haben in die Laden und Schubfächer ihres Geistes. Das mag Gelehrsamkeit sein, aber Bildung ist es nicht. Ein paar zusammengeleimte Glieder geben noch lange keinen lebendigen Leib. Und so findet man nicht nur Gebildete, die nicht gelehrt, sondern auch Gelehrte, die nicht gebildet sind. Das Wissen, das man durch Sitzfleisch erwirbt, bleibt ein kaltes, todtes Material, wenn es nicht durch den Prometheusfunken geistiger Eigenart, individueller Arbeit belebt wird. Wenn von einer Anzahl Menschen jeder Einzelne gleich viel gelernt hat wie jeder der Uebrigen; wenn die Summe von Wissen, die sie besitzen, bei jedem genau die gleiche ist, ja wenn wir selbst annehmen, dass jedem von ihnen genau dasselbe Mass von Gedächtnisskraft verliehen sei, so werden doch nicht zwei aus dieser Schaar die gleiche Bildung aufweisen. Das Wissen trägt nie, die Bildung immer ein charakteristisches Gepräge. Die Verschiedenheiten des geistigen beruhen wie jene des materiellen Capitales auf der natürlichen Verschiedenheit der Individuen. Und so wenig es vorkommt, dass zwei Menschen, die gleich viel essen, auch völlig gleiche Kräfte besitzen, oder dass zwei Geschäftsleute, die über eben dieselbe Capitalskraft verfügen, genau den gleichen Gewinn

erzielen, so wenig ist es denkbar, dass zwei Menschen durch gleiches Wissen zu gleicher Bildung gelangen. Und dennoch ist ein tiefer, durchgreifender Unterschied zwischen materiellem und geistigem Capital nicht zu verkennen. Auf wirthschaftlichem Gebiete strebt das grosse Capital stets und mit Naturnothwendigkeit nach Vernichtung des kleinen. Im Reiche der Bildung begegnen wir der entgegengesetzten Erscheinung; hier strebt das grosse Capital nach Vermehrung und Förderung des kleinen. Die Natur des Werthcapitales ist das Nehmen, jene des geistigen das Geben. Das Geld unterjocht, die Bildung befreit. Allein das Geben setzt ebensogut wie das Nehmen eine Ungleichheit des Besitzes voraus. Gegeben wie genommen wird stets nur dem Schwächeren vom Stärkeren. Und so ist auch auf geistigem Gebiete nicht die Gleichheit, sondern die Verschiedenheit die wesentliche Voraussetzung alles Fortschreitens und Gedeihens.

Die Bildung ist es, welche den gegenseitigen Connex von Wissenschaft und Leben vermittelt; sie bietet den fruchtbaren Boden, auf welchen der Regen der „grauen Theorie" fällt, um durch tausendfach verzweigte Wurzeln in den „goldenen Baum" des Lebens emporzusteigen. Alles Wissen ist Stückwerk, die Bildung ist stets ein Ganzes. Und daraus ergibt sich die Folgerung, dass die Allgemeinheit, die Universalität nicht ein zufälliges, ein blos erwünschtes, sondern ein nothwendiges und wesentliches Merkmal der Bildung sei, und dass die letztere somit die Gesammtheit alles Wissenswerthen zu umfassen habe. Die Bezeichnung „wissenswerth" setzt ein subjectives Urtheil über die Bedeutung und Wichtigkeit bestimmter Kenntnisse voraus, und eben dieses Urtheil begrenzt ja den Umfang der individuellen Bildung. Durch das Urtheil der öffentlichen Meinung über diesen Gegenstand werden hinwieder die in einem gewissen Zeitalter als durchschnittlich geltenden Grenzen der Bildung festgesetzt. — Hiermit führt die theoretische Betrachtung zu einer praktischen Frage von grösster Bedeutsamkeit. Denn aus der klaren Erkentniss des Wesens der Bildung wird für jeden Denkenden das Bedürfniss entstehen, die concreten Bildungsverhältnisse seines Zeitalters zu prüfen und zu ergründen. Dies soll in Folgendem ruhig, ehrlich und rücksichtslos versucht werden. Es dürfte sich jedoch empfehlen,

statt unmittelbar auf ein absolutes Urtheil zuzusteuern, den Umweg einer historischen Parallele nicht zu scheuen.

Es ist eine unleugbare Thatsache, dass die Wissenschaft unserer Tage gegenüber derjenigen des Alterthums einen ungeheueren Fortschritt aufweist. Der Umfang unserer Kenntnisse ist nicht nur durch zahllose Erfindungen und Entdeckungen in kaum zu berechnendem Masse erweitert worden, wir haben geradezu eine Anzahl von Wissenschaften neu geschaffen, die ihrem ganzen Ideenkreise nach der alten Welt völlig unbekannt waren. Verhält es sich ebenso auch mit unserer Bildung? Ist diese der Bildung des Alterthums in gleichem Masse oder nur überhaupt überlegen? Man braucht kein Historiker von Fach zu sein, um dies rundweg zu verneinen. Wer die Bildungsstufen verschiedener Epochen zu vergleichen sucht, muss sich Zweierlei vor Augen halten. Erstens: Welches ist das Verhältniss zwischen Wissen und Bildung einer Epoche, d. h. bis zu welchem Grade ist daselbst das Wissen zur Bildung geworden? Und zweitens: Wie weit ist die Bildung zum Gemeingute geworden, wie gross ist die Zahl ihrer Theilhaber, welche Proportion besteht zwischen den Gebildeten und den Ungebildeten jener Epoche? Vergleicht man nun die Lage des alten Griechenvolkes mit den gegenwärtigen Zuständen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass im Zeitalter des Perikles das Verhältniss zwischen Wissen und Bildung ein allgemein günstigeres war, und dass die Bildung damals eine relativ weit grössere Verbreitung besass, ungleich tiefer in alle Volksschichten eingedrungen war, als dies gegenwärtig der Fall ist. Man begegnet also der eigenthümlichen Erscheinung, dass der Unterschied des Wissens zweier Epochen in umgekehrtem Verhältnisse steht zu ihrer Bildungsdifferenz. Und doch ist dieser auffallende Gegensatz nicht schwer zu erklären. Von wirthschaftlichen Momenten abgesehen, muss auch berücksichtigt werden, dass die Bildung wie dies bei ihrer umfassenden Natur nicht anders zu gewärtigen, stets langsamer fortschreitet, als das Wissen. Zudem ist zu erwägen, dass die Wissenschaft unseres Jahrhunderts mit einer Rapidität emporgediehen. die in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel ist. Es wäre ein Wunder zu nennen, wenn die Bildung mit dieser beflügelten Entwickelung hätte

gleichen Schritt halten können. Dieses Wunder ist nicht eingetreten, vielmehr blieb im natürlichen Verlauf der Dinge die conservativere Bildung weit hinter der himmelstürmenden Wissenschaft zurück. Einer ruhigeren Periode, einer Zeit der Sammlung und inneren Kräftigung bleibt es vorbehalten, jenen unermesslichen Wissensstoff zu sichten und zu ordnen, dessen Reichthum der Bildung dienstbar zu machen und damit erst wahrhaft fruchtbringend zu verwerthen. Dann erst wird der Abgrund sich schliessen, der heute zwischen Wissen und Bildung klafft. Es bleibt aber noch zu untersuchen, ob dieser Abgrund nicht etwas tiefer ist als nöthig wäre, und ob das Streben, die vorauseilende Wissenschaft einzuholen, nicht eine Beschleunigung vertragen würde. Beides trifft leider zu. Die Bildungszustände der Gegenwart sind viel zu traurige, als dass ein ruhmrediges Geflunker darüber hinwegtäuschen könnte. Und nur die Blindheit derjenigen, die nun einmal nicht sehen w o l l e n, mag von der nächsten Zukunft Besseres erwarten. Es liegt eine erschütternde Wahrheit in den prophetischen Worten des Evangeliums: „An ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen. Sammelt man Trauben von Dornen oder Feigen von Disteln?"

In der That, wenn man die Factoren betrachtet, unter deren Einflusse das Geschlecht der Folgezeit heranwächst, wird man der ernstesten Besorgnisse sich nicht erwehren können. Schule und Haus theilen sich in die schwere, verantwortungsreiche Arbeit, eine Generation heranzubilden, an welche einst — nach allen Anzeichen zu schliessen — eine sturmbewegte Zeit die höchsten Anforderungen stellen wird.

Vorerst die Schule. Wir verkennen keineswegs, dass hier in den letzten Jahrzehnten Grosses geleistet wurde; dass es ein ruhmvolles Werk gewesen, des Schweisses der Besten werth, die Schule in zähen, langwierigen Kämpfen den Klauen ihres Erbfeindes zu entreissen. Wir unterschätzen auch nicht die Gefährlichkeit jener finsteren Macht, die heute noch drohend wie eine Wetterwolke über dem schwer erstrittenen, mühsam durchpflügten Boden moderner Cultur und Gesittung schwebt. Allein gerade einem so heimtückischen Feinde gegenüber, der jede Blösse erspäht und geschickt auszunützen weiss, ist es die Pflicht jedes redlichen, frei-

sinnigen Mannes, schonungslos auf jene Schwächen im eigenen Lager hinzuweisen, welche dem Gegner nur allzu erwünschte Angriffspunkte bieten. Haben die Befreier der Schule aus der Kirchengewalt etwa zu dem Zwecke gerungen und gelitten, damit an die Stelle der Verdummung die Verflachung, an die Stelle der Unwissenheit die Halbbildung trete? Arbeiten nicht gerade Diejenigen den Finsterlingen in die Hände, welche alles für gut erklären, wie es ist und, statt bei Zeiten an die nothwendige Reform zu gehen, so lange zuwarten, bis mit dem Schlechten auch das Gute zu Grunde geht?

Mit welchen Dingen wird die bedauernswerthe Jugend in unseren Schulen geplagt! In ein unentwickeltes, der sorgsamsten Vorsicht bedürftiges Gehirn soll in wenigen Jahren ein Materiale Eingang finden, zu dessen Bewältigung ein ganzes Menschenleben kaum ausreichte. Der Knabe lernt Geschichte, und es ist seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, die Jahreszahlen des Regierungsantrittes und Todes sämmtlicher Potentaten der Erde „auswendig zu wissen", von den babylonischen und assyrischen angefangen bis vielleicht auf die serbischen und bulgarischen herab. Tausende von Schlachten und Friedensschlüssen, Ortsbezeichnungen und chronologischen Daten schwirren durch den betäubten Kopf, dessen Augen wohl sehnsüchtig nach dem blauen Himmel, nach einer vorüberflatternden Schwalbe, nach sommergrünen Gärten schweifen, während seine Ohren von einem verdorrten Schulzeloten mit dem tollsten Kleinigkeitenkram behelligt werden. Der Bube wird Euch genau zu sagen wissen, in welchem Engpasse Hannibal die Römer schlug, aber auf welchem Platze seiner Vaterstadt einer seiner eigenen Ahnen, ein braver Wiener Bürger, für die ewigen Menschenrechte sein Blut hingab, davon hat er nie etwas gehört. In Latium wird er besser Bescheid wissen als in Niederösterreich, und auf dem Ossa besser als auf dem Kahlenberge. Den grossen geschichtlichen Erinnerungen seiner Heimat wird er kalt und stumpf gegenüberstehen und dem Spartacus und dessen Genossen mehr Theilnahme schenken als jenen österreichischen Bauern, die für die Glaubensfreiheit ihre Habe und ihr Leben opferten. Wie viel Mann eine römische Cohorte zählte, wird ihm genau bekannt sein, aber von dem Aus-

sehen einer römischen Stadt, dem Leben und Treiben ihrer Bürger wird er so wenig einen Begriff haben, wie von einem spanischen Dorfe. An Kenntniss der Ereignisse wird es ihm nicht fehlen, doch ihren Zusammenhang zu begreifen, die grossen Strömungen der Weltgeschichte zu erfassen, wird ihm jede Fähigkeit mangeln. Wo ist doch die gute alte Pädagogenlehre hingerathen: non multa, sed multum! Und wie erst, wenn man nach dem literargeschichtlichen Unterrichte fragen wollte! Fühlt da einmal einem hoffnungsvollen Gymnasiasten oder gar einem Pensionatsdämchen auf den Zahn, und Ihr werdet Eure blauen Wunder erleben. Der oder die Kleine wird mit Namen und Büchertiteln wie mit Haselnüssen um sich werfen. Wie das Bett aussah, in welchem Schiller schlief, was für Hauben Goethe's Mutter trug, und was dergleichen Wichtigkeiten mehr sind — Ihr werdet über alles den gediegensten Aufschluss erhalten und staunen über die Fülle von Gelehrsamkeit. Aber lasst es Euch ja nicht einfallen, ein tieferes Verständniss der Dichterwerke zu erwarten. Je mehr Ihr Euch von Aeusserlichkeiten entfernt und auf den Kern der Sache eingeht, desto grausamer wird Eure Enttäuschung sein. Schliesslich mögt Ihr, wenn Ihr genügsame Leute seid, Euch ähnlich wie Leibniz trösten, der einmal an einen Jesuitenpater schrieb: „Ihre Fortschritte in China machen mir grosse Freude, denn besser ist es doch, dass eine verdorbene Lehre von Christus dort eingeführt wird, als gar keine." Es mag freilich auch unerbittliche Starrköpfe geben, denen am Ende gar kein Unterricht lieber wäre als einer, der solche Früchte zeitigt. Uebrigens gelten die Exempel, die wir angeführt, gerade so gut auch für andere Lehrdisciplinen. In der Physik z. B. bleibt dem Schüler kein einziger mathematischer Beweis erspart, während man sich nicht die mindeste Mühe gibt, sein Interesse für das geheimnissvolle Walten der Naturkräfte, sein Verständniss für deren harmonische Zusammenwirkung wachzurufen. Die alten Sprachen lernt er, ohne darum dem Geiste der Antike auch nur mit einem Schritte nahezutreten. Hellas und Rom erscheinen ihm stets nur als die missliebigen Urheber einer verzwickten Grammatik, und so wird ihm das Alterthum verhasst, weil er es niemals in seiner cultu-

rellen Bedeutung würdigen lernt. Declination und Conjugation, darum dreht sich sein Studium. Was weiss er von der heiteren Freiheit, von der sinnlichen Frische hellenischen Wesens? Die Verschiedenheiten griechischer Dialekte verleiden ihm den Homer, die Schwierigkeiten des lateinischen Periodenbaues den Livius, die halsbrecherische Metrik der Chorgesänge den Sophokles. Was hilft ihm die aufopfernde Liebe der Antigone, wenn er sie nicht scandiren kann? Und wie vermöchte ihm Horazens leichte Tändelei zu erfreuen, wenn sein Vergnügen an einer tückischen Participialconstruction scheitern muss? So wird alles gepflegt und gefördert, was dem lebendigen Sinne der Jugend widerstrebt, und alles unterdrückt und ertödtet, was in den leicht erregbaren Herzen Anklang finden könnte. Das Wissen wird dem Gedächtniss förmlich eingetrichtert, und darum bleibt es zeitlebens nur Gedächtnisssache und nichts weiter. Es wird eben das Wissen und immer nur das Wissen gepflegt, während die Bildung als Aschenbrödel vor der Thüre sitzt. Dem Schüler fehlt die Anregung zu selbstständigem Denken, seiner Phantasie wird kein Spielraum geboten, seinem jugendlichen Feuer bringt man pedantische Nüchternheit entgegen. Von seinem Gedächtnisse wird zu viel, von seinem Verstande zu wenig verlangt. In ersterer Hinsicht ist demnach die oft gehörte Klage von der „Ueberbürdung" unserer Schuljugend eine wohlberechtigte, während man nach der anderen Richtung eher einen Mangel an Belastung rügen dürfte. Schon Demokrit lehrte: „Nicht nach der Füile des Wissens soll man streben, sondern nach der Fülle des Verstandes." Wann aber werden unsere Pädagogen den Werth der Bildung begreifen lernen, wann überhaupt wird unsere Schule anfangen, Bedürfnisse des Lebens zu berücksichtigen statt der Bedürfnisse des Katheders? Nicht an Gelehrten mangelt es, wohl aber an Lehrern, und das gilt von der Hochschule nicht minder als von der Volks- und Mittelschule. Versuche einmal Einer, die Hörsäle der Wiener Universität zu durchwandern, und er wird die Docenten, die ihren Stoff auch nur in geniessbarer, geschweige denn vollendeter Vortragsweise behandeln, an den Fingern herzählen können. Man wird uns vielleicht das beliebte Wort entgegenhalten, der Wissenschaft komme es auf

die Form nicht an, sondern nur auf den Inhalt. Zugegeben! Aber sind denn Wissenschaft und Lehre einerlei? Wer mittelst dicker Folianten zu seinen Fachgenossen spricht, der mag es thun, wie er will. Jedoch wer lehrt, wer die Resultate seiner Arbeit durch das lebendige Wort auf seine lauschenden Jünger überträgt, der muss zum mindesten so zu sprechen verstehen, dass es nicht zur Qual wird, ihn anzuhören. Und hiervon abgesehen, will doch der Schüler von dem Kopfe und nicht von dem Sitzfleisch seines Lehrers Nutzen ziehen. Wenn dieser alles an den Mann zu bringen sucht, was er selbst an Wissen in sich aufgestapelt, wird er wohl den Dank Jener ernten, die das Gehörte schwarz auf weiss nach Hause tragen, doch Diejenigen abstossen, denen ein leitender Gedanke werthvoller dünkt als hundert Seiten voll verstaubter Gelehrsamkeit. Der Lehrer, und insbesondere der eigentliche Schullehrer, muss in der Beschränkung sich als Meister erweisen. Tactvoll und feinsinnig das Wissenswerthe vom Wissensballaste zu sondern, scheint uns die höchste Aufgabe des Jugendbildners. Wer dies nicht vermag, besitzt nicht die Eignung zum Lehrerstande. Kein grösseres Glück hingegen, als in jungen Jahren einen in solchem Sinne tüchtigen Berather zur Seite zu haben: der heilsame veredelnde Einfluss seiner Unterweisung wird sich bis in die spätesten Tage nicht verleugnen. Andererseits muss berücksichtigt werden, dass auch der Lehrer kein überirdisches Wesen ist, und dass es unbillig wäre, von ihm ein höheres Mass an Einsicht als von allen Uebrigen zu fordern. Wenn es mitunter schwer ist, ein Mensch zu sein, ist es doch gewiss noch schwerer, kein Mensch zu sein. Und was wäre natürlicher als der Hang zur Bequemlichkeit, als der Vorzug, den das leicht Erreichbare vor dem mühsam zu Erringenden findet? Es ist unstreitig bequemer, Wichtiges und Unwichtiges bunt durcheinander zu mengen, als sorgsam den Weizen aus der Spreu herauszulesen. Es ist bequemer, dem Schüler einfach hinzuwerfen, was man selber weiss, als ihm das Bedeutsame fesselnd zu gruppiren und von unwesentlichen Zuthaten frei zu machen. Es ist bequemer, den eigenen kleinen Neigungen zu folgen, die stets an allerlei Tand und Nebensachen sich klammern, als immer das Ziel fremden

Wohles sich vor Augen zu halten. Der Beruf des Lehrers verlangt zu viel Entsagung und Selbstverleugnung, als dass die Zahl Jener, die dazu taugen, eine beträchtliche sein könnte. Wo aber der Einzelne zu schwach ist, dort muss die Gesammtheit helfend eintreten. Und darum muss der Staat der drohenden Verbildung der Jugend durch seine Gesetzgebung einen Riegel vorschieben. — Noth thut vor Allem eine genaue Begrenzung und zweitens eine Einschränkung des Lehrstoffes. Es darf der Behutsamkeit und dem Feingefühl des Lehrers nicht zu viel überlassen bleiben. Behutsamkeit und Feingefühl sind keine Prüfungsgegenstände für Lehramtscandidaten, und das Volk muss daher für die Einhaltung eines vernünftigen Unterrichtsmasses eine andere Gewähr verlangen; eine Gewähr dafür, dass der Unterricht statt in die Breite, in die Tiefe gehe, dass nicht die Mücken durchgeseiht und die Kameele verschluckt werden. Die herrschende Pädagogik der Kleinkäuer und Wortklauber gleicht in ihrer Unhaltbarkeit jener Hütte im Andersen'schen Märchen, von der es heisst; „Sie war so baufällig, dass sie selbst nicht wusste, nach welcher Seite sie fallen sollte; und darum blieb sie stehen." Man muss ihr also zeigen, wohin sie fallen soll. Wir wiederholen es, auf die Gefahr hin, für reactionär verschrien zu werden, dass wir eine Einschränkung des Lehrstoffes für nützlich und nothwendig halten. Ist doch für die Beschaffenheit der Bildung nicht das Quantum, sondern das Quale des Wissens entscheidend! Nur dasjenige Wissen, das mit dem ganzen Leben und Streben des Menschen verwachsen, einen unabtrennbaren Theil seines Wesens ausmacht, ist Bildung. Der grösste Polyhistor hat mit all seiner Gelehrsamkeit noch keinen Tropfen Bildung gewonnen, ehe er nicht sein Wissen seinem freien Gedankenleben unterwirft. Nun kann die Schule allerdings auch unter den günstigsten Umständen keine Bildung erzeugen, da diese ja nach dem Gesagten das ureigenste Product individueller Arbeit ist. Die Schule soll aber nicht das Wissen schlechtweg, sondern nur das Wissenswerthe lehren und soll den Werdeprocess der Bildung vorbereiten, herbeiführen und fördern. Wenn wir sonach für eine Einschränkung des Lehrstoffes uns aussprechen, stellen wir uns damit durchaus nicht in die Reihe

jener Praktiker, von denen Buckle sagt, ihre Kenntnisse seien ungefähr auf das beschränkt, was sie um sich her vorgehen sehen und sie würden ihrer Unwissenheit halber „praktisch" genannt. Nein, wir schwören keineswegs auf die Unfehlbarkeit des alten, kurzen Programmes: Lesen, Schreiben und Rechnen. Allein wir schwärmen auch nicht für die moderne Vielseitigkeit, die lauter Tausendsassas und Allerweltskerle heranzieht.

Noch dringender aber als für die männliche scheint uns für die weibliche Jugend eine Herabminderung des Unterrichtsmateriales geboten. Unsere Mädchen lernen so schrecklich viel, dass sie zum Suppenkochen und Wäscheflicken keine Zeit mehr finden. Hingegen macht es gerade heutzutage der allgemeine wirthschaftliche Nothstand jedem Manne zur unumgänglichen Pflicht, als Lebensgefährtin ein Weib zu wählen, das zu sparen und hauszuhalten versteht. Ausserdem sollte man die durch die Erfahrung tausendfach bestätigte Thatsache nicht übersehen, dass — wenigstens in schlicht bürgerlichen Kreisen — die Mädchen gewöhnlich von Männern heimgeführt werden, denen sie an Kenntnissen weit überlegen sind. Während das Mädchen bis zur Zeit ihres Brautstandes lernt und das Hundertste und Tausendste studirt, ist ihr künftiger Gatte in der Regel ein simpler Geschäftsmann, der im Laufe der Jahre über seinen Handelsbüchern verlernt hat, an andere Bücher zu denken. Wehe aber dem Manne, dessen Frau höher steht oder doch höher zu stehen glaubt als ihr Gatte! Und wehe der Frau, die ihren Mann auch nur die Spur solcher Minderachtung merken lässt! Er wird nichts so schwer verzeihen wie eine Verletzung seiner Eitelkeit, und sie wird nichts so bitter empfinden wie eine Blösse, die sich ihr Gatte von Fremden gibt. Hiermit ist eine nie versiegende Quelle vor Reibungen und Zerwürfnissen gegeben. Die Vielwisserei ist ja immer intolerant, die Bildung freilich ist es niemals. Und zu einem richtigen Massstabe für die „Frauenbildung" wird darum nur Derjenige gelangen, der Wissen und Bildung scharf zu trennen weiss.

Das Wissen entsteht vor der Bildung. Diese beginnt erst mit der geistigen Mannbarkeit und erreicht erst im reifsten Alter ihre Vollendung. Von der Schule kann somit nicht

mehr — dies aber voll und ganz — gefordert werden, als dass sie die Grundlagen der Bildung liefere. Der weitere Ausbau muss dem Leben überlassen bleiben. Wird einmal die Schule jener Aufgabe genügen, dann wird sie eine gewichtige Rolle spielen als Vermittlerin der schroffen Classengegensätze unserer Tage. Die Ungleichartigkeit der Bildung ist ja eine Mitursache der tiefen Spaltungen innerhalb der modernen Culturvölker. Warum in diesem Punkte die alten Hellenen weit besser daran waren, ist unschwer zu begreifen; denn der Wissenskreis des Alterthums war ein so kleiner, dass die Bildung leicht eine allgemeine und gleichartige sein konnte. Wird aber einst unsere Schule im Stande sein, Jedem ohne Ausnahme die Grundlagen einer allgemeinen Bildung zu bieten, und wird durch öffentliche Anstalten dafür gesorgt werden, dass wiederum Jedem ohne Ausnahme wenigstens ein gewisser Grad von Fortbildung ermöglicht sei, dann wird man zwar nicht das socialistische Ideal einer durchweg uniformen Bildung verwirklicht sehen, jedoch zahlreiche Verschiedenheiten werden dann eine Ausgleichung, manche scharfen Contraste eine wohlthuende Milderung erfahren.

Zur Schule gesellt sich der zweite Erziehungsfactor, das Haus, die Familie, um, was dort schlecht gemacht wird, völlig zu verderben. Das Wissen des Kindes ist den Eltern Flitter und Zierrath, mit dem sie sich selber zu schmücken lieben. „Nein, was mein Hans schon alles weiss," erzählt die beglückte Mama ihrer eifersüchtigen Freundin, um von dieser die gereizte Versicherung entgegenzunehmen, dass ihr Erwin „Gott sei Dank auch schon so weit sei". Und so prägt sich früh dem kindlichen Sinne die Erkenntniss ein, dass man lerne, nicht um etwas zu wissen, sondern um zeigen zu können, dass man etwas weiss. Das ist der Anfang jener unglückseligen Prahlsucht, aus der sich später die grössenwahnsinnige Eitelkeit unserer jungen Männerwelt entwickelt. Doch man begnügt sich nicht mit solcher Wissenspflege, es tritt zur Vervollständigung der „Bildung" die häusliche Kunstpflege hinzu.

Was die Kunst für die Bildung bedeutet, darüber ist wohl kein Wort zu verlieren, umsomehr aber über den schnöden Missbrauch, der mit der reinsten und edelsten Blüthe des Menschengeistes getrieben wird. Das beliebte Wort:

„Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt" ist längst in sein Gegentheil verkehrt. Denn heute schwimmen die Talente in dem Strom der Welt und machen viel Lärm und Geräusch, die Charaktere aber bilden sich im Stillen, und zwar so geheimnissvoll, dass man immer weniger von ihnen hört. Vor dreissig Jahren war es um die schönen Künste recht übel bestellt. Damals mussten die Talente geboren werden, heute erziehen wir sie, und sie nehmen demzufolge derart überhand, dass eines des anderen Spielraum immer rücksichtsloser beengt. Ein tüchtiger Claviermeister z. B. muss Talente nicht nur ausbilden können, bei Leibe! er muss auch die Fähigkeit besitzen, diese Waare zu produciren. Wer fragt noch, ob ein Kind Anlage zur Musik besitze? Lächerlich! Wenn Müller's Gertrud Talent hat, wird doch Schulze's Hertha nicht zurückstehen! Und was Hinzen's Kuno zuwege bringt, wird doch Kunzen's Dagobert auch noch leisten können! Ja, ja, wir sind ein erstaunlich begabter Menschenschlag. Das Ungewöhnliche wird uns alltäglich. Es wimmelt von „Künstlern" an allen Enden und Ecken, und die Goethe und Schiller der Zukunft schiessen wie Pilze aus dem Boden. Nicht nur das Verständniss für die Kunst, auch die allgemeine Fähigkeit, sie auszuüben, ist in hocherfreulichem Fortschritt begriffen. Musik, Poesie und Malerei stehen nicht mehr unter der ausschliesslichen Herrschaft einiger privilegirten Genies, im Reiche der Kunst sind Zunftzwang und Schutzzölle aufgehoben, es herrscht ein freier Verkehr, ein unbeschränkter Güteraustausch. Ein grossartiger Wetteifer erhebt sich, die gebildete Welt dichtet, musicirt und malt nach Herzenslust, das Talent ist nicht mehr ein rohes Naturproduct, sondern ein Erzeugniss verfeinerter Cultur, das planmässig geschaffene Erziehungsresultat verständiger Eltern und tüchtiger Lehrer. Triumph, verehrte Herrschaften, wir nähern uns dem Ziele. Wir nähern uns langsam, aber sicher dem Zeitpunkte, wo das Wort, dass die Kunst Gemeingut der Nation sein solle, keine Phrase mehr sein wird. Gewiss, Ihr könnt darauf die Hand ins Feuer legen, dass die Kunst dann ein gemeines Gut sein wird, gemein in jedem Sinne des Wortes.

Gibt es denn noch irgend eine Familie der „besseren Stände", die nicht mindestens Ein declamatorisches oder

poetisches, musikalisches oder malendes Wunderkind in ihrer Mitte zählt? Gibt es irgend ein Stockwerk irgend eines unserer Zinspaläste, wo nicht wenigstens Ein auf die Tasten hämmernder Virtuose seinen Mitmenschen das Dasein verbittert? Es klingt jedenfalls beunruhigend, wenn man hört, dass in Wien allein beiläufig zwanzigtausend Claviere in Gebrauch stehen sollen. Am schlimmsten von allen Künsten kommt aber diejenige weg, zu deren Ausübung es keiner mühsam zu gewinnenden technischen Fertigkeit bedarf, weil ihr Materiale, die Sprache, auch dem Mindestbegabten bekannt und geläufig ist. Arme Poesie! Wie vortheilhaft wäre es für dich, wenn auch du ein minder leicht zu führendes Handwerkszeug, wie Pinsel oder Meissel, erfordertest. Wehe dir, dass die Kenntniss des Alphabetes genügt, um den Pegasus besteigen zu können! „Wie früh wird unsere Jugend klug!" — singt ein anonymer Epigrammatiker —

„. . Kaum trägt der Bube Hosen,
So fühlt er sich schon stark genug,
Die Musen zu liebkosen.
Fritz wird gedruckt im zwölften Jahr,
Und mit gleich starkem Muthe
Beut er sein Haupt dem Lorbeer dar
Wie seinen . . . . . der Ruthe."

An dem „Fritz" erkennt man übrigens, dass diese Verse nicht von heute datiren, sonst müsste er Kuno oder Erwin heissen. Wir sind ja jetzt altdeutsch vom Kopf bis zu den Zehen, vom Spucknapf bis zum Briefpapier, und nur was das Talent betrifft, sind wir wahrhaft modern. Herr Gott, wie einfältig waren doch unsere Altvordern, die meinten, man müsse durch das Leben gereift sein, um das Leben zu verstehen, und ohne solchen Verstand sei ein Dichter nicht zu denken. Unsere Bübchen und Jungfräulein sind reif, wenn sie aus dem Mutterleibe kriechen. In einem Alter, wo man ehedem zu buchstabiren begann, macht man heute Sonette, wenn nicht gar Heldengedichte in Stanzen oder auch historische Dramen. Als ob es nicht genug wäre, einen Däumling in Pumphöschen die „Bürgschaft" oder „des Sängers Fluch" declamiren zu hören! Aber nein, das Gewürm muss auch selber dichten, und die Mama wird sicher nicht verfehlen,

die Gäste ihres Hauses auf die schöpferische Begabung ihres Söhnleins aufmerksam zu machen. Nachdem also der kleine Wütherich sein „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt Ihr nun mein Weib?" in den höchsten Fisteltönen herausgequiekt hat, wird er aufgefordert, auch etwas von seinem Eigenbau zu credenzen. Und richtig, auf allgemeines Verlangen legt er los und trägt eine bluttriefende Ballade vor, die einen Sturm von Beifall entfesselt. Die ganze Tischgesellschaft ergeht sich in Ausrufen des Entzückens, und das kniehohe Genie muss sich zu einer Rundreise um die Tafel bequemen, um so viel Küsse in Empfang zu nehmen, als die in dieser Hinsicht ausserordentliche Freigebigkeit älterer Damen nur zu spenden vermag. „Ja, das Talent, das Talent!" schnarren die fetten Enthusiastinnen um die Wette, indem sie ihren rothen, fleischigen Angesichtern einen schwärmerischen Ausdruck zu geben suchen. Doch all dieser Ruhm, all diese Anerkennung ist noch zu wenig. Es fehlt noch Eines, um den Triumph vollständig zu machen. So lange Kuno oder Erwin nicht gedruckt ist, gibt sich ein zärtliches Mutterherz nicht zufrieden. Zum Glück hat eine gütige Vorsehung für jedes Leid einen Trost geschaffen, und so gibt es denn eine stattliche Anzahl illustrirter Familienblätter, deren Räthsel- und Rösselsprungconsum der stärksten Production die Wage hält. Hier lagert die talentvolle Jugend ihre ersten Geistesfrüchte ab, und ist einmal der schwere Anfang überstanden, dann hilft Apollo schon weiter.

Es herrscht — um mit Lessing zu sprechen — eine wahre „poetische Dysenterie", und in anderen Kunstzweigen klagt man auch nicht über Verstopfung. Vor lauter Künstlern gibt es fast kein Publicum mehr. Unser schreibseliges Geschlecht wird es bald jenem biederen schwäbischen Magister nachthun, der ein Buch schrieb mit dem Titel: „Nachricht an das Publicum, warum ich bisher nichts für den Druck geschrieben habe und auch schwerlich künftig etwas schreiben werde." Man wird sich nachgerade entschuldigen müssen, kein Poet, kein Maler oder vollends nicht einmal ein Musiker zu sein. — Aber die Sache hat neben der komischen auch eine tragische Seite. Das systematische Aufpäppeln von Talenten, wie es gegenwärtig so schwungvoll betrieben wird, führt zu

Ergebnissen von gar nicht mehr harmloser Natur. Laufen sie nicht in allen Gassen herum, die nicht verstandenen, die verkannten, die unterdrückten Genies? Diese Menschen, die nichts gelernt, nichts gearbeitet, nichts geleistet haben und demungeachtet Ehre und Bewunderung fordern, die nicht sich selbst, sondern stets nur die verruchte Mitwelt anklagen, welche ihnen den gebührenden Ruhmeszoll vorenthält. Es sind das nicht lächerliche, sondern bedauernswerthe, weil für ewig verlorene Creaturen. Von diesem Höhepunkte der Verblendung aber führt noch eine Unzahl von Abstufungen bis zur nüchternen Besonnenheit hinunter. Nach Tausenden zählen die Männer und Frauen in allen Lebensstellungen, die in ihrem Berufe sich nicht glücklich fühlen, die höher hinausstreben, alle erdenklichen Kräfte in sich zu spüren meinen und von bescheidenem Genügen an einem engen Wirkungskreise nichts wissen wollen. Die Selbstüberschätzung, der Grössenwahn erfasst immer weitere Kreise. Wer insbesondere das Treiben der jüngeren Generation zu beobachten Gelegenheit hat, wird sich sagen müssen, dass die nächsten Decennien entweder eine Blüthezeit der Genies oder der Lumpen bringen werden. Das letztere ist aber wahrscheinlicher.

Darum nur immer zu, Ihr wackeren, klugen, liebevollen deutschen Mütter! Lehrt Eure Töchter nicht häusliches, sondern „künstlerisches" Walten, lehrt Eure Söhne die Wahrheit nicht sprechen, sondern declamiren! Rüstet Eure Kinder für das Conservatorium aus, nicht für die Schule des Lebens! Nicht mit der Ruthe, sondern mit Handschuhen; nicht streng und ernst, sondern weich und tändelnd müsst Ihr sie erziehen. Sie sind zu gut für die Arbeit, zu zart für die Plage, zu vornehm für den Schmutz des Daseins. Eure Söhne müssen Tagediebe, Eure Töchter Blaustrümpfe werden, würdig der gebildeten Welt, zu der Ihr Euch zählt, erhaben über den Pöbel, den Ihr verachtet. Das Leben ist ja ein Märchen voll Glanz und Duft und Poesie, und die rauhe Wirklichkeit nur eine Erfindung schwarzgalliger Pessimisten.

Solch eine Erfindung ist wohl auch die Fabel von dem „gebildeten Proletariat". Doch das Gerede von diesem Unding will gar nicht verstummen. Man begegnet langen Gesichtern und düsteren Mienen, wenn man davon spricht, und selbst

die Chinesen in unterschiedlichen Amtsbureaux wackeln darob mit den Köpfen. Sollte die Sache am Ende doch nicht so unbedenklich sein? Nicht möglich! Sie wollen gar nicht daran denken, gnädige Frau, ganz wohl! Aber geben Sie Acht, dass Ihr eigenes Geblüt Sie nicht einst zwinge, daran zu denken!

Das gebildete, oder richtiger: das verbildete Proletariat, diese angsterweckende Erscheinung, ist so recht geeignet, die Resultate der gemeinsamen Erziehungsarbeit von Schule und Haus zu vergegenwärtigen. Die Vielwisserei, die Oberflächlichkeit, das Hochhinauswollen, der ungesunde Ehrgeiz, der Mangel an Tüchtigkeit und der Ueberfluss an Zielen, die Verlotterung des Strebens und die Zersplitterung der Kräfte — das alles ist hier zu einem grauenhaften Schreckbild vereinigt. Die crassesten Typen treffen hier zusammen. Der verbummelte Student, dem es für sein Fach an Neigung wie an Begabung fehlte, für dessen Fortbildung aber trotzdem seine hungernden Eltern jeden Kreuzer vom Munde sich absparten, um sich selbst ein Alter voll Elend und Noth und ihrem Sohne ein verfehltes Leben zu gewinnen — dieser geist- und gottverlassene Sklave, der nun als Hauslehrer kümmerlich sein Brot verdient; der talentlose Schauspieler, der in einer Umgebung voll Glanz und Luxus aufwuchs und früh mit seinem grimassirenden Pathos im Kreise seiner Familie Beifall erntete, der später durch die heuchlerischen Lobsprüche jener zuthunlichen Freunde, die für eine gute Mahlzeit jede Leistung unvergleichlich finden, sich verlocken liess, seine Kraft der Bühne zu widmen; der schliesslich, nachdem er mit einer Landschmiere begonnen, im Tingl-Tangl endigt; der Geistliche, der bei seiner Congrua verhungert, der Arzt ohne Patienten, der Advocat ohne Clientel, der Winkel- und Taglohnschreiber, der Reporter, der Revolverjournalist, der Dichter, der keinen Verleger, der Dramatiker, der kein Theater findet, der Maler, der vom Copiren und Reparaturen lebt, der Pianist, der bei Hochzeiten aufspielt — sie alle, alle sind tief unglückliche Menschen, die theils aus eigener Schuld, zum grösseren Theile aber als Opfer eines unheilvollen Einflusses, der ihre Jugend beherrschte, immer tiefer in Koth und Schlamm versinken. Sie wurden auf eine falsche Bahn gelenkt, als ihr Wille noch zu schwach war, zu widerstehen, und müssen nun die Strafe

fremder Sünden leiden. Es nützt wenig, dem Lose dieser Parias ein paar Thränen der Rührung zu weihen oder die Hilfeflehenden mit socialistischen Phrasen auf die Zukunft zu vertrösten. Man muss das Ding sofort und am richtigen Fleck anfassen, wenn man ernstlich helfen will. Gebt der Jugend statt unverdaulicher Wissensbrocken eine nahrhafte Geisteskost, zeigt ihr den Weg, auf welchem sie durch gewissenhafte Arbeit zu einer gesunden Bildung gelangen kann, haltet sie zur Festigung ihres Wesens, zum Zusammenfassen ihrer Kräfte an, lehrt sie die Kunst mit vernünftiger Hingebung geniessen — und es wird anders werden. Die Halbbildung ist es, welche die Leute ausser Stande setzt, sich den realen Verhältnissen anzupassen, sich mit einer ihren Anlagen entsprechenden Beschäftigung zu bescheiden, sie ist es, welche Dünkel und Ueberhebung in alle Köpfe pflanzt. Die wahre Bildung ist niemals arbeitsscheu, sie fürchtet keine Plage und verachtet keine. Wer auf diesem Boden steht, der wankt nicht und trotzt dem Drange der Zeit durch seinen zielbewussten Willen.

Die Selbsterziehung aber, wie sie heutzutage geübt wird, ist des pädagogischen Geistes würdig, unter dessen Einwirkungen die Jugend emporblüht. Und darum ist es gewiss von Interesse, die Art und Weise zu betrachten, wie die gebildete Welt sich des wirksamsten aller Bildungsmittel bedient, die ihr das Leben zu bieten vermag — der Lectüre. Auch hier berühren wir wieder einen wunden Punkt des modernen Culturgetriebes. Die Menge literarischer Erzeugnisse schwillt von Jahr zu Jahr in einem Masse an, dass es kaum mehr eine Hyperbel ist, von einer gedruckten Sündfluth zu sprechen. Doch was auch immer gedruckt wird, es findet alles sein Publicum. Ohne Wahl und Sichtung wird munter ins Blaue hineingelesen, und wer sich ausschliesst von der literarischen table d'hôte, wird nicht zu den Gebildeten der Nation gezählt. Wenn die Menschen unsterblich wären, könnten sie mit der Zeit nicht verschwenderischer umgehen. Wie wenig hatte Schiller gelesen, und er war ein Dichter, und wie viel musste er später nachholen, um ein Schönredner zu werden! Doch was man ehedem Lesen nannte, würde heute nur ein mitleidiges Achselzucken erwecken. Liest man denn noch, um zu denken? Im Gegentheile, man liest, um des Denkens los zu

werden und würde es sehr sonderbar finden, wenn ein Autor irgend welche geistige Anstrengung von seinen Lesern beanspruchte. Halte doch Einer Umschau in seinen Bekanntenkreisen und frage einmal, wie viele unter den Leuten, mit welchen er verkehrt, ihre Lectüre ernst zu nehmen gewohnt sind. Es ist ja richtig, dass unser modernes Leben mit seinen starken Ansprüchen an die physischen und geistigen Kräfte dem Menschen wenig Musse übrig lässt. Aber sollten diese karg zugemessenen Stunden der Freiheit darum nicht doppelt geschätzt und ausgenützt werden? Fern sei es von uns, ein neues Puritanerthum zu predigen und dem Vergnügen, der Kurzweil, dem zerstreuenden Zeitvertreib ihr gutes Recht zu bestreiten. Dass man jedoch nebstbei auch etwas thun müsse, um nicht die geistige Zugehörigkeit zur Mitwelt zu verlieren, wird weder die tollste Genusssucht noch die kindlichste Einfalt zu verneinen wagen. Wenn man also zugeben muss, dass die Lectüre eine Nothwendigkeit sei, warum dann nicht lieber mit Bedacht und Sorgfalt lesen, statt nachlässig und mit seichtester Unterhaltungssucht? Wenn das Publicum nur einmal lesen lernte, wie anders müsste geschrieben werden!

Nun ist allerdings die Frage, was man denn eigentlich lesen solle, nicht so leicht zu beantworten. Schopenhauer gibt darüber eine Belehrung, die ebenso derb wie klar, ebenso grobkörnig wie einleuchtend ist: „Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft lesen . . . Weil die Leute statt des Besten aller Zeiten immer nur das Neueste lesen, bleiben die Schriftsteller im engen Kreise der circulirenden Ideen, und das Zeitalter verschlammt immer tiefer in seinem eigenen Dreck." Mit diesen kräftigen Sätzen ist der Nagel auf den Kopf getroffen. Die Sucht nach dem Neuen, dem Neuen um jeden Preis, ruinirt die Bildung und untergräbt die Kunst. — Und die Kritik? Wo ist sie, die streng und ehrlich ihres Amtes walten, die Lernbegierigen belehren, die Irrenden zurechtweisen sollte? Wer nicht naiv genug ist, alles für wahr zu halten, was gedruckt wird, und wer nicht so anspruchslos ist, etwa die „Blätter für literarische Langeweile" anregend und unterhaltend zu finden, wird bei den Epigonen Lessing's nur wenig entdecken, was ihn an ihren Ahnen erinnern könnte. So sieht sich das Publicum von

der Kritik verlassen und steht der Literatur rath- und hilflos gegenüber. Man liest einerseits zu hastig und zu viel, ohne eine Stunde der Zuflucht zu den Quellen reinen Kunstgenusses zu erübrigen; andererseits zwingt man die Schriftsteller, stets nach neuen Reizmitteln für den verwöhnten Gaumen ihrer Leser zu suchen. Weil man alles liest, darum florirt die Mittelmässigkeit; und weil man nur am Unerhörten Gefallen findet, darum verschwindet die echte Originalität und treten Gesuchtheit und Künstelei an ihre Stelle. Die gebildete Welt wird vom Novitätenfieber geschüttelt. Was vergangen ist, wird vergessen, was der Tag bringt, wird verschlungen. Der Dichter des Jahrhunderts wird von dem Dichter der Woche verdrängt. Was soll der Classicismus auf der Bühne? Fort damit! Die Première eines Kleinen „zieht" mehr als die Auferstehung eines Grossen. Das ist der literarische Nihilismus. Im Neuen aber sucht man erst recht wieder das Neue. Der Schriftsteller, der das Glück hat, ein packendes Motiv, einen sensationellen Stoff zu finden, ist ein gemachter Mann. Er kommt in Mode, und da gegenwärtig alles Modesache ist, Kleider und Möbel, Kunst und Wissen, Sitte und Glaube, mag der jeweilige Tageslöwe, ob er ein Handwerker oder ein Künstler, ein Philosoph oder ein Kanzelredner sei, dem Augenblicke abzujagen trachten, was im Handumdrehen für immer verloren sein kann. Selten hat man es so trefflich verstanden wie heute, das Eisen zu schmieden, so lange es warm ist. Das ist so die rechte Zeit für das Virtuosenthum jeglicher Gattung. Nicht umsonst steigt die Literatur in die Pharaonengräber hinunter, nicht umsonst wühlt sie den Staub alter Klosterbibliotheken auf, nicht umsonst reist sie nach dem Monde oder dem Mittelpunkte der Erde. Wo die Kunst in lauter Kunststückchen aufgeht, da ist ein goldener Boden für die Taschenspieler aller Art, ob sie nun in Trillern und Passagen, in Farbencontrasten oder in aufregenden Actschlüssen, in sentimentalen, naturalistischen oder was immer für Knalleffecten arbeiten. Deshalb wimmelt es von Virtuosen auf allen Gebieten, im Concertsaal wie in der Kunstausstellung, im Schauspielhaus wie in der Literatur. Die Kunstgriffe und Kniffe dieser armseligen Talmihelden, das, was man kleine Züge, feine Nuancen, geistreiche Details nennt und was in Wirklichkeit nur gröbste

Effecthascherei und schlaue Berechnung ist, diese Erbärmlichkeiten finden ein verständnissinniges Publicum und werden durch eine wohlbezahlte Reclame als unübertreffliche Geniestücke ausgetrommelt. Wer von solchem Götzendienste nichts wissen will, gilt als Narr und Sonderling, und wer gar dagegen protestirt, als Stänkerer und Krakehler.

Die athemlose Jagd nach dem Neuen mit allen Missständen, die sie nach sich zieht, hat unleugbar durch die so hoch gediehene Entwickelung des Zeitungswesens nachhaltige Förderung erfahren. Die Gegenwart lebt rasch, sie will schnell unterrichtet sein, um schnell wieder vergessen zu können. Viel Zeit zur Ueberlegung bleibt ihr nicht. Und so gewöhnt man sich das Blättern an und verzichtet auf das Lesen. Der Stoff, wie jedes Morgenblatt ihn bietet, ist zu umfangreich, als dass man ihn gründlich bewältigen könnte. Man lässt also fünf gerade sein und sieht dem Zeitungsschreiber nicht auf die Finger. Wozu auch? Er sagt ja alles, was man wissen will, und man will eben alles wissen. Wer könnte denn in Frieden leben, wenn er nicht heute noch erführe, was gestern der englische Premierminister über die orientalische Frage äusserte, und welchen Erfolg das Concert hatte, das vorgestern die Pianistin X. in Darmstadt gab? Es gibt Leute, die auf einen Leitartikel ihres Leibjournals wie auf das Evangelium schwören und der Meinung wären, ihre Bildung schwer zu vernachlässigen, wenn sie solch einen Artikel ungelesen liessen. Und dann hört man sie salbungsvoll den Spruch im Munde führen: Zeit ist Geld! Aber es gibt Andere, die nicht einmal mehr die Geduld besitzen, auch nur eine Zeitung ordentlich zu lesen, weil diese ihren Neuigkeitsbedarf nicht zu sättigen vermag. Ein richtiger Kaffeehausmensch muss ja täglich sein Dutzend Journale durchflogen haben; dann kann er mit dem Bewusstsein gute Nacht sagen, dass der Tag für seine Bildung nicht verloren gegangen sei. Eine Kaffeehausbildung ist eben auch nicht zu verachten.

Der Journalismus unterstützt alles, was ihn unterstützt. Und da er der Sensation bedarf, um zu leben, da er packen, fesseln, auf die Nerven wirken muss, um zu gedeihen, was Wunder, dass er das Sensationelle in allen Winkeln aufspürt! Wo es nicht ist, da schafft er es. Je abenteuerlicher eine Idee, desto

willkommener; je beispielloser ein Ereigniss, desto angenehmer. Das Nochnichtdagewesene ist sein Ideal. Er fragt nicht viel nach der Leuchtkraft eines neu auftauchenden Sternes. Wenn das Zeug nur flimmert und in die Augen sticht, wird es als Sonne begrüsst und man wetteifert in Kniefällen vor der vielverheissenden Erscheinung. Ein Beispiel für viele liefert jener französische Schriftsteller, der seinen Weltruf vorzüglich der deutschen Presse verdankt und dessen literarische Eigenthümlichkeit zugleich dem Bildungsgrade seines über alle Erdtheile verbreiteten Leserkreises ein so wenig schmeichelhaftes Zeugniss ausstellt. Kein anderer Autor zeigt in gleich lehrreicher Weise die Lectüre der gebildeten Welt in ihrer ganzen Hohlheit und Werthlosigkeit, wie der Erfinder jener literarischen Gattung, die man ihrer Zwitternatur entsprechend die wissenschaftliche Belletristik genannt hat. Man beginnt also seine astronomischen, physikalischen, geographischen Kenntnisse durch Romanlectüre zu erweitern! Das heisst doch seine Zeit weislich benützen, wenn man das seit den Schuljahren Vergessene bei Jules Verne spielend wieder aufzufrischen trachtet! Wir wissen wahrlich nicht, was höheres Staunen verdient, die Rohheit eines Geschmackes, der in solchen geschickt präparirten Erzeugnissen Kunstwerke sieht, oder die Findigkeit, mit welcher der gewandte Franzose die Schwächen seiner Zeitgenossen auszubeuten weiss.

Das Zeitungswesen hat die Literatur erdrückt und mit ihr den literarischen Geschmack. Wenn aber ein Ueberrest des letzteren von den Tagesblättern verschont blieb, ist er gewiss den illustrirten Wochen- und Monatsschriften erlegen. Diese Bilderbücher — sie sind ja nichts weiter — sind der üblichen Art zu lesen vollkommen angepasst, d. h. darauf berechnet, flüchtig durchblättert zu werden. Man beguckt die Illustrationen und liest allenfalls die beigegebenen Erläuterungen, wozu ein paar schale Reimlein beizusteuern auch namhafte Poeten nicht unter ihrer Würde halten. Was sonst noch an Text sich vorfindet, überschlägt man wohlweislich. Das wird nur von Backfischen und Gouvernanten gelesen — für diese ist ja alles gut genug. So sieht es mit den sogenannten „Familienblättern" aus, die zum Asyl des schreibseligen Dilettantismus und der trostlosen Mittelmässigkeit geworden sind.

Unter solchen Umständen ist es aller Anerkennung werth, wenn so vielfach und mit so grossem Eifer darauf hingearbeitet wird, dem wahrhaft Guten und Gediegenen, den unvergänglichen Meisterwerken deutschen Schriftthumes die grösstmögliche Verbreitung zu sichern. Dass hierbei der buchhändlerische Speculationsgeist in der Regel massgebender ist als die Rücksicht auf die Förderung der Volksbildung und der Literatur, thut den wohlthätigen Wirkungen solcher Bestrebungen keinen Eintrag. Eine Classikerausgabe folgt der anderen, die billigste wird bald durch eine noch billigere überboten, und so ist denn die Kenntniss und Werthschätzung guter Bücher in Volksschichten eingedrungen, die in dieser Beziehung vor Kurzem noch in tiefster Finsterniss lebten. Minder preiswürdig finden wir jedoch die Bemühungen zahlreicher Autoren und Verleger, den grossen Dichtern dadurch eine noch ausgedehntere Popularität zu gewinnen, dass man dieselben durch Commentare oder gar „Bearbeitungen" selbst der Kinderwelt zugänglich macht. Die Ehrfurcht, die man in anderer Richtung ins Läppische übertreibt, wäre gerade hier am Platze, wo in Verballhornungen für „höhere Töchterschulen" und die „reifere Jugend" das Unglaublichste geleistet wird. Fast noch verwerflicher als vollständige Umarbeitungen dünkt uns aber jene Sorte von commentirten Ausgaben, die durch die Aufdringlichkeit ihrer zumeist höchst überflüssigen Erläuterungen die Lectüre der misshandelten Dichtung einfach unerträglich macht. Oder sollte es wirklich Menschen geben, die solche Commentare benöthigen? Vor uns liegt eine neue Ausgabe von Goethe's Faust, die offenbar, um einem tiefgefühlten Bedürfniss abzuhelfen, in die Welt gesendet wurde. Der Herausgeber trägt einen bekannten Namen, es ist Herr Prof. Dr. H. Düntzer. Jede Seite des Textes ist am unteren Rande mit einer langen Reihe von Anmerkungen versehen, die so überaus sinnreicher und geistvoller Natur sind, dass uns der gelehrte Herr Professor wohl gestatten wird, einige derselben zu allgemeinem Nutzen und Frommen hier wiederzugeben. Die letzten Verse der „Zueignung" lauten bekanntlich:

„Ein Schauer fasst mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze, seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Wir denken, diese Verse müssten wohl für jeden Gebildeten verständlich sein. Herr Düntzer aber denkt nicht so und fühlt sich bewogen, folgende Erklärungen hinzuzufügen: „Strenge, männlich starke. — Was ich besitze, das Glück, das ihm jetzt zu Theil geworden, besonders Familie, Freunde und Stellung (!) — Wie im weiten, gleich schattenhaft in der Ferne sich zeigenden Gestalten, im Gegensatz zu den Schatten, die er jetzt als lebendige Wirklichkeit vor sich sieht." Ist es nicht ein Segen für das deutsche Volk, solch einen erleuchteten Commentator zu besitzen? Wer wäre sonst auf die Idee gekommen, dass „streng" so viel wie „männlich stark" bedeute, und wer hätte sich vollends die dunkle Stelle „was ich besitze" zu enträthseln vermocht, würde nicht Herr Düntzer herausgebracht haben, dass Goethe dabei „besonders" den Weimar'schen Hofdienst im Auge hatte! Im „Vorspiel auf dem Theater" spricht dann der Director die scheinbar leicht fasslichen Verse:

„Die Pfosten sind, die Bretter aufgeschlagen,
Und jedermann erwartet sich ein Fest."

Herr Düntzer bemerkt dazu: „Ein Fest, Vergnügen." Geht Dir ein Licht auf, unwissender Leser? Zu dem Vers „Solch ein Ragout, es muss euch glücken" lesen wir die Anmerkung: „Ragout, ein aus mancherlei Theilen bestehendes Gericht." Der „Prolog im Himmel" erscheint Herrn Düntzer schon durch den Titel erläuterungsbedürftig. „Himmel, hier vom Allerheiligsten Gottes und den Wohnungen der Engel." Am Ende hätte Jemand geglaubt, es sei der Frohnleichnamshimmel gemeint! Mephistopheles erzählt dem Herrn von dem Treiben der Menschen und sagt in seiner gewohnten populären Ausdrucksweise:

„Von Sonn' und Welten weiss ich nichts zu sagen;
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen."

Gleich erwischt ihn das commentirende Echo und bemerkt: „plagen, quälen." Und wenn es weiter heisst: „In jeden Quark begräbt er seine Nase," flugs steckt Herr Düntzer seine Nase ins Buch und schreibt: „begräbt, steckt." Natürlich, wer den Faust ohne Anmerkungen liest, der denkt: „In jeden

Quark begräbt er seine Nase?" Was heisst denn das? Schneidet er sich die Nase ab, um sie dann in irgend einem Quark zu bestatten? O nein, belehrt Euch der Commentator, „begräbt" heisst so viel wie „steckt" — begreift Ihr nun? I, das wäre! ruft Ihr und der Mund bleibt Euch vor Ueberraschung offen stehen. Ist das ein Mann, dieser Düntzer! Welcher Tief-, Weit- und Scharfblick! Ein wahrhaft profundes Ingenium! Wenn Goethe's Faust heute überhaupt noch gelesen wird, so weiss man, wem es zu verdanken ist. Baut ihm ein Denkmal, nämlich dem Commentator! Subscribirt für ein Nationalgeschenk! Wer weiss, ob der grosse Goethe im Stande gewesen wäre, die Werke des Herrn Prof. Dr. H. Düntzer in gleich vortrefflicher Weise zu erläutern?!

Ein Mann, der solche Ungereimtheiten vorbringt, muss auf ein Publicum von fabelhafter Denkfaulheit rechnen. Möglicherweise hat er Grund dazu. Ist er doch nicht der Einzige, der dieses Handwerk treibt! Wie Viele gibt es, die gleich ihm sich an die Rockschösse hervorragender Geister hängen, damit von deren Ruhme auch für sie selber ein Brocken abfalle. Man sucht sich irgend einen verstorbenen Dichter aus, durchwühlt dessen Tagebücher, Briefwechsel, Wäschezettel und Küchenrechnungen, publicirt dessen ausgewählte, gesammelte, ungedruckte und nachgelassene Werke, veranstaltet kritische Ausgaben, schreibt eine bändereiche Biographie, mit einem Worte, man nährt sich von dem Todten wie die Würmer vom Aase. Wer für eine solche Thätigkeit die nöthige Geduld besitzt, kann sicher sein, für sein eigenes Verdienst einen Theil des Glorienscheines zu ergattern, mit welchem er seinen Helden — und Ernährer — zu umgeben weiss. Wie man sieht, ist der Ruf der Gelehrsamkeit heute eine billige Waare. Und die Producte solchen Fleisses finden nicht nur Verleger, sondern auch Leser. Die gebildete Welt hat sich ein wohl noch aus den Tagen des ästhetischen Thees überkommenes Interesse für literarhistorische Lectüre bewahrt. Nirgends auf Erden wird so viel über die Poeten und so wenig von ihnen gelesen wie in Deutschland. Wie wohl thut es auch, über literarische Themen mitreden zu können, ohne sich mit Bildungsmucken, wie etwa mit dem Lesen Herder's oder Lessing's plagen zu müssen! Ist es nicht um Vieles bequemer, die

Urtheile Anderer nachzusagen, als sich durch eigene Lectüre und eigenes Nachdenken ein selbstständiges Urtheil zu bilden? Was das Bequemste ist, das ist das Beste — mögen die Weltverbesserer keifen, so viel sie wollen! Soll man vielleicht auf eine Tarokpartie verzichten, um die „Hamburgische Dramaturgie" zu studiren? Nur keine idealistischen Narreteien! Dramaturgie genug, wenn man die Sonntagsfeuilletons über das Burgtheater liest. — Die Wichtigkeit der Lectüre? Redensarten! Man liest, um sich zu unterhalten. Lebt man denn nur, um die Stirne zu runzeln und den Kopf hängen zu lassen? „Heisa, vertreibt die Zeit, ehe sie Euch vertreibt!" Auswahl des Lesestoffes? Man hat andere Dinge, deren halber man sich den Kopf zerbrechen muss. Solche Ueberspanntheiten fehlten Einem gerade noch. Man hat ohnehin mit dem Leihbibliothekar das Abkommen getroffen, dass er stets das Neueste und Beste zu senden habe. Ist das nicht genug?

Der Leihbibliothekar ist Gottes Stellvertreter in der Bücherwelt. Mütter vertrauen ihm ihre Töchter an: er muss ja wissen, was für junge Mädchen passt. Und da die jungen Mädchen den Hapttheil des belletristischen Lesepublicums bilden, lässt sich ermessen, mit welch bestimmender Macht der Leihbibliothekar die Geschicke der Bücher und ihrer Autoren lenkt. Gar oft ist er es, der über Leben und Tod entscheidet, und sein von Mund zu Mund sich fortpflanzendes Urtheil gilt manchmal mehr als das des gefürchtetsten Recensenten. Vielleicht hat just dieses heimliche Gericht, diese im Finstern schleichende Strafgewalt den Unmuth jener Schriftsteller erregt, die kürzlich der Leihbibliothek Fehde angesagt und mit allerlei Rüstzeug gewappnet wider die angebliche Urheberin alles literatischen Unheils zu Felde ziehen. Nun wird sich zwar Niemand für die Leihbibliothek als einen Hort der Cultur erwärmen; zieht man jedoch die geringe Kauflust in Betracht, die der Deutsche von jeher dem Büchermarkte gegenüber bewiesen hat, so wird man kaum leugnen können, dass die Kenntniss gerade der allerneuesten Literatur durch die Leihbibliothek, und nur durch diese, verallgemeinert wurde. Und glaubt man wirklich, die Leute würden die Bücher, welche sie jetzt aus der Leihbibliothek entlehnen, in Ermangelung einer solchen — kaufen? Wir denken, sie würden

weder kaufen noch lesen. Die Leihbibliothek wird blühen, so lange die Halbbildung blüht, und hat demnach die besten Aussichten, alle ihre Widersacher zu überleben. Wir citirten bereits jene schlichten Worte Schopenhauer's, die wie ein Gemeinplatz klingen und doch so wenig beachtet werden: „Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft lesen." Schade, dass die Weisheit nicht in Musik gesetzt werden kann, sonst müsste dieser Satz von allen Drehorgeln abgeleiert werden, um doch endlich das Ohr der gebildeten Welt zu finden. So lange aber das gerade Gegentheil jener Lehre geschieht, so lange es ein Grundsatz des Publicums bleibt, das jeweilige Lesefutter vom Zufall bestimmen zu lassen und jedes Buch ohne Unterschied nur einmal zu lesen, wird Jedermann, der nicht ein Krösus ist, der Leihbibliothek nicht entrathen können.

Wer ein Uebel mit Erfolg bekämpfen will, muss die Ursachen und nicht die Symptome desselben beseitigen. Wer es mit der Bildung des Volkes ehrlich meint, braucht nicht Windmühlen anzugreifen, er findet würdigere Gegner. Er sieht sich umgeben von einer kalten und harten Welt, die im Glanze falscher Geschmeide prunkt, das Gute und Schöne missachtet, jeden edlen Drang bespöttelt, jeden reinen Trieb verlacht und der Dummheit und Lüge Altäre baut. Hier ist Raum und Gelegenheit in Ueberfluss zu werkthätigem Schaffen. Voll der innigsten Liebe zu unserem Volksthum sprechen wir den Wunsch aus, dass es der deutschen Nation vor allen anderen gegönnt sein möge, durch die wüsten Disharmonien der Zeit zur inneren Harmonie zu gelangen. Wer würde nicht mit tausend Freuden die gebildete Welt für ein gebildetes Volk hingeben! Vielleicht ist unser halsstarriger Pessimismus daran schuld, dass uns die Auspicien dieser Entwickelung nicht allzu günstig scheinen.

GEGEN DEN STROM.

In der Wintersaison 1884/85 erschienen von „Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft":

I. Heft. **Nur nicht österreichisch!** Von Dr. Albert Ilg. Zweite Auflage.

II. „ **Wien war eine Theaterstadt.** Von Adam Müller-Guttenbrunn. Dritte Auflage.

III. „ **Unsere Kunstpflege!** Von Prof. Julius Deininger. Zweite Auflage.

IV. „ **Der Roman, bei dem man sich langweilt.** Von Gustav Schwarzkopf. Zweite Auflage.

V. „ **Das gemüthliche Wien.** Von C. Karlweis. Zweite Auflage.

In der Saison 1885/86 erschienen bereits:

VI. Heft. **Nach der Schablone. Das Vorrecht der Frau.***)

VII. „ **Die gebildete Welt.**

VIII. „ **Unsere Künstler und die Gesellschaft.**

IX. „ **Die Lectüre des Volkes.** Dritte Auflage.

X. „ **Der Schutz der bürgerlichen Ehre.**

(Die Fortsetzung erscheint im Winter 1886.)

Preis pro Heft 30 kr. = 60 Pf.

*) Die Verfasser der diesjährigen Flugschriften werden im XI. Hefte genannt, welches in der Wintersaison 1886/87 erscheint.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

IX.

UNSERE KÜNSTLER UND DIE GESELLSCHAFT.

Schrei', Kunst, und klag' dich sehr; dein begehrt heut' Niemand mehr! — Diesen energischen Stossseufzer hat ein Maler des XV. Jahrhunderts auf sein Gemälde gesetzt und es damit in die Welt geschickt. Der alte Meister wird seine Gründe gehabt haben, ihn auszustossen, und auch so mancher Moderne ist der Meinung, dass er nicht ohne Grund verfahren würde, wenn er in den Satz des alten Künstlers einstimmen wollte.

Soviel auch heutzutage allerorten von Kunst geschrieben und gesprochen werden mag, so ist doch nicht zu leugnen, dass so manche hochwichtige Seite dieses Gegenstandes viel zu wenig in Betracht gezogen wird. Eine einfache Beobachtung der alltäglichsten Vorkommnisse auf diesem Gebiete würde die lehrreichsten Wahrnehmungen liefern. Betrachten wir z. B. einmal den gegenwärtigen Stand der gesellschaftlichen Stellung unserer Künstler und des Kunstgeschäfts — wenn der profane Ausdruck gestattet ist — und ziehen wir in Erwägung, wie sich in unseren glorreichen Tagen ihre sociale Stellung, wie ihre Aussichten auf Erwerb und Erfolg verhalten — es wird uns daraus so manches Beherzigenswerthe resultiren!

Die Einnahmsquellen für unsere Maler und Bildhauer — von den Architekten, deren Verhältnisse sehr verschiedene, wenn auch kaum minder ungünstige sind, mag ein andermal

besonders die Rede sein — versiegen leider immer mehr und mehr. Längst sind die goldenen Zeiten dahin, als eine stattliche Zahl von reichen und besitzfreudigen Mäcenen gewohnt war, directe Bestellungen zu machen, die Künstler in ihren Heimstätten aufzusuchen und ihnen die halbfertige Arbeit von der Palette, vom Modellirtische, gleichsam die Traube am Stocke, wegzukaufen. Zum mindesten sind diese Liebhaber selten geworden. Das geschwächte Interesse für die Sache hat zur Folge, dass man die Bemühung, in den Ateliers den Kunstwerken nachzugehen, gewissermassen die Schürfarbeit nach den Goldkörnern im Schachte, scheut; ist denn nicht in der Ausstellung die angenehme Einrichtung geboten, mit aller Bequemlichkeit aus einer grossen Menge wählen zu können? Man hat da die Speisekarte vor sich, von der man sich das Convenirende nur so herunterzulesen braucht, und sieht alles zudem bereits ganz fertig vor sich, wie es den Salon dann zieren wird! Die Liebhaber in den alten Zeiten hatten es keineswegs so bequem; es gab keine solchen Sklavenmärkte der öffentlichen Expositionen, aber sie waren eben noch nicht nöthig, weil der einstige Mäcen die Mühe nicht scheute, und gar keine Mühe, sondern vielmehr das besonderste Vergnügen darin erblickte, in die Werkstätten zu gehen, das im Beginn Begriffene zu beschauen und zu Neuem die Anregung zu geben.

In Letzterem liegt der Schwerpunkt der Sache, das eigentlich ethische Moment für die Kunst und ihr Gedeihen. Durch den Verkehr mit den Künstlern, durch den Gedankenaustausch zwischen Consumenten und Producenten im Atelier, kam der eigentlich rechte Geist in die Sache. Der Besteller wurde dadurch in einem gewissen Grade geistiger Mitarbeiter, er hatte einen edleren Antheil an dem Kunstwerke, als das blosse Auswählen und Bezahlen gewährt. Ihm wurde dadurch die Freude an dem Kunstwerk erhöht, zu dem ein Gedanke, ein Wort seines Gespräches mit dem Künstler vielleicht den ersten Anlass geboten hatte, und dem schaffenden Meister gewährte es ein höheres Gefühl, wenn er dachte, dass seine

Arbeit mit der geistvollen Bemerkung des ihn hochschätzenden vornehmen Herrn, des berühmten Gelehrten, des gefeierten Dichters, des weltkundigen Kaufherrn oder der geistreichen Dame zusammenhänge. Auch dem Gegenständlichen und Inhaltlichen der Leistung aber kam eine so beschaffene Genesis wohl zu statten. Eine Menge intimer Züge, individueller Wendungen voll echter Charakteristik gelangten auf diese Weise in das Kunstwerk: Zeugen dessen sind die zahlreichen Familienbilder, die Cabinetstücke der alten Niederländer und Spanier, an denen eine so grosse Fülle von feinen Einzelheiten, Eigenthümlichkeiten und individuellen Momenten beweist, dass sie aus dem tiefen Bedürfniss kunstliebender Menschen zu eigener Seelenfreude hervorgegangen sind, nicht aus einem stumpfsinnigen, banalen und gewohnheitsmässigen Gebrauche. Und wie herrlich wussten die alten Maler dieser privaten Kunstliebe zu entsprechen!

Wir heucheln heutzutage eine unbegrenzte Vorliebe für den Künstlerstand. Die Gesellschaft decorirt sich gar zu gerne mit den liebenswürdigen Göttersöhnen, in denen man nach altem Herkommen und, wie es in den Romanen geschildert zu werden pflegt, glücklichere, fröhlichere Erdenkinder zu erblicken sich gewöhnt hat. Je schwerer und düsterer das Leben des Politikers, des Geschäftsmannes, in diesen Tagen sich gestaltet, desto willkommener heisst man die Vertreter eines Standes, dem die goldene Phantasie, der Idealismus das Dasein schmücken soll — angeblich! — von diesem sorgenfreien, begeisterten Völkchen erwartet man Erheiterung nach den Sorgen des pflichtgemässen Schaffens, daher der Salon und die öffentlichen, allgemeinen Vergnügungen ihrer gar nicht entrathen können. So wurde denn der moderne Künstler zur unentbehrlichen Decoration unserer Soiréen, zum Arrangeur unserer Unterhaltungen, zum gesuchtesten Prunkobject des gesellschaftlichen Lebens. An der Tafel gehört der berühmte Historienmaler X. an der Seite des grossen Philosophen Y., des gefeierten Dramatikers V., des Componisten W. und des Schauspielers Z. so nothwendig zum

Anstand des Ganzen, als in dem Menu des Diners saumon du Rhin, bécasses oder salade romaine üblicherweise nicht fehlen dürfen. Wir lassen uns gerne mit ihm in der Loge oder auf der Promenade sehen, zeigen Skizzen und Albumblätter von seiner Hand in unserem Salon und schwelgen in dem Vorzug vor anderen Sterblichen, wenn bei der Ausstellung seines neuesten Gemäldes im Künstlerhaus der grosse Meister uns selbst den Cicerone macht, während die übrige, den Athem anhaltende Menge rings um uns und ihn respectvoll im Halbkreis zurücktritt und ehrfurchtsvoll den Orakelworten lauscht, die uns gegolten haben. Vielleicht eröffnet er auch den Ballabend mit unserer Frau oder Tochter, vielleicht hat er uns — nur uns — verrathen, dass er auf dem bevorstehenden Gschnasfeste als altägyptischer Rastelbinder erscheinen werde, und von uns erfährt die Stadt erst diese Merkwürdigkeit — kurz, durch hundert Bande ist uns der Götterliebling verbunden, ein Ingrediens unseres gesellschaftlichen Daseins, ohne das wir kaum zu existiren vermöchten.

Und was thun wir denn für ihn, für den Stand, dem er angehört, der eine so köstliche Zierde unserer Existenz bildet, abgesehen von den Mittagessen, den Einladungen in die Loge und in die Equipage? Damit nehmen wir's leicht. Das endlose, grosse Weh der heutigen Künstlerschaft, ihre Noth und materielle Sorge in diesen Tagen des mangelnden echten Sinnes für die Kunst, das überlassen wir ruhig dem Staat, der mit Stipendien, Preisen, Romreisen und öffentlichen Aufträgen den Jammer, so gut oder schlecht es eben gehen mag, in seiner Weise stillen soll. Um das werden wir uns bei unseren ernsten Geschäften doch nicht kümmern? Wir zahlen dazu zum Theile auch unsere ohnehin schweren Steuern. Der Staat hat vielmehr die natürliche Gegenverpflichtung, uns dafür aus seinen Unterrichtsanstalten und sonstigen Einrichtungen die tüchtigen und fertigen Künstler zu liefern, welche dann geeignet sein sollen, unsere Gemächer mit hübschen Bildern und Statuetten, sowie mit der leben-

digen Wanddecoration von Berühmtheiten zu garniren, geradeso wie er sie andererseits auch aus seinen Universitäten, Musikschulen etc. in Bereitschaft zu halten hat.

Aber, wir lassen es ja auch an einer wirklichen Gegenleistung für den Künstler nicht fehlen. Wir thun doch etwas für sein Interesse: wir kaufen die neuesten, natürlich nur die allerneuesten, Schöpfungen seiner Hand. Sobald sein Name bereits mehrmals mit besonderer Hervorhebung in den Ausstellungs-Recensionen zu lesen war, sobald wir vernommen haben, dass der oder jener hohe Herr ihn im Atelier besucht oder im Künstlerhaus freundlich gegrüsst habe, nachdem bereits unser Geschäftsconcurrent seiner Frau mit einem seiner Bilder ein Geburtstaggeschenk gemacht hat oder unser Tapezierer versicherte, dass das Colorit seines Pinsels zu den dunkelgrünen Tapeten unseres Empfangszimmers „reizend" stehen müsste, dann ist es Zeit, an dem Goldrahmen seiner jüngsten Leinwand im Künstlerhaus den blauen Zettel mit den Worten: „Angekauft von Herrn N. N." anheften zu lassen. Das Secretariat ist so freundlich, alle vierzehn Tage den Journalen die neuesten Erwerbungen auf der Ausstellung mitzutheilen. Kommt dann ein fremder Gast in unsere Behausung, so haben wir den doppelten Genuss, erstens auf seine Frage nach dem herrlichen Gemälde zu berichten: „Das habe ich auf der letzten Jahresausstellung gekauft, der Fürst A. wollte es mir wiederholt abnehmen, aber ich denke wahrhaftig nicht daran!" Und auf die weitere Frage nach dem Meister: „Du lieber Rubens, erlaube, dass ich Dich dem Herrn vorstelle!" Es geht das sehr leicht, denn der Rubens ist bei solchen Gelegenheiten in der Regel ganz in der Nähe.

Und was kaufen wir denn von den Erzeugnissen seiner Hand? Nun, das ist wieder einfach. Dasjenige, was zuletzt eben besonderes Aufsehen machte und allgemein gepriesen wurde. Wir haben dabei weiter keinen speciellen Wunsch, kein individuelles Bedürfniss. Feierte die letzte Kritik des anerkannten Kunstschriftstellers B. seinen Tod Cäsar's, nun, so kommt eine meisterhaft gemalte Blutlache in den Salon;

hätte er statt der That des Brutus Melonen und Gurken gemalt, so wäre das Bild eben über das Buffet gehängt worden. Eigene Ideen der Stoffwahl leiten uns in dieser Hinsicht lediglich in dem einen schönen Falle, wenn wir in die erfreuliche Gelegenheit kommen, zu dem Meister zu sagen: „Malen Sie mich mit der Eisernen Krone, Verehrtester!" Dass wir jemals an ihn herantreten könnten und sprächen: „Freund, ich habe Ihre Richtung, Ihr Streben seit Langem beobachtet und glaube auch, es verstanden zu haben. Ihre Ideen harmoniren vielfach mit meinen eigenen. Ich habe daran gedacht, wie ihre Kunst wohl ein reizendes Erlebniss schildern möchte, das mir einst auf einer Reise in Frankreich begegnete. Lassen Sie sich erzählen! — — —" Oder aber: „Ich bewundere die scharfe, realistische Kraft, mit der Ihr Pinsel die ernstesten Seiten des socialen Lebens zu schildern weiss. Lassen Sie sich aus der Zeit meines Ringens um die Existenz, als ich noch ein armer, in Noth und Sorge schwebender, kühner Anfänger war, eine Situation ergreifendsten Ernstes beschreiben, die mir künstlerisch wohl verwerthbar scheint, und welche ich, von Meisterhand aufgefasst, in diesem Hause des Reichthums als Denkmal meiner Vergangenheit gerne an der Wand erblicken möchte." — Oder endlich: „Ihrer Erfassung der Geschichte fehlt es an der rechten Durchdringung des Geistes der Alten. Die Wahl Ihrer diesbezüglichen Stoffe zeigt, dass Sie an der Oberfläche ihres Lebens und seiner Erscheinungen stehen bleiben, ohne die tieferen Gründe ihres ethischen Wesens erkannt zu haben. Da ist mir unlängst in der Lectüre des Tacitus eine kurze Schilderung aufgestossen, die uns so ernst, so klar in den Geist jener Zeiten versetzt, dass das Bild sich vor meinem Auge sofort künstlerisch gestaltete; das sollten Sie lieber malen, als blos römische Blumenmädchen, die alles Andere sind, als Römerinnen trotz ihrer Costüme. Hören Sie die Stelle!"

Dass wir jemals so und ähnlich sprechen sollten zum Künstler, als dessen Freund und geistiger Genosse; stolz und freudig, ihm etwa nützen zu können, zu seiner Entwicke-

lung ehrlich beizutragen, unsere liebsten, heimlichsten Ideen seiner Schaffenslust entgegenzubringen — das fällt uns nicht im Traume ein! Wer wird sich auch erst plagen mit Ideen für den Künstler; die hat er ja selber zu besorgen als einen Theil seiner Leistung, die ihm ja auch sammt der Idee honorirt wird! Selbstverständlich richten sich die ohne allen geistigen Nexus mit ihren Consumenten bleibenden Künstler, oder richtiger Bilderlieferänten, daher auch möglichst praktisch auf die allgemeine Nachfrage und die gangbaren Artikel ein, wie die Händler mit fertigen Kleidern nach der neuesten Pariser Mode. Und so verflacht sich denn alles immer mehr, so gerathen wir immer tiefer in die öde Heide unseres schablonenhaften Kunstwesens hinein, in der es nur lauter gleiches Heidekraut gibt, das emporwächst, und lauter gleiche Heideschafe, die es abweiden.

Es fällt uns ferner ebensowenig ein, nachzudenken, ob neben den gefeierten Helden der Palette nicht vielleicht mancher vielversprechende, hochbegabte Tirone existire, dessen unbeachtetes Schaffen nur des belebenden Thaues der Förderung bedürfe, um zur vollen, edlen Kunstblüthe heranzureifen. Es kommt uns gar nicht in den Sinn, welche wunderbare, edle Lust es sein müsste, einen im tiefsten Schacht versteckten Edelstein gefunden, ihn liebe- und mühevoll zu Tage gefördert, polirt und facettirt zu haben und sich dann mit seinem Glanz zugleich des eigenen Werkes zu freuen! Derlei Mäcenatenthum übt man wohl an der schwächeren Hälfte des mimischen Kunstjüngerthums,. die Recruten des Pinsels und des Meissels aber haben die Verpflichtung, sich selber durchzuschlagen. Er soll warten, bis er einen Namen hat, dann wird man seine Sachen so gut kaufen, als jetzt die des berühmten X! Freilich, verhungern darf er bis dahin nicht, oder sich erschiessen, denn Todte malen keine Bilder. Aber gewiss kann Niemand von Einem verlangen, dass man so ein Ding ohne Namen erwerbe, denn, wenn es sogar nicht übel sein mag, was hat man von dem Besitze? Höchstens, dass die Leute denken: „Nun ja! ein Bild von X. ist

ihm eben zu theuer, jetzt möchte er den Anfänger mit Gewalt hinaufschrauben, damit es aussehe, als besitze er auch Sachen von ausgezeichneten Künstlern!"

Die innige Verbindung und das geistige Zusammenleben des bildenden Künstlers mit der Gesellschaft hätte jedoch noch einen anderen, wesentlicheren Nutzen für die Kunst, selbst als denjenigen, dass sie derselben häufigere Beschäftigung und lebenswahrere Stoffe zuführen würde, — sie hätte den wohlthätigsten Einfluss auf den Künstler als Menschen selbst, auf seine Erziehung und innerliche Bildung. Denn, wer durch sein geistiges Schaffen seiner Zeit voll und ganz genügen soll, der muss frei in der geistigen Sphäre derselben athmen, und, möge er sich dabei auch ein unabhängiges Urtheil bis zur Gegnerschaft wider die Principien der zeitgenössischen Welt selbst bereiten, — dennoch in erster Linie ein vollkommener Kenner derselben sein. Solches aber mangelt unseren Künstlern in der Regel hauptsächlich. Nur wenigen hat es ein günstiges Geschick vergönnt, durch glücklichere und weitere Verhältnisse ihrer socialen Position sich neben ihrem fachlichen Können auch jene höhere Stellung, jenen weiteren Blick, jene Kenntniss der Menschen und ihres Treibens zu erringen, welche allein dazu genügt, um den Historienmaler aus einem blossen Illustrator der Geschichte und des Lebens zu einem Tacitus oder Plutarch des Pinsels, um den Genremaler aus einem seichten Bildchenfabrikanten zum Sittenschilderer, zum Aristophanes oder Juvenal seiner Zeit zu machen. Die Meisten sind aus ärmlichen Verhältnissen herangewachsen, haben Noth und Mühe genug gehabt, um nur in den rein technischen Studien ihres Faches sich, allen widrigen Umständen zu trotz, bis zu jener Höhe durchzuarbeiten, wo von einer manuellen Fertigkeit wenigstens die Rede sein darf; sie haben sich mit eisernem Fleiss und hundertfachen Entbehrungen, durch Schulen und Akademien, Romreisen und Preisaufgaben, endlich glücklich bis zur Selbstständigkeit durchgeschlagen, und, wenn dies alles geglückt ist — wobei schon Hunderte auf halbem Wege gescheitert sind — dann

glauben die Uebrigen fertig zu sein, glauben, schon Alles zu besitzen, zu können, was zur Erreichung der höchsten Triumphe nöthig ist, dann warten sie nur auf die grossen, ihrer Vortrefflichkeit entsprechenden Aufträge! Aber, es fehlt dann den Aermsten in der Regel zu all ihren Vorzügen nur eine Kleinigkeit, nämlich alles mit Ausnahme dessen, dass sie Malen oder Modelliren können nach technischen Gesichtspunkten, dass sie mit mehr oder minder grossem Geschick nach denjenigen Vorbildern arbeiten, die ihnen ihr Lehrgang in den Weg gebracht hat, oder, die sie sich vielleicht auch selber ausfindig machten. Ausser ihrer Kunst — das Wort im rein etymologischen Sinne von „Können" abgeleitet — sind ihre Kenntnisse zumeist äusserst dürftig, ihr Wissen höchst mangelhaft, ihre Bildung, sowohl im allgemeinen Sinne, als in demjenigen des von ihnen erwählten Faches, sei es Historie oder was immer, ungenügend. Und mit solch lückenhaftem Rüstzeuge gehen sie nun an ihren Beruf: in sinnlich-wahrnehmbarer Erscheinung dem Geiste ihres Zeitalters für alle Zukunft sprechenden Ausdruck zu verleihen!

Die culturhistorische Mission des bildenden Künstlers ist keine geringere als diejenige des Dichters und des Geschichtsschreibers. Was aber wäre von Vertretern dieser Fächer zu halten, welche nur so schnell als möglich über die Schwierigkeiten der Technik ihres Berufes hinauszukommen strebten, sich die nöthigste Gewandtheit der Eloquenz, der Stilistik, der Metrik, der Prosodie anzueignen suchten, und, soweit gekommen, sich nun kecklich daran machten, „die Welt, und was sich darin bewegt" zum Gegenstand ihrer Schilderung, Würdigung und Beurtheilung zu machen! Man wird erwidern: ja, der Dichter, der Schriftsteller, geniesst eine gründlichere geistige Bildung, neben seiner rein technischen, als der bildende Künstler! Und der Einwurf hat eine gewisse Berechtigung, seine Würdigung führte uns auf ein hier nicht zu erörterndes Capitel; auf die Untersuchung des dürftigen akademischen Unterrichtes unserer

Künstler, jedoch, eben, wenn diese Bemerkung Grund hat, so ergibt sich daraus mit um so grösserer Bedeutung die Richtigkeit der Behauptung, dass ein intimeres, gesundes Zusammenleben derselben mit der Gesellschaft für erstere von unschätzbarem Werthe sein müsste. Denn nur der innige, edelste Verkehr mit der Gesellschaft, mit den mannigfachsten Factoren und Repräsentanten des geistigen Strebens, vermöchte dem begabten und selber strebsamen Künstler denjenigen Sporn zu geben, der ihn veranlassen könnte, seinem bereits gewonnenen Können auch das erforderliche Aequivalent des Wissens und der Bildung, des unbeschränkten, grösseren Blickes über Menschenthum und Welt hinzuzuschaffen, das seine einseitige Bildung in ihm vernachlässigt hatte.

Es läge hier nahe, Beispiele aus der Geschichte der Kunst zur Erhärtung meiner These zu citiren. Ich könnte sehr wohl an Raphael erinnern, der aus seiner abgelegenen umbrischen Heimat gar dürftig berathen und gebildet gekommen, erst in Florenz und Rom durch den Umgang mit feinen Weltmenschen sowie mit gelehrten Capacitäten, Männern, wie dem Verfasser des berühmten Buches vom Hofmanne, Graf Baldassare Castiglione, oder mit einem Bembo, Taddeo Taddei, Traversari etc. dahingelangte, gedankentiefe Geistesschöpfungen, wie die Disputa oder die Schule von Athen, zu entwerfen. Man könnte unseres edlen, unermüdlich strebenden Albrecht Dürer's gedenken, der, in eng beschränkten Grenzen einer Handwerker-Erziehung aufgewachsen, sich mit rührendem Ringen nach Veredlung in die Kreise seines Freundes Pirkheimer drängt, um aus dem Verkehr mit den dort das Wort führenden gelahrten Häusern seine schlichte Kunst mit den Brosamen classischer Bildung aufzunähren, die da von ihrem Tische gefallen waren! Von Bolognas Carraccis wäre zu reden, welche, als Künstler selber, in richtiger Erkenntniss, sie, die Abkömmlinge des Schneiders und des Fleischers, es zur Errichtung der ersten Akademie brachten, in welcher Geschichte und Mythologie und andere

Wissenschaften den Jüngern der Kunst gelehrt wurden. Und endlich, im umgekehrten Sinne, wäre auf das Glückskind, auf den Götterliebling, Rubens, hinzuweisen, dem schon in frühester Jugend eine weise Erziehung sowohl die volle humanistische Bildung seiner Zeit, als eine edle Bildung der Umgangsformen in den Kreisen der Vornehmen zu Theil werden liess, dem die gütige Natur zwar bereits Gewandtheit und Talent aller Art gegeben, dem aber die geistige Richtung seiner Zeit auch das Glück verlieh, dass die Gesellschaft jener Tage ihm nicht blos viel Geld für seine schönen Bilder zahlte, sondern, den ein Albrecht VII. und Isabella, ein Vincenzo Gonzaga, Philipp III. von Spanien und Englands Carl, man kann fast sagen, zu ihren Freunden zählten. Jedoch nicht die blosse Fürstengunst jener hochmögenden Persönlichkeiten ist es, die ich als sein besonderes Glück betrachte, sondern der Umstand, dass der nahe, aus geistigem Bedürfniss entsprungene Umgang derselben mit dem Künstler und sein Verkehr mit dem ganzen grossen Getriebe ihrer Lebenssphäre ihn emporhob über den kleinlichen Standpunkt des blos handwerklichen und geschäftsmässigen Treibens des Künstlers; dass er dadurch mitten in das elektrische Sprühfeuer des entwickeltsten geistigen und socialen Lebens seiner Zeit gestellt und die verwandten Elemente seiner eigenen grossen Natur dadurch unaufhörlich berührt wurden.

Jedoch, wir wollen die alte Zeit ruhen lassen. Betrachten wir die Folgen, welche sich daraus ergeben, dass heute es an einer derartigen wohlthätigen Berührung des gesellschaftlichen Elementes mit den Künstlern grösstentheils fehlt, und nicht blos in den höchsten, vornehmsten, sondern auch in den Kreisen des Bürgerthums, der Gelehrtenwelt etc. fehlt, so stossen wir auf traurige Betrachtungen.

Die Kunstliebe eines grossen Theiles des Adels ist versiegt, sein einst intimer Verkehr mit den Künstlern hat aufgehört. Wo sich ein Restchen davon noch zeigt, hat es die Gestalt des Sports, der grillenhaften Passion, angenommen. Hierher gehört z. B. die hie und da hervortretende Alterthümelei, die Vorliebe

für das Mittelalter und seine Erscheinungen, dem dann eine Gruppe Künstler fröhnt. Aber sie gelangen dabei nicht zur freien Entfaltung ihrer Schöpferkraft, sondern versehen eine zwischen dem Antiquar und dem decorativ thätigen Tapezierer die Mitte haltende Rolle, aus dem Grunde, weil die Zeit, in der der Adel für die Kunst wirkend, neue Richtungen schaffend, voranging, vorüber ist, und es sich blos um Launen und Passionen in einem momentan zur Mode gewordenen Geschmacke handelt, um Formen blos, nicht um Ideen. Unser Bürgerthum ist verarmt, ausgesogen und entkräftet; ihm kam jene frische Daseinslust in erster Linie unter dem Druck der materiellen Sorge abhanden, die reine Kunstfreude, welche vor Allem erforderlich ist, wo ein Humus für das heikle Pflänzchen Kunst sein soll. Es ist in Sachen der Kunstpflege leider absolut kein Factor mehr. Und endlich die rein geistig wirkenden Elemente! Die Kirche, dereinst der Quell, der Hüter, der Lehrer und Förderer aller Kunst, die Kirche, welche seit der Katakombenzeit bis in die Barocke sich die Führerschaft in deren wichtigsten Angelegenheiten zu bewahren gewusst und mit wundersamer Schmiegsamkeit und Klugheit jeder und jeder ihrer Wandelungen sich anzupassen verstanden hatte, um nur nie die Herrschaft über dieses wichtige Moment menschlichen Geisteslebens zu verlieren, diese Kirche hat ihre grosse, Jahrtausende alte Mission so gut aufgegeben wie ein gewisser Theil des Adels und betreibt in der Kunst den Sport des Alterthümlichen, des Greisenhaften, gleich ihm. Sie, welche einst die üppigen Magdalenen des grossen Niederländers, die koketten Büsserinnen des französischen Rococos, mit lockenden Blicken und entblösstem Busen, ruhig über die Altäre gehängt hatte, bewirkte es in unseren Tagen, dass in einer österreichischen Stadt das Bild der reizenden Sünderin von Correggio aus den Schauläden „aus Sittlichkeitsrücksichten" beseitigt werden musste. Und welcher Kunst huldigt sie heute? Der Formengebung des Mittelalters. Schemen ohne Fleisch und Blut, steifgothische Gespenster, aus den Incunabeln der Kunst hervorgekramt,

sollen heute, nach einer so weit reichenden Vergangenheit und Reife der Kunstentwickelung, dem religiösen Bedürfnisse entsprechen. Insofern dieses ein abgeblasstes ist, genügen ihm dann in der That auch solche todte, farblose Schatten einer antiquarischen Verirrung; was folgt aber für die moderne Künstlerwelt daraus? Wieder natürlich nur Unlebendiges. Die Anhänger dieser kirchlichen Kunst recrutiren sich aus zwei Branchen: einerseits aus Fanatikern, welchen eine solche Kunst der Entsagung und sinnlichen Kasteiung behagt, und andererseits aus Talentlosen, welche begierig die leichtere Aufgabe ergreifen, uralte Kunsterscheinungen zu copiren, weil sich da geschickt unter dem Deckmantel des Primitiven das mangelnde Können verbergen lässt, und ferner, weil die unkirchliche Zeitrichtung dieses Gebiet von der Concurrenz so ziemlich frei lässt, also für Candidaten minderen Talentes da mehr zu hoffen ist. Sie gleichen dem weniger begabten Studenten, der Theolog wird, weil hier Mangel an Mann ist, dank der Sündhaftigkeit des Jahrhunderts.

Ein anderer geistiger Bestandtheil der Gesellschaft sind die Gelehrten, deren treueste Freunde, dankbarste Schüler und wackerste Mitarbeiter im Weinberge des Geistes dereinst die Künstler gewesen. Heute sind diese die Feinde Jener und gelten Jene für ihre natürlichen Widersacher. Es ist die crasseste Unnatur! Der Gelehrte, der Forscher, d. h. der natürliche Berather Jedermanns, indem ihm die Kunde der Geschehnisse offen vor Augen liegt wie ein aufgeschlagenes Buch, oder so offen wenigstens, als es der jeweilige Stand des Wissens gestattet, ihm wendet heute gerade nur der Künstler verdrossen den Rücken zu. Der Handwerker und der Kaufmann, der Soldat und der Seefahrer, der Politiker und der Poet treten heran und fordern vom Gelehrten, dass er ihnen für ihre Bedürfnisse die Bücher der Natur und der Geschichte aufthue, — der Künstler allein sagt heute: „Ich brauche das Gesalbader nicht, ich schöpfe alles aus mir selbst, aus dem göttlichen Born des Genies! Und wenn ich auch Fehler und Verstösse dabei mache, daran liegt

nichts, der Vortrag, die geniale Behandlung allein macht den grossen Maestro"! Der Künstler sagt es nur, weil er die tiefen Mängel fühlt, die ihm anhaften, zu eitel aber ist, die Verkommenheit, die Decadence seines Standes zu bekennen, und zu träge, um durch Lernen die Fehler gutzumachen! Auf der anderen Seite ist es dann zu bedauern, aber doch zu begreifen, dass, solcher Unverschämtheit gegenüber, die die gesammte Geschichte der bildenden Kunst laut verurtheilt, einzelne aus dem Gelehrtenstande die Künstler, und freilich ungerechtfertigterweise jeden dieses Standes, als Ignoranten mit den bittersten Worten der Verhöhnung lächerlich zu machen gesucht haben.

Dies ist das heutige Verhältniss der Künstler zu den verschiedenen Factoren der Gesellschaft, soweit letztere als Gesellschaft im Sinne des Guten und Ernsten, des Soliden und Gediegenen, zu betrachten ist. Wie die Gesellschaft der Parvenüs und des Talmigoldes zu ihnen steht, der sie entweder zur Schaffung eines billigen Musenhofes oder als Hanswurste dienen sollen, haben wir bereits eingangs betrachtet. Wir wollen nun noch ein Wort davon reden, welche Consequenzen so beschaffen traurige Umstände für eine grosse Anzahl von Künstlern nach sich ziehen, für Diejenigen nämlich, welche nicht die Schwindler sind, um sich, aller Ungunst der Zeiten zu Trotz, gerade durch Ausbeutung der Schwächen der Zeit materiell gutzubetten, sondern, die es redlich meinen, aber, gegenüber den Hindernissen ihrer zu geringen Bildung und der Theilnahmslosigkeit der Gesellschaft, in dem schweren Kampfe zeitlebens nicht zum Siege zu gelangen vermögen.

Da stossen wir zunächst auf eine numerisch stark vertretene Gruppe von armen Leuten, welche zeitlebens Parias bleiben. Sie fühlen sich untergeordnet, gedrückt und dürftig, obschon zuweilen ein recht achtenswerthes Können in ihnen steckt. Aber, es haftet ihnen das Bewusstsein, das beschämende Gefühl ihrer zu unvollkommenen Bildung an, sie sind und bleiben Handwerker für immer. Ihr Denken vermag sich zu einer höheren, grossartigeren Auffassung

ihres Berufes nicht aufzuschwingen; Bestellungen, Aufträge, Verdienst und Gewinn, das sind die Angelpunkte, um welche sich ihre Ideen von Kunst das ganze Dasein hindurch alleinig drehen, — jeder idealere Gesichtspunkt bleibt ihnen verschlossen und unverständlich. Zu der sogenannten kunstliebenden Gesellschaft, dem consumirenden Factor also, haben sie keine anderen Beziehungen, als dass sie sich in Bureaux von Ministerien oder Vorzimmern von hohen Herren und Kunstfreunden herumtreiben, mit allen möglichen Leuten, die daselbst Einfluss haben könnten, bis zu den Amtsdienern, Kammerdienern und Schürzen, unterthänigst besprechen und bewerben, um den Auftrag zu erhalten, und, wenn er nun endlich erlangt ist, dann machen sie sich ans Rechnen, ans Ueberlegen, wie viel dabei herauszuschlagen wäre, drücken und knickern mit Gehilfen und Arbeitern, Materiallieferanten und sonstigen Factoren, — genau wie jeder andere gewöhnliche Geschäftsmann. Da es jedoch in der Kunst ohne Bedachtnahme auf ein geistiges Moment ja doch nicht abgeht, so muss neben diesen endlosen Ueberschlägen und Offerten doch auch ein wenig auf Inhalt und Ideengehalt des Werkes Rücksicht genommen werden. Aber dafür gibt es, Gott sei Dank, genug Schablonen, die man aus Bibliotheken, aus Kupferstichen, Photographien etc. bequem entnehmen kann, oder, man miethet sich im Nothfall irgend ein verkanntes Genie, welches im Stande ist, diesen ideenhaften Theil der Leistung zu besorgen. Ist das Geschäft dann auf solche Weise gut ausgefallen, das Stück abgeliefert, so schreibt man eine Quittung und cassiert den Betrag ein; nun kann man sich wohl einigen Genuss des Lebens gönnen, der dann auch im Mitmachen aller Vergnügungen des grossstädtischen Treibens, wenn auch auf ziemlich ordinärer Stufe, erfolgt, wie denn Karten-, Billard- und Kegelspiel, Landpartien und Sonntagsjägerei die Hauptfreuden dieser Künstlerexistenzen ausmachen. Dabei bewegt man sich am liebsten in der Gesellschaft von Pfahlbürgern der Vorstadt, in der das Atelier gelegen ist, Specereihändlern und Hand-

schuhmachern, ja nicht aber unter Berufsgenossen, denn von diesen ist jeder ein Concurrent bei den zu erwartenden Aufträgen, den man sich am besten in jeder Beziehung vom Leibe hält.

Ist aber das Geschäft im Gegentheil nicht gelungen, droht die Noth und Arbeitslosigkeit, so bleibt nichts übrig, als man setzt sich auf die Bierbank und schimpft. In diesem Falle sind auch Collegen willkommen, solche nämlich, denen es ebenso schlecht geht. Dann wird mit Ingrimm und Verwünschungen, in hochtrabenden, idealistischen Phrasen über die miserable Herabkommenheit des Kunstsinnes in der Gegenwart losgezogen, welche nur dem schnöden Materialismus huldigt und die Künste betteln gehen lässt. Man erinnert sich in solchem Falle sogar der wenigen im Gedächtniss hängen gebliebenen Reminiscenzen aus der Kunstgeschichte und faselt von dem grossen Raphael und Michel Angelo, die von den Päpsten zu Millionären gemacht worden seien, während es heute ihren Nachfolgern so schlecht gehe, — was für jämmerliche Epigonen jener angeblichen Millionäre man selber vorstelle, das fällt dabei freilich Keinem der Redner ein, der sein Bierkrügel zornig auf die Tischplatte haut! Man schimpft weiter über die hohen Steuern und Miethpreise, über Ungerechtigkeit der Jurys und der Kunstkritik, nichts bleibt unbeachtet — nur, dass es Einem einfiele, Einkehr bei sich selber zu halten, das Unwürdige eines derartigen Krämergeistes im Verhältniss zum Begriff des echten Künstlerthums zu erwägen — davon ist keine Rede! Man spürt auch nicht im entferntesten, wie man gesellschaftlich und bildungsmässig so tief steht, dass in der Regel heute der nur einigermassen belesene Laie viel edlere und richtigere Begriffe vom geistigen Wesen der Kunst hat, als der sogenannte Künstler, der nichts weiter vermag, als Thon kneten oder Farben verschmieren; aber Keiner denkt daran, durch Lecture und Studium die Lücken seines Wissens und Könnens zu füllen. Wozu denn auch lesen? Das ist ja alles Unsinn! Ueber Kunst kann man gar nicht schreiben,

Kunst muss man machen können — das ist die Hauptsache, und all das nur von den Bücherfabrikanten aufgebauscht werden, damit sie Geld verdienen. Was man macht in der Kunst ist übrigens auch einerlei; heute das Monument eines Feldherrn oder Dichters und morgen das Grabmal eines Mopses für eine reiche alte Jungfer, alles muss man machen können, wie es das Geschäft bringt, das ist das Geheimniss! Und dann, dabei gut rechnen!

Eine zweite Gattung scheint uns fast noch bedauernswerther. Darunter zählen die unpraktischen Köpfe oder die stolzeren Naturen, welche dem Geschäfte nicht so findig nachzulaufen verstehen oder, einem edleren Zuge gehorchend, es nicht über sich zu bringen vermögen, jeder Kammerzofe den Hof zu machen, damit sie bei ihrer gnädigen Gebieterin ein Wort für den geschickten Porträtisten einlege. Natürlich bleiben solchen armen Teufeln aber alle Quellen verstopft und sie nagen jämmerlich am Hungertuche. Träumerische Idealisten, Schwärmer, denen es aber sowohl an höherer Bildung, als an praktischer Erfahrung mangelt, werfen sie sich dann gar zu gern auf vermeintliche Reformideen, um die gesammte Kunst aus dem Grunde umzumodeln, weil alles Vorhandene nichts taugt, und in dem innersten Kern faul und morsch sei. Sie werden dann Philosophen, ästhetisirende Moralisten und moralisirende Aesthetiker, erfinden neue Stile, bauen grossartige Systeme funkelnagelneuer Kunstprincipien auf, wobei sie alles über den Haufen werfen, was seit jeher da war — nicht blos die heutige, sondern die gesammte Kunst, die wir historisch kennen. Sie lesen nun und lernen, was ihnen in der Jugend versagt gewesen war, jedoch sie lesen und lernen kreuz und quer, ohne Fundament, in der Luft und werden Faselhänse und Phantasten, deren wahnwitzigen Expectorationen nur ein paar gute Philister in der Kneipe mit weitaufgerissenen Augen und dummen Gesichtern staunnend zuhören.

In bittere Noth versunken, erlöst sie dann nicht selten der wirkliche Wahnsinn aus diesem jammervollen Dasein

und gaukelt diesen armen Welt- und Kunstverbesserern vor, dass ihre im Irrenhause verbrachten Klecksereien dasjenige seien, wodurch nach den Jahrhunderte alten Irrthümern der Kunst endlich der rechte Weg gefunden wäre.

Wieder Andere, welche zu den streitbaren Naturen gehören, schlagen einen sehr verschiedenen Weg ein und, man muss es gestehen, ihr Wesen entbehrt keineswegs des Interessanten. Es sind denkende, gescheite Köpfe, wenn auch gleichfalls ohne die rechte Bildung. Auch sie fühlen den schweren Schlag, den tiefen Schaden und Verlust, welcher der heutigen Production dadurch zu Theil wurde, dass sie der wahrhaft kunstsinnigen Gesellschaft entbehrt, die in allen früheren, glücklicheren Kunstepochen die Nährmutter des Schaffens in geistiger wie materieller Hinsicht gewesen war. Sie empfinden das, sie wissen, dass die Kunst dadurch zum Zwerge gegen ihre einstige Grösse eingeschrumpft, aber sie denken nicht an die Möglichkeit der Anbahnung eines neuerlichen guten Verhältnisses solcher Art zwischen beiden Factoren, sondern, sie glauben (und das ist das Signum ihrer mangelhaften Bildung), die Kunst der Gegenwart und Zukunft müsse trotzen dieser Gesellschaft, müsse sie bekämpfen, befehden. Eine tendenziöse Mission des künstlerischen Schaffens erwacht in ihrem Hirn als Ideal ihrer Bestimmung, sie setzen sich daher in Opposition wider alle Ideen der Gesellschaft und wähnen, es könne ja auch eine Kunst geben, welche gerade dasjenige zu ihrem Thema wählte, was die Gesellschaft fürchte, was ihr zuwider sei. Alle sogenannten idealen Stoffe im Geiste der bisherigen Kunstübung, seien es religiöse oder historische, idyllische, poetische, moralische Momente, verachten sie demnach und malen, was jener, die Kunst vernachlässigenden Gesellschaft nicht frommt: die Zerstörung, den Umsturz, die Revolution. Diese Richtung will dem Socialismus, ja dem Anarchismus, den Eintritt in das Reich Raphael's und Rubens' gewähren und damit unverständige Rache nehmen an der Gesellschaft, die allerdings die Kunst vergessen hat. Aber nicht blos im grossen Stile

schildert sie den Kampf gegen das Bestehende, sie befehdet die sogenannte gute Ordnung auch im kleinsten Detail des Lebens durch Schöpfungen des Pinsels und Meissels. Auch den gesammten Schmutz Zola'schen Stils bekamen wir hiermit ins Repertoire der bildenden Künste! Die Pornographie, eine uralte Branche der Malerei, erhielt dadurch eine neuartige Wendung. Während sie von jeher zur Wollust, zum sinnlichen Kitzel, zu dienen bestimmt und damit durchaus mehr ein Kunstfach der oberen Zehntausend gewesen war, wird sie nunmehr als Klägerin gegen jene Gesellschaftssphäre drapirt und verkündet die unerquickliche Moral von der Lust der Einen, welche durch die Schande und Noth der Anderen erkauft wird. Dahin gehören jene gemalten Predigten, wie z. B. das Bild des Dämmermorgens, bei dessen Grauen berauschte Grisetten, die, eben aus dem Café in den Fiacre taumelnd, an hungrigen Arbeitern vorüberkommen, welche zum Tagwerk eilen; daher die Kindesmörderinnen, die verrathenen Bettlerinnen, welche an der Kirchenschwelle knien, wo ihr Verführer soeben an der Hand seiner juwelenstrahlenden jungen Gattin heraustritt u. s. w. Es ist das Abscheulichste, das Unkünstlerischeste, es schlägt aller historischen Tradition ins Gesicht, was diese socialistische Kunst der Neuzeit in die Welt gesetzt hat: Tendenzmalerei, Kunst des Hasses, der socialen Leidenschaften, Kunst der Vernichtungsidee! Welch innerster, crassester Widerspruch: Kunst und Zerstörung! Kunst ist Schaffen, Vereinen und Versöhnen, nimmer das Gegentheil! Auch in dieser falschen Richtung also bekundet sich wieder nur der Mangel an tieferer Bildung des Künstlers! Denn Derjenige, welcher von der ganzen Bestimmung und Geschichte seines Berufes, seines Faches, richtige Kenntniss besitzt, er könnte nicht auf den wahnwitzigen Gedanken gerathen, dass die Kunst jemals als ein aufreizendes Pamphlet, als Waffe, als Dynamitpatrone zu dienen berufen sei! Steigen derlei Hirngespinnste aber in confusen Künstlerköpfen auf, so hat es in erster Linie doch nur die Gesellschaft verschuldet, indem sie, das Element,

dem die Kunst als natürlicher Pflegling gebührte und in deren warmen Armen sie durch Jahrtausende kräftig herangewachsen war, ihre Mission vergass und dadurch eben eine „socialistische Kunst" möglich, denkbar machte.

Sage Niemand, solche Maler greifen nur ins wahre Leben, sie seien wirkliche Sittenschilderer. Sie sind es nicht, weil ihnen dazu die reine Objectivität, die Absichtslosigkeit fehlt. Ihr Zweck ist ja keineswegs, jene ergreifenden Scenen als Erscheinungen und Zustände zu schildern, sie gebrauchen vielmehr solche Motive als aufreizende Mittel zur Erreichung ihrer ausser aller Kunst gelegenen Ziele. Die Palette ist diesen „Künstlern" dasselbe, was die geheime Druckerpresse ist, welche zur Hervorbringung von Pamphlets dient, nichts Anderes, alle Musen und Grazien aber suchen das Weite, wo eine derartige Entwürdigung und Verkennung der idealsten Fähigkeit der Menschheit platzgegriffen hat.

Ausser diesen Richtungen erübrigen uns letztlich noch zwei, welche den matten Geist des öffentlichen Kunstinteresses auf andere Weise zu beleben suchen. Unter sich selber sind sie Gegensätze und darum sehr merkwürdig. Ich nenne die Einen die Pikanten, Sensationellen, die Anderen dürfte man die Philister der Palette heissen, denn sie speculiren auf die veraltete, aber keineswegs abgestorbene Rührseligkeit und falsche Sentimentalität des gedankenlosen Publicums.

„Schrei' Kunst, und klag dich sehr; dein begehrt heut Niemand mehr!" Wann kommt ein Kunstjünger unserer Tage in den Fall, sich der Sentenz des alten Künstlers zu erinnern, welcher, wie gesagt, wohl auch seine Gründe gehabt haben wird, solche Klage zu erheben? Nun, er kommt dann in die Gelegenheit, wenn er von vornherein bei der Conception seines Kunstwerks nicht vor Allem überlegt hat: „Was werde ich doch Originelles malen, auf dass ich Beifall erringe?", sondern, wenn er im Gegentheil auf die Neigungen der grossen Menge gar keine Rücksicht genommen hat, und blos dem innersten Drange des Genius folgend an die Arbeit ging, unbekümmert, ob sein Thema und dessen Behandlung nach dem Geschmacke

des Tages sein möge oder nicht. Er braucht jener Klage sich aber keineswegs zu erinnern, wenn er sich mit der Ueberlegung an die Staffelei setzt: „Was könnte denn doch jetzt so recht durchschlagen, womit vermöchte ich ganz gewaltiges Aufsehen zu erregen, was war noch nicht da im gesammten Repertoire unserer Ausstellungen, von Makart's blasirten nackten Weibern bis zu Léon Bonnat's mit Geschwüren bedecktem Hiob, von dem Blutbade Casado del Alisal's bis zu Wereschagin's Leichenhaufen und Schädelpyramiden; wodurch könnte ich selbst Laugée's verkohlte Fusssohlen des Gefolterten übertrumpfen und die Amputationsscene Fabre du Four's in Schatten stellen?

Denkt der moderne Künstler also, dann ist ihm wohl; dann hat die Jeremiade des alten deutschen Meisters für ihn freilich keine Bedeutung. Vielleicht sind ihm die Musen hold und sein ingeniöses Hirn geräth noch darauf, eine Scene des Schwedenkrieges zu verherrlichen, wobei den armen Leuten Flüssigkeit in den Wanst gegossen wird, bis sie beinahe platzen, und wie dann die viehischen Peiniger mit ihren Reiterstiefeln auf dem Bauch der Unglücklichen herumsteigen, um sie zur Aussage zu zwingen, wo ihr Geld versteckt liege. Sollte ihm aber durch die „lebenden Fackeln des Nero" ein derartiges Thema bereits antiquirt und abgebraucht scheinen, so böte sich vielleicht in einer Kindesmörderin, welche ihr Neugeborenes soeben im Dünger erstickt, ein noch unberührtes künstlerisches Sujet dar; auch die Situation eines lebendig Begrabenen, der in düster beleuchteter Gruft, gott- und menschenverlassen, von Geripp und Moder umgeben, sich vergebens bemüht, den schon halb gelüfteten Sargdeckel ganz zu sprengen, ist noch nicht gemalt und würde zweifelsohne grossartigen Effect machen.

Der Künstler von heute braucht blos so vortreffliche Ideen zu finden, und das Wort von der Kunst, deren Niemand mehr begehrt, wird für ihn durchaus nicht Geltung haben. Er wird von seinem ausgeheckten Plane kaum erst ein paar Wirthshausfreunden erzählt haben, und schon folgenden Tages

steht in irgend einem Blättchen unter der Rubrik „Kunst und Theater" zu lesen, dass der hochbegabte Meister mit einem sensationellen Stoffe beschäftigt sei, der voraussichtlich berufen ist, das phänomenalste Interesse zu erwecken. „Wir sehen einem epochemachenden Triumphe des Realismus in der Kunst entgegen, wodurch die gesammte moderne Schaffensweise neuen Zielen entgegengeführt werden wird." Indem er sich dann allmählich an die Arbeit macht, wird es nicht von Zeit zu Zeit an gefälligen Notizen fehlen, in denen dem nun schon einmal in Spannung versetzten Publicum mitgetheilt wird, dass der ausgezeichnete Künstler, dieser Shakespeare des Pinsels, Lessing der Palette und Hyrtl der Leinwand, für sein zu erwartendes, grossartiges Werk gestern in der Poliklinik Studien bei einer Magenoperation gemacht habe; dass ihm vorige Woche auf das freundlichste gestattet wurde, den zum Galgen verurtheilten Raubmörder X. in seiner Zelle unmittelbar vor dessen letztem Gange zu porträtiren. Ist dann die allgemeine Aufmerksamkeit dem Werke genügend zugewendet, so folgen noch in wirkungsvollen Pausen einige Anzeigen, dass das berühmte Gemälde in Berlin — nein, doch in Wien — dann wieder auf der nächsten Weltausstellung in Rom zu sehen sein wird; dass der Patriotismus des grossen Künstlers sich aber endlich dahin entschieden habe, es trotz der glänzendsten Angebote ganz einfach dem Künstlerhause zu überlassen; dass bereits ein Rechtsstreit zwischen zwei Kunsthändlern entbrannt sei, welche beanspruchen, das gefeierte Bild auf der grossen Tournée durch Europa zu führen, und dass ein Engländer dem Meister eine halbe Million geboten habe, wenn er die grossartige Composition demselben für sein Schlafzimmer in dessen abgelegenem Schlosse in Schottland wiederholen wolle. Dass aber der edle Künstler ein solches Ansinnen zurückgewiesen habe, indem er nicht im Stande sei, seinem Genius zum zweitenmale zu gebieten. Dazwischen bringt ein Volksblatt noch die Erinnerung eines „alten Wieners", wonach der Vater des aus den einfachsten Verhältnissen zu solcher Grösse

emporgestiegenen Meisters der „alte Kletzen-Toni" gewesen sei, der zu Ende der Dreissiger-Jahre „am Platzl" in St. Ulrich durch Jahre seine gedörrten Birnen und Zwetschken verkauft habe — eine Volksfigur des leider immer mehr verschwindenden Wien der Vergangenheit — und es braucht höchstens noch hie da eine Notiz unter den Tagesneuigkeiten, des Inhalts, dass Herr N., der Schöpfer des demnächst im Künstlerhaus zu bewundernden Kolossalgemäldes, am Mittwoch in seinem Atelier durch den Besuch des Herzogs A. und der Fürstin B. am Donnerstag beehrt wurde, welche sich mit vollstem Beifall über das im Werden begriffene Meisterwerk aussprachen — um Alles für die Ausstellung vorbereitet zu haben. Und die Ausstellung wird auch mit allem Erfolg und Spectakel eröffnet, Abends überdies bei elektrischem Lichte. Die Kunstreporter der Journale bringen lange Feuilletons über das Ereigniss des Tages, der Eine, indem er mit der Geschichte des Realismus bei den Gebrüdern van Eyck anfängt und den ganzen Kugler, Waagen und Schnaase excerpirt, bis er glücklich aus diesem gesammten Gebröckel ein Postament zusammengekleistert hat, auf dessen Spitze er dann den Helden von heute platznehmen lässt; der Andere benützt die schöne Gelegenheit, um an den Mann zu bringen, wie er seinen verehrten Freund — d. i. natürlich der Maler, der in dem Fall niemals etwas dagegen hat — voriges Jahr bei einem zufälligen Gespräch zu dem Thema angeregt habe. Die illustrirten Blätter reproduciren das Gemälde in Holzschnitt, die Kunsthandlungen stellen die Photographie ins Schaufenster und ganze acht Tage spricht man in der grossen Stadt in der That nur von dem Wunderbilde. Möglicherweise gibt es auch noch Ernennungen zum Ehrenmitglied dieser und jener Gesellschaft, Bankette, Toaste, Gedichte und Anreden, — kurz, nach solchem Recept hat es keine Noth und der Künstler wird nicht einstimmen in das: „Schrei, Kunst, und klag dich sehr!"

Was aber sollen die schüchternen Leutchen beginnen, die zaghafteren, guten Seelen, welche es nicht so keck wagen,

die Farbe mit Blut, den Pinsel mit dem Dolch zu vertauschen, und noch einige ererbte Ehrfurcht und Achtung vor den uralten Traditionen des Schönen und Sittlichmilden im Kunstwerk sich bewahrt haben? Es schweben ihnen heilige Empfindungen einer Grösse und stillen Ruhe des Kunstgebildes vor, wie sie in den vergangenen Zeiten zu dessen Lebensprincip gehörten, und kopfschüttelnd sehen sie dessen ernste Gesetze in einem Spectakelstücke realistischester Gattung verhöhnt und umgestossen. Trotz solch richtiger Erkenntniss sind diese braven Leute aber doch viel zu unkräftig, um etwa eine gesunde Reaction gegen den modernen Humbug der Palette zu wagen; sie fühlen ferner, dass nicht selten jene kecken Coulissenreisser der Malerei doch noch mehr Energie und Kraft besitzen als sie selber, denn in der, wenn auch noch so streng verdammten Caprice liegt doch etwas von Wagniss und Energie, welche ihnen so ganz abgeht — was fangen also die armen Teufel an, die vom blossen Kopfschütteln über die neueste Verirrung der Kunst ja doch nicht leben können?

Sie spielen demüthig eine niedrere Rolle neben dem himmelstürmenden Titanen des siegreichen, rücksichtslosen Realismus, denen sie stillschweigend — wenigstens in deren Gegenwart — eine Ausnahmsstellung einräumen. Es ist eine Art undiscutirte Abmachung in ihren Kreisen, als ob Jene eine Gattung anderer Künstlerwesen wären, die ihre separate Stellung haben, neben der die alte Production aber trotzdem ungestört ihren alten Trott fortgeht. Alle diese Menschen sind unwahr gegeneinander, denn, wenn es ihnen ernsthaft um ihr Handwerk zu thun wäre, so müsste der bescheidenste Blumenmaler nach altem Schlag zu dem gefeiertsten Darsteller irgend einer Operation oder eines Massenmordes sagen: „Du schweifst aus den Bahnen aller Kunst seit den Tagen der frühesten Aera ihres Glanzes; ich betrachte dich als Ketzer und Abtrünnling!" Oder der moderne Revolutionär des Pinsels müsste Jenem seine veraltete Richtung vorwerfen und sich weigern, Einen Namen mit dem zu tragen,

der die ausgefahrenen Geleise noch immer fortstolpert, in denen der Geist des Jahrhunderts längst nicht mehr wandelt. Dem ist aber mit nichten so. Sie sind Alle gute Collegen und Freunde — äusserlich wenigstens — sie drücken und schütteln sich die Hände, als gebe es nur Eine Kunst und nur Ein Kunstprincip auf der Erde, mag auch der Eine den Anderen im Stillen einen modernen Schwindler und dieser ihn einen talentlosen alten Zopf heissen.

Mit diesem modus vivendi finden die Modernen ihren willkommenen Cultus der Verehrung und exceptionellen Anerkennung, die Anderen aber — Duldung! Das Publicum, welches anfangs beim Auftauchen jener crassen realistischen Richtung vielleicht nicht unlogisch sich der Erwartung hingegeben hatte, dass nunmehr mit der alten Tradition der Kunst bald gänzlich tabula rasa gemacht werden dürfte, sieht im Gegentheil, dass die Künstler unter sich trotz aller Differenz der Principien die Alten bleiben, dass neben dem Originellen der neuen Tendenz ungestört auch der alte Kohl friedlich weitergepflanzt werde; es gewahrt, dass sich keine Parteien bilden, kein Kampf entbrennt, sondern alles seinen gewohnten Gang weitergeht — und, gedankenlos, wie mein liebes Publicum eben ist, acceptirt es das auch mit Gemüthsruhe, lässt sich von der Reclame wie eine Schafheerde willenlos vor die neuesten Verherrlichungen des Entsetzens und Greuels führen, pilgert aber ebenso gerne und vielleicht sogar noch ein bischen lieber zu den längst gewohnten Bildchen hergebrachter Art, welche daneben hängen. Eines wie das Andere wird gleich gedankenlos beguckt und — vergessen, hier ein Kindesmord, eine Vivisection, eine Orgie, und dort ein Stillleben mit Austern, ein Blumenkörbchen oder ein Kirchweihtanz. Wenn die Leute in einem Laden, in einer Fabrik, neben Parfümfläschchen, eleganten Portemonnaies und Fächern mit einemmale Giftfläschchen, eine Höllenmaschine und Dynamitpatronen erblickten, würden sie über eine so unpassende Zusammenstellung sich mit Recht verwundern; in der Kunstausstellung aber verdauen sie alles,

weil sie keines wirklich verarbeiten und geniessen, weil sie nur naschen an dem wie an jenem.

Wie kleinlich und harmlos sieht sich neben den modernen Reformen der Kunsttendenz nicht dasjenige an, was uns die Kunstgeschichte z. B. als die That der niederländischen Realisten des 15. Jahrhunderts schildert! Die Gebrüder van Eyck haben nicht Gott entthront und nicht die Sinnlichkeit an der Stelle hergebrachter Tugend zum Object der Darstellung gemacht, haben weder Socialismus gemalt, noch die sogenannte gesunde Genussfreudigkeit in Farben verherrlicht — ach, diese bescheidenen Leutchen wagten nur die lang vergessene Natur in ihre Rechte einzusetzen, Landschaft, individualisirtes Porträt und alle sonstige Wirklichkeit zu schildern, wo vordem nur todter Goldgrund, stereotype Gesichter und schablonenhafte Formen zu sehen waren. Dergleichen „Reform" nimmt sich ja geradezu lächerlich aus neben den heutigen Bestrebungen, David Strauss und Rénan zu malen, die Ueberflüssigkeit des Krieges und der stehenden Heere durch Malereien zu beweisen, der Inhumanität der Vivisection entgegenzuarbeiten und was dergleichen mehr sein mag. Und doch! Jene schlichte Reformthat der Gebrüder van Eyck hat es vermocht, dass von ihrer Geburtsstunde an alle typische Malerei im entgeistigten Wesen alter Mönchskunst unmöglich wurde in allen Ländern Europas. Sie hat sich Italien so gut wie Spanien, Deutschland und Frankreich erobert und der vom Geiste des Mittelalters verbannten und geächteten Natur wieder den Thron der Kunst gewonnen. Das ging so schnell, dass selbst in dem fernen, und für die damaligen Verhältnisse noch ferneren Italien schon nach wenigen Jahrzehnten der gesunde Realismus über die alte kirchliche Schablone triumphirte — warum bleiben unsere modernen Reformthaten, die den Mund so gewaltig voller nehmen, so vereinzelt, weshalb vermögen sie trotz allen Spectakels und momentanen Scheinerfolges denn selbst in ihrer unmittelbarsten Umgebung nicht so viel, dass sie die veraltetsten Traditionen einer kindischen Production nicht

einmal reformiren können? Keiner jener aufsehenerregenden Propheten der modernen Palette hat im grossen Stile eine Schule gegründet. Jedes neu auftauchende, „epochemachende Sensationsbild" kommt immer wieder aus einer neuen Fabrik hervor und verlischt nach einer Weile ebenso als Irrwisch wie seine Vorgänger; die eigentlichen Schüler solcher „Koryphäen" sind immer unbedeutende Leute, und einen Einfluss, einen grossen Umschwung auf dem ganzen Gebiete hat noch keines jener „Phänomene" hervorzubringen vermocht.

Gott sei dank! — Wir sagen das auch gar nicht, als fühlten wir uns unglücklich darob — im Gegentheil begrüssen wir in der Thatsache sehr erfreut den Beweis dafür, dass alle jene ungesunden Producte eben zeugungsunfähige Schatten waren. Wir wollten blos darauf hinweisen, dass es neben den verrücktesten Anstrengungen, neue, verblüffende Stoffe in die Kunst einzuführen, neben den aller Vergangenheit hohnsprechenden Tendenzen der extravagantesten Modemalerei, derselben doch nicht einmal gelungen ist, die gewöhnlichste Tändelei für den Geschmack des flanirenden Ausstellungs-Publicums unmöglich zu machen, deren läppisch-süssliches, spiessbürgerliches Wesen zu ihren crassen Stoffen den albernsten Contrast bildet. Dieses eben ist aber das Gebiet der schüchternen Geister, die alte Melkkuh der zaghafteren Malerseelen, welche sie noch immer auf die Weide führen, obwohl daneben die Drachen des wilden Realismus das Terrain beherrschen. Man lässt eben jene herrschen und grast dabei ruhig weiter.

Gehe, lieber Leser, in die nächstbeste Ausstellung und lenke gefälligst Dein Augenmerk auf die Stoffwahl der exponirten Gemälde. Neben etwas sehr vereinzelter religiöser Porträt- und Historienmalerei, neben einiger Landschaft und Stillleben, wird das Gros gewiss das Genre ausmachen. Aber auch in dem Rahmen dieses wirst Du als überwiegende Mehrzahl Bilder einer eigenen Gattung gewahren. Ihre Bezeichnungen im Kataloge sind schon charakteristisch genug für den Geist, aus dem sie entstanden sind. Da finden wir

„Grossvaters Morgenpfeifchen", „Die kleinen Gratulanten", „Mutterglück", „Das Nachmittagsschläfchen", „Der Hochzeitsbitter", Der „Geburtstagskuchen", „Der Gang zur Taufe", „Das Schulprämium". Eine weitere Kategorie sorgt für den Humor: „Das verunglückte Ständchen", „Die Heimkehr vom Wirthshaus", „Der zerrissene Regenschirm", „Das gestörte Stelldichein", „Ungebetene Gäste"; wieder Anderes macht in fadenscheinigster Sentimentalität: „Der Abschiedsbrief", „Vergebliche Liebe", „Herbstgedanken", „Der Schwalben Heimkehr", „Die letzten Grüsse", „Die armen Musikanten" u. s. w. Diese Kost wird unserem Publicum heute noch so unverfroren in jeder Ausstellung vorgesetzt, als schrieben wir 1826, als beherrschte die Literatur und das Theater noch die rührselige Romantik der Epoche nach den Freiheitskriegen, als regierten noch Kotzebue, Raupach und Müller, als dichtete noch Frau von Weissenthurn und ginge noch das Bürgermilitär an schönen Sonntagsvormittagen auf der Promenade in ganz neuen Uniformen mit hohen Federbüschen spazieren. Wehe dem Literaten, selbst dem naivsten Lyriker, der heute noch ein Mädchen schilderte, das seinem plötzlich verendeten Kanarienvogel eine Thräne nachweint, oder einen armen Leiermann, der sich halbverhungert durch die erleuchteten Strassen eines vornehmen Stadtviertels hinschleppt, um endlich am Portal eines prunkenden Palastes zu sterben — er würde ausgelacht von dem dümmsten Realschüler und als antiquirte Figur verhöhnt — der Maler bringt uns derlei verlogene Weinerlichkeit noch ungestraft bei jeder neuen Exposition. Unser Geschlecht ist im wirklichen Leben von einer geradezu nervösen Antipathie und Idiosynkrasie gegen alles Schmerzliche und Traurige; man geht der Tragödie mit ihren wahren Conflicten und Leiden aus dem Wege und entschuldigt seine Vorliebe für den blöden Hanswurstspass und die Zote der Operette damit, dass man sich erholen müsse; im Künstlerhaus aber und im sogenannten Volksstücke oder im Schauspiel geniesst man ernsthaft jene platten Albernheiten, jene kindischen Rührstückchen, welche in der

Praxis des Lebens männiglich in brüllendes Gelächter oder entrüsteten Protest versetzen würden.

Die Genremalerei der falschen Sentimentalität, der süsslichen Rührseligkeit und der philiströsen Gemüthlichkeit ist der wuchernde Wandschimmel, welcher in dem seit dem 18. Jahrhundert verödeten Kunsttempel in der geistig faulen Zeit des Vormärzes gedieh. Es ist sehr gut zu begreifen, dass eben diese gehaltlose Kunstrichtung die tonangebende werden konnte für eine so unkräftige und charakterschwache Epoche, die sich alle ihre Ideale auf ein reducirtes Mass heruntergeschraubt hatte. Ihr Erhabenes, die Kosten der idealistischen Anfordernisse, bestritt die heillose Romantik; für die Realität traten derartige Genreauffassungen, welche uns damals im Gedicht und in der Novelle geradeso wie auf der Staffelei begegnen, als gefälschtes Surrogat ein.

Alles hat da das Gepräge der Lüge, nicht einer Lüge aus bösem Willen, sondern aus Schwachheit und Charakterblässe. Die säuselnden Seladone, welche die Veilchenaugen ihrer langweiligen Kunigunden und Adelgunden bewinselten, sollten einen Walther von der Vogelweide, den starken Vaterlandssänger und nicht minder starken Helden „unter der Linden, auf der Haiden" vorstellen. Die von glühendem Fanatismus befeuerten Glaubensmärtyrer und Heiligen des Katholicismus, welche den Tod in Flammen und unter den Zähnen wilder Bestien gesucht und gefunden hatten, vergegenwärtigte man sich als augenverdrehende Jammergestalten, denen ein permanenter geistiger Schnupfen das Nazarenische Gepräge weinerlicher Classicität aufprägte; und die ewige Natur mit ihrer unerschütterlichen Gesetzmässigkeit legte man sich als Repositorienkasten der Gefühlsduselei und als Stammbuch für Sentimentalitätsergüsse zurecht. Ist es ein Wunder, dass solcher Idealistik dann eine verwandte Realistik entsprechen musste, die nicht minder fern stand vom Leben und seiner Wahrheit?

Jedoch, thun wir der alten Zeit nicht Unrecht! Nicht sie ist es auch, gegen deren Verlogenheit wir hier den Stachel

kehren, sondern vielmehr wider die heutige, welche nach einem halben Jahrhundert die ausgefahrenen Geleise jener falschen Romantik und Sentimentalität im Genrebilde noch immer hinzieht. Wir sind ferne davon, alles was jenen Tagen angehört, mit Stumpf und Stiel zu verdammen, und am allerwenigsten auf dem Gebiet der bildenden Künste. Denn wenn uns allerdings auch in zahllosen Producten der damaligen Malerei, in den Taschenbücher- und Almanachkupferstichen, die widerlichste Unwahrheit des bürgerlichen Sittenbildes oder der Naturauffassung geradezu anekelt, so dürfen wir doch nicht verschweigen, dass dieselbe Zeit zugleich auch der gewaltigen geistigen Reformatoren nicht entbehrte, welche mit weiser Erkenntniss die Kunst auf gesunde Bahnen lenkten. Wie Raimund im Schauspiel, und zwar mit hoher Ebenbürtigkeit des Geistes, hat Danhauser dem bürgerlichen Sittengenre eine Richtung auf das Ernste gegeben, die eine tiefempfundene Wendung verkündigt. Sein Prasser — im Wiener Spiessbürgergewande — der, von seinen Maitressen und Schmarotzern verlassen, die Klostersuppe bei den mildthätigen Franciscanern isst, und im Augenblicke, als ihn in dieser Schmach eine eben durch den Kreuzgang gehende ehemalige Geliebte am Arm eines neuen Freundes erspäht, den verlegenen Blick nach dem Einzigen ablenkt, das ihm von der Vergangenheit geblieben, seinen treuen — Hund, — was ist das für eine grossartige Dichtung voll psychologischer Wahrheit und tiefster Menschenkenntniss! Oder die herrliche Testamentseröffnung, dieser gemalte Raimund, wo die armen Verwandten zu Universalerben wider alles Erwarten eingesetzt werden, während das noble Pack Gift und Galle speit, das die Millionen schon in seiner Tasche wähnte, zu welcher erbaulichen Scene aber das Porträt des Erblassers aus dem Nebenzimmer mit schmunzelndem Behagen hereinblickt! Der Augenarzt, der die Binde von dem geheilten Auge des Freundes lüftet, um ihn, als Erstes nach seiner Befreiung aus Nacht und Leiden, sein während dessen Erblindung geborenes Kindlein sehen zu lassen; das arme,

alte „Stiegenweiblein" auf der wackligen Treppe der elenden Hütte, das alles entbehrt, was glückliche Menschen ihr Eigen nennen, dem aber doch noch etwas geblieben, der mitleidige, Alle küssende Sonnenstrahl, der auch dem Aermsten zu Theil wird — das sind Kunstwerke von ergreifender Gewalt genialen Vermögens! Und ebenso hat Waldmüller an die Stelle eines unwahren Gefühlsdusels seine herzigen, frischen Wienerwald-dirndeln gesetzt mit ihren rothen Wangen, lachenden Gesichtern und treuherzigen Augen; Gauermann schilderte den ernsten Wald und die erhabene Alpenwelt und hat die Thränenweiden und Vergissmeinnichte glücklich aus dem Wege geschafft. Fendi wurde der Maler des schlichtest-einfachen Familienlebens, so innig zart, so echt alt-wienerisch kernig, dass es zum Entzücken ist, die köstlichen Blättchen zu betrachten. Es würde zu weit führen, zu zeigen, wie wacker ein Ritter, ein Treml, ein Pettenkofen, Ranftl, Raffalt das wahre Volksleben mit echtem Geist und Gefühl zu gestalten verstanden — genug, die vielverschriene Zeit des Vormärzes hatte ihr gesundes Correctiv für die faden, geistlosen Heucheleien der Romantik und falschen Sentimentalität, und, weil sie bereits zu solcher Erkenntniss, zu solchem Fortschritte gelangt war, so sind wir umsomehr berechtigt, zu fragen: wie kommt es, dass trotzdem noch heute, nach fünfzig Jahren, bei so total veränderten Zeitläuften, unser Genre zum grossen Theile es noch immer vermag, denselben verlogenen, abgeschmackten Trödel nach wie vor auf den Markt zu bringen?

Die kurze Antwort darauf lautet: weil unsere Künstler in der Regel entweder aus solchen bestehen, welche den gedankenlosen Schwarm des Publicums durch unerhörte Gaukelstückchen sogenannter Originalität zu verblüffen und zu fesseln suchen, oder aus anderen, welche in ihrer eigenen Geistesmattheit auf dieselbe Eigenschaft der Menge speculirend, immer wieder die alten Register aufziehen, die schon so oft erklungen; glaubend, dass sie dadurch ein Präcedenz- und Gewohnheitsrecht des Beifalls haben. Die Einen wollen mit einem kecken, gewaltigen Sprung das erwünschte Ziel

erreichen, die Anderen beharren starrköpfig im Ueberlieferten — nur ehrlich lernen, vorwärtsschreiten mit der Welt und ihrem wahren Fortschritt wollen wenige unserer Künstler. Sie sind keine Beobachter der Welt, die sie umgibt, sie denken nicht daran, die Lücken ihrer mangelhaften Bildung auszufüllen, sie pochen unaufhörlich nur auf das vermeintliche Feengeschenk der Genialität, das ihnen in die Wiege gelegt worden sei, und glauben und fordern, die Welt müsse das bestaunen und sich darnach richten. Die Welt hat aber ein Recht — und bedient sich zuweilen desselben rücksichtslos — ihren Angelegenheiten vor Allem das Interesse zugewendet sehen zu wollen; sie könnte daher auch vom zeitgenössischen Maler verlangen, dass er s i e s e l b e r schildere, dass er i h r wahres Contrefait entwerfe, nicht Uebertreibungen oder veraltete Dinge. Damit die Gegenwart zu solchem Begehren gelange, dazu gehörte aber Eines! sie müsste überhaupt ein Kunstbedürfniss haben; fehlt ihr ein solches, dann fällt sie entweder dem frappirenden Effectstückchen ins Garn oder gibt sich allerdings auch mit demjenigen Abhub zufrieden, den ihr schaffensmatte Künstler nach alter Gewohnheit auftischen.

Und so bedürfnisslos muss leider eben unsere Zeit genannt werden. Die originellen Bravourleistungen der Einen Gattung Künstler sind der scharfe Pfeffer, welcher die Begier nach Kunstconsum reizen soll; die Gegenwart nascht wohl an solchem pikanten Häringssalat, aber sie wird dadurch doch nicht zum erwünschten Gastronomen, und nimmt für ihr mässiges Bedürfniss im Uebrigen mit den aufgewärmten Gerichten der zünftigen Ausstellungs- und Salonmalerei vorlieb. So wird es wohl auch bleiben müssen, bis eine neue Aera für diese Dinge aufgegangen ist. Dem trägen Kunstsinn der Gegenwart wird es fortwährend nicht an stimulantiis fehlen, welche sich vergebens abplagen, durch das bisher Unerhörte und noch nie Gewagte die Apathie des Zeitalters, der Kunst gegenüber, zu beseitigen, und Diejenigen, welchen derlei „Hereinspaziert, meine Herrschaften!" nicht einfällt,

nun, die werden eben noch lange dem Grossmütterchen gratuliren und den schlummernden Schulmeister mit einem Strohhalme unter der Nase kitzeln lassen.

Die Frage bleibt — sei sie vielleicht auch nur theoretisch von Werth — in dieser Sache aber dennoch, ob der ehrliche moderne Künstler sich Brot und Anerkennung nicht doch noch auf eine vornehmere Art erringen könnte, als indem er eine der beiden geschilderten Richtungen einschlägt. Künstler erheben der Kritik gegenüber besonders gern den Einwand, sie solle nicht blos „schimpfen", sondern auch Fingerzeige zur Besserung und Abhilfe der Uebelstände geben. Börne sagt zwar einmal: „Der Kritiker befördert so wenig die schöne Kunst, als der Scharfrichter die Tugend befördert, Beide schrecken von Vergehungen ab, Beide bestrafen sie nur." Wir wollen so hart und scharf nicht sprechen, sondern den Versuch machen, auf einen Ausweg zu denken.

Der Fall steht so: Die falsche Gemüthlichkeit und lügnerische Harmlosigkeit des veralteten Genres wollen wir als Kinderspielzeug nicht mehr in den Händen unseres ernsten Geschlechts erblicken. Was gemalt wird, soll wahr sein, sol den Herzpunkt unseres Lebens treffen, und es wird darum auch nach unserem Herzen sein. Wenn solches gefordert wird und das wirkliche Leben der Gegenwart allerdings auch von dem Geiste der „Nachmittagsschläfchen"-Malerei der Grosspapa-Aera himmelweit entfernt liegt, so folgt daraus aber doch keineswegs, dass der moderne Künstler sofort ins entgegengesetzte Extrem hinübersteuern müsse. Das Charakteristische unseres heutigen gesellschaftlichen und öffentlichen Lebens wird nicht durch sentimentale Backfische, welche „Er liebt mich — Er liebt mich nicht" orakeln, bezeichnet, aber auch nicht durch betrunkene Grisetten oder sich duellirende Damen; nicht durch Arbeitsleute und Taglöhner, welche dem gnädigen Gutsherrn, der den Bau besichtigt, die Hände küssen, aber auch nicht durch solche, welche physikalische Studien machen und bei Retorten sitzen, um Dynamitpräparate zu erzeugen. Es wird uns nicht mehr taugen, an

allen Ecken verschmachtete Klosterfrauen vor der Mater dolorosa zu bewundern, aber die Kunst braucht deshalb auch nicht Dinge, welche seit fast zwei Jahrtausenden Millionen von Menschen das Heiligste gewesen, in die Schmutzsphäre polnischen Judenthums zu zerren. Vielleicht sind wir von Darstellungen verzauberter Prinzessinnen, Gnomen und Feen ein bischen übersättigt, darum braucht die Kunst aber nicht sofort aus der Kinderstube in den medicinischen Hörsaal zu springen und von dort her ihre Ansichten über Vivisection zu verkünden, oder den theologischen, Arm in Arm mit Dav. Strauss und Rénan, zu stürmen. Est modus in rebus. Diese Regel hat die Kunst eben heute bei allen ihren Stoffwahlen vergessen, vielleicht eben deshalb, weil ihr neben diesem Aeusserlichen auch für ihre innersten Lebensbedingungen das Bewusstsein abhanden kam, dass nur im edlen Masshalten das Kriterium des Künstlerischen begründet liege. Sie bekundet eine solche Verirrung ja nicht allein in ihren Themen und Ideenkreisen, sondern nicht minder in der Technik, nicht minder im Formsinn. In der Technik hat sie sich von der kleinlichen, peinlichen Durchführungsweise, von der Glätte und Gelecktheit früherer Epochen abgewendet, dafür pinselt sie heute mit Vorliebe mit dem Kehrbesen, zeichnet mit dem Zimmermannsblei, fetzt und schmiert, kleckst und patzt, dass der Kohlenstaub herumfliegt und der Rock des Ateliersbesuchers gesprenkelt wird. Was aber den Formensinn anbelangt, so hat sie heutzutage eine wahre Todesangst vor den „Idealen", vor den akademischen Gesichtern und griechischen Nasen, und malt dafür wieder Ganymed wie einen tuberculösen Lehrjungen, Paris wie einen Pariser Gamin und Hecuba wie ein Kerzelweib am Allerseelentage.

Vielleicht ist also der Mittelweg nicht undenkbar — vielleicht vermöchte unsere Genrekunst noch eine andere Stoffwahl zu entdecken, als entweder nur den Scandal oder nur die Philisterei. Sollte denn unser tägliches Leben nichts darbieten, was zur Charakterisirung unserer Zeit dem Genre-

maler ebenso entspräche, als zum Beispiel jene zahllosen Motive, in denen die Niederländer des 17. Jahrhunderts die Gesellschaft ihrer Tage verewigten? Die ernsten Genrescenen jener Schule — ich denke hier zunächst nicht an die Drollerien und Bauernspässe der Teniers, Ostade, Brouwer etc., sondern an die Schilderungen des holländischen Adels und Bürgerstandes durch einen Metsu, Mieris, Terburg, Netscher u. s. w. — zeigen uns die Menschen ihrer Tage in Freud und Leid, bei Schmaus und Fröhlichkeit, bei Tanz und Spiel, in Handel und Wandel und allen Lagen des Lebens. Allüberall spricht Wahrheit aus dieser Kunst, kein falscher kränklicher Zug, kein sentimentales Parfüm ist darin, aber auch keine schwindelhaften Taschenspielerstückchen der Effecthascherei und kein brutales Fortissimo speculativer Sensationsmacherei. In jenen Zeiten hätte der Aberglaube, die Goldmacherei, das Hexenwesen oder die Inquisition den Künstlern Stoff genug zu „neuen", verblüffenden Gegenständen des Schaffens geboten; die geringere Entwickelung des Verkehrs hätte damals einem speculativen Maler mit der Vorführung einer Krokodilenjagd aus Afrika bei dem Publicum — Schwedens oder Englands gewiss kolossales Aufsehen und Interesse gesichert — jedoch die alte Kunst hielt, sei es in den idealsten Gebieten der religiösen und Historienmalerei, sei es im Bereiche des Genres, consequent nur an dem Stoffe des rein Menschlichen, des Normalen und Einfachen fest und liess es sich nicht einfallen, der Schaubude Concurrenz zu machen, in der auf dem Markte Missgeburten und Riesenweibchen gezeigt werden.

So behaupten wir denn, dass eine edle und würdige Genremalerei im Geiste des heutigen Lebens gar wohl denkbar wäre, sie müsste nur schlicht und ungekünstelt in den Schatz seiner Erscheinungen greifen und sie ehrlich wiedergeben. Eine völlig neue Erfindung wäre das ja auch keineswegs, vielmehr wandeln ja die Besten unserer Künstler bereits auf diesem Pfade und gehören die meisterlichen Schöpfungen eines Defregger, Munkacsy, Schmidt, Knaus, Vautier, Kurzbauer, Karger, Grützner und vieler Anderer ohnehin schon

in die Reihe. Trotzdem jedoch schien es uns keineswegs überflüssig, der falschen Richtung des Genres entgegenzutreten, denn, wenn die Trefflichsten seine Werthlosigkeit auch bereits erkannt haben, so huldigt doch noch eine ausserordentlich grosse Zahl unserer Künstler dem veralteten Schnickschnack, und was die Hauptsache ausmacht, ist die Vorliebe für das alberne Wesen aus dem Herzen des Publicums noch lange nicht ausgerottet, wobei selbstverständlich die zartere Hälfte die eifrigsten Vertheidiger der gemalten Süssholzraspelei liefert.

Ihre Lieblingsstücklein sind die gewissen geistlosen Frauenbilder, Mädchenköpfe u. dgl., welche der Maler in betrüblichster Gedankenlosigkeit entwirft, um sie der weiteren Gedankenlosigkeit der Beschauer zu überantworten. In den Zeiten der Ridicules und des Strickstrumpfes war der Cultus dieser Langweile auch schon in Flor; man malte, zeichnete, stach oder lithographirte so ein leeres Puppengesicht, das das Wiener Sprichwort gar köstlich als „ein Bild ohne G'nad" bezeichnet, und schrieb geistreicherweise einen beliebigen, schönklingenden Modenamen darunter: Pauline, Adele, Melanie. Heute hat sich das Genre etwas modernisirt; die Toilette und Frisur bildet ein wichtigstes Ingrediens dabei, aber es entspricht das unserer heutigen realistischen Leerheit gerade so, wie die damaligen Schönheitsgallerien dem gleichzeitig herrschenden gespreizten Idealismus sich anpassten, der es dann verursachte, dass die Melanie im Typus der Pallas Athene, die Pauline aber mehr à la Hebe zugestutzt wurde. Sie trugen damals griechische Krobylos und dorische Chitons, heute sitzen, lehnen, stehen die Dämchen in der Erscheinung vollendetster Figurinen aus dem „Bazar" vor uns, deren geistiges Niveau auch das ihrige zu sein pflegt. Aber, was wollen diese Puppen eigentlich? Ja, wenn sie und ihre Schöpfer das wüssten! Ein wespenartiges, geschnürtes und geschniegeltes Fräulein mit Goldlackstieflettchen, japanesischem Sonnenschirm und Binocle steht zwischen ein paar Bäumen; der Katalog sagt: „Waldeinsamkeit". Sie guckt von einer

Bank auf irgend ein Wasser hin: „Abendstimmung", sie ist neben einer aufgeblühten Rose gemalt: „Die beiden Schwestern". Solches Zeug cultiviren vor Allem die deutschen illustrirten Zeitungen, in deren Spalten überhaupt, textlich und bildlich, das gesammte Philisterthum und Pedantenthum der Vergangenheit, die muckerhafte Tugendheuchelei, Rührseligkeit und Töchterschulenmoral ein ungestörtes Asyl gefunden hat. Sie sind wahre Festungen der „Zucht und guten Sitte", bringen jedes Jahr regelmässig ihre „Christbaumfreude" im December und „Christus auf Golgatha" oder die Auferstehung zur Osterzeit, und haben im Genre den erstaunlichsten Consum von all den Läppereien und Kindereien, welche, unbegreiflicherweise, dem Publicum noch immer nicht den Magen verdorben haben. Es wäre lustig, einmal am Jahresschluss eine Statistik dieser Illustrationen in sämmtlichen Familienblättern zu verfassen, um zu registriren, wie viele Dutzende „Spielende Kätzchen", wie viele Schock „Der kleine Soldat" und „Die holde Träumerin" das deutsche Publicum neuerdings zu bewundern Gelegenheit erhalten habe. Natürlich geht mit solcher Geistesblöde wie immer hier auch für gewöhnlich eine widerliche Prüderie Hand in Hand; vor mythologischen und antiken Darstellungen hütet sich die Redaction ängstlich, die ihr ja das Vertrauen der geschätzten Herren Eltern entziehen könnten; was jedoch nicht hindert, dass in Fällen, wo auf den sicheren Absatz der Nummer aus anderen Gründen zu rechnen ist, z. B. als Makart's nackte Weiber, auf offener Strasse Antwerpens zwischen den Landsknechten marschirend, das Aufsehen erregende Ereigniss des Tages bildeten, Riesenholzschnitte jenes Gemäldes in dieselben tugendlichen Blätter aufgenommen wurden. Es ist auch Thatsache, dass die Zeichnung einer Einfassung für irgend eine Darstellung dem Künstler von solchen moralischen Redactionen zurückgewiesen wurde, weil er im dichtverschlungenen Ornament des reichen Rahmenwerkes kleine weibliche Halbfigürchen als Karyatiden angebracht hatte, an denen die Brüste entblösst waren.

Derlei literarisch-künstlerische Unternehmungen entwickeln daher den grössten Verbrauch von den beliebten nichtssagenden Modedämchenbildern. Neben dem geschmacklosen Charaden- und Rösselsprungsport, neben dem modernen Surrogat des Kartenaufschlagens, genannt Handschriftenbeurtheilung oder Chirogrammomantie, Rebussen, Logogryphen und all dem verwandten Plunder, der im deutschen Familienblatt so lustig wuchert, gehören diese verwünschten Modemamsellen zu den besonderen Lieblingsstoffen der geschätzten Leser. Der Künstler hat das abgeschmackte Frauenzimmer ohne einen Schatten von Denkthätigkeit hingezeichnet, die Abonnenten mit der genau gleichen Gehirnaffection es besichtigt, es lässt sich auch für keinen gesunden Kopf (ausser dem unglücklichen „Fachmann für bildende Kunst" des Redactionsbureaus, der zu dem Unsinn noch einen blumigen Text schreiben musste) irgend ein vernünftiger Gedanke dabei erfassen, aber das thut alles nichts! Die schöne Leserin legt das Blatt doch mit einem: „Ah, allerliebst! charmant!" zur Seite und es hat seinen Zweck erfüllt! Was wollen auch die grämlichen Krittler? So ein Puppending lässt freilich nicht viel besonders tiefe Erwägungen zu, aber das passt gerade recht für die höchst einfach beschaffene ästhetische Terminologie unserer Damen, welche ja nur zwei Classificationen kennt: „Charmant!" — das gehört für die glänzenden Toilettenparaden der Salonkunst, und „Herzig", womit „die kleinen Gratulanten" und „die Mopsfamilie" erledigt werden. Sollte noch etwas Nöthiges dabei abgehen, so hat ja schon der beklagenswerthe Textsklave des Familienorganes dafür gesorgt, welchem die beneidenswerthe Mission beschieden, alle Wochen zu solch einem künstlerischen Nichts einen Commentar zu liefern. Aus dessen überraschenden Forschungen und tiefpsychologischen Hypothesen kann dann „die schöne Leserin" noch erfahren, weshalb denn dieses Modell aus dem Confectionsgeschäft mit den feuchten Blicken so tiefträumerisch nach der Ferne späht. „Solltest du, holde Knospe, schon den Frühling ahnen, der dich mit seliger

Freude beglücken wird? — Wer kann in einem stillen Mädchenherzen lesen, wer das süsse Geheimniss der Zukunft enträthseln? Wir sind nicht so indiscret, den Schleier lüften zu wollen, und so träume denn selig weiter, einsame Waldgängerin, und mache die verschwiegenen Tannen allein zu glücklichen Mitwissern deines stillen Glückes." Jetzt wissen wir alles!

Wir wissen aber auch, was die Directionen der Kunstvereine und die Redacteure der Familienblätter diesen unseren Klagen entgegnen werden. Wir haben es ja oft genug vernommen. „Alles recht," lautet ihre Antwort, „aber das Publicum will nichts Anders!" Und sie sprechen freilich die Wahrheit. Die Gesellschaft von heute ist im Leben gewiss von allen Krankheiten des Zweifels, des Hohnes, des Sarkasmus, der Indifferenz, des Argwohns und der rüdesten Verneinung alles Ideals voll, aber in der Kunst verlangt dasselbe Publicum die Lüge, den falschen Optimismus, das bengalische Feuerwerk. Der moderne Geschäftsmann, der Jurist u. s. w. dem fast ununterbrochene Lebenserfahrung einen geradezu grässlichen Pessimismus aufgedrängt hat, durch dessen schwarze Brille er seine Nebenmenschen beinahe nur als eine Horde von Spitzbuben und Schwindlern zu erblicken gewohnt ist, er wendet sich von den gemalten Naivetäten einer nie gewesenen Harmlosigkeit nicht hohnlächelnd ab — im Künstlerhaus, auf der Scene, im Roman, findet er solche Unwahrscheinlichkeiten selbstverständlich. Wir kennen einen Fall von einem Zank zwischen einem Vater und der Erzieherin seines Töchterchens, der jener das einfältige Erzählen von dummen Märchen, wie Dornröschen und Aschenbrödel, verbot, weil man den Kindern solche erlogene, unsinnige Geschichten nicht einprägen solle — aber wir sind überzeugt davon, dass derselbe Herr und Seinesgleichen sich's stets anstandslos gefallen liessen, den ganzen verlogenen Kram moderner Zimperlichkeit und Unwahrheit der heutigen Kunst für Erwachsene in den Kauf zu nehmen. Das moderne Theater und der Roman führt ihm Millionäre vor, die es nicht übers Herz bringen können, den ungerecht erworbenen Reichthum ihrer Väter zu verzehren,

und deshalb lieber arme Fabriksarbeiter werden; er hört von Cameliendamen, die der Anblick einer verhungerten, aber tugendhaft gebliebenen Schwester bestimmt, Herzöge und Banquiers zu verabschieden, die ihr einziges ehrlich erworbenes Besitzthum, die goldene Uhr aus den Kindertagen, veräussern, um dafür eine Nähmaschine zu kaufen und sich ihr Brot durch Arbeit zu verdienen. Von dergleichen Blödsinn steckt Kunst und Literatur heute noch immer voll und das Publicum lässt dergleichen läppische Attentate auf den gesunden Menschenverstand ruhig hingehen, applaudirt, ist gerührt und empfindet keinen Augenblick Scham vor sich selber.

Das Publicum s u c h t die Wahrheit nicht in der Kunst. Es lechtzt zwar einerseits nach dem Kitzel der crassen Uebertreibung des Wirklichen, aber es hat auch, mit einer dunklen, missverstandenen Erinnerung von dem, was man Idealismus nennt, die unbestimmte Vorstellung, dass es andererseits auch ein Vorrecht der Kunst sei, die Dinge anders als sie sind, rosenfarb, illusorisch aufzufassen. Darüber rechtet man gar nicht, man weiss das und nimmt es stillschweigend hin, etwa wie die übernatürlichen Wundergeschichten der Legende. Das Publicum interessirt dann blos, w i e dergleichen zur Darstellung, zum Ausdruck gebracht werde; das Persönliche des Künstlers, der auf diesem idealen Schimmel reitet, und die Virtuosität, mit der er das macht, fesselt es allein. Wie muss doch die Wolter aussehen, wenn sie eine edle Kindesmörderin gibt; wie dürfte wohl Wilbrandt einen schwielenhändigen Arbeiter auffassen, der durch die Liebe zu einem hochherzigen Weibe aus den Verirrungen des Nihilismus gerettet wird; wie könnte sich Makart ausnehmen, wenn er die Einweihung einer reumüthigen Cocette zur Himmelsbraut malen würde? Es fällt diesem in Lüge und Unverstand aufgewachsenen Publicum keinen Augenblick ein, sich zu fragen, ob die genannten Stoffe überhaupt möglich, wahrscheinlich oder der Kunst würdig seien; es nimmt sie nur als neue Chargen und Masken seiner Lieblinge und interessirt sich so viel dafür, wie für seinen Pudel, für den es auch eine Art Interesse bekundet, ihn einmal tanzen zu

sehen, während er bisher blos aufwarten konnte; man denkt aber ebensowenig daran, dass es unnatürlich und unvernünftig sei, ein Thier tanzen zu machen, als man denkt, dass die falsche Idealistik jener „Kunstwerke" gegen die Natur und gegen die Vernunft sei.

Diese Betrachtung kann nicht abgeschlossen werden, ohne — namentlich einer gewissen Gattung factiöser Kritik gegenüber — zu betonen, dass es ihr fern lag, etwa den Künstlerstand von heute gehässig anzutasten. Mussten auch eine Reihe Mängel und Verirrungen hier strenge beurtheilt werden, so lautet das Endergebniss dieser Untersuchung doch keineswegs: unsere modernen Künstler sind nichts als Unwissende, Bildungslose, kecke Faiseurs etc. Wir verwahren uns feierlich gegen eine solche Auslegung. Wir haben ein warmes Herz für unsere Künstler und nur aus dessen tiefstem Grund konnte ein so ungeheucheltes Wort gesprochen werden — nicht aus Feindseligkeit! Wir wissen ferner sehr wohl, wie viele unter ihnen auf der Höhe reinsten Strebens und edelster Bildung stehen, und sind uns gerade ihrer Zustimmung sicher; aber wir haben auch die feste Ueberzeugung, dass Uebelstände so einschneidender Art besprochen werden müssen, und wenn es selbst nur eine Minorität wäre, die es dabei angeht. Für den echten Künstler, nicht gegen sein Wohl sind unsere Sätze geschrieben; jede andere Deutung wäre absichtliche Verdrehung der uns leitenden Tendenz.

Keine Milderung aber lassen wir dagegen im Hinblick auf die Gesellschaft zu. Ihre heutigen Zustände sind die Ursache aller und jeder Uebel im Künstlerwesen und hierin erblicken wir das wahre Ziel unseres Angriffes, den Strom, gegen den wir schwimmen. Jedes tadelnde Wort über die Künstler trifft nur die Consequenzen des Verfalls unseres gesellschaftlichen Lebens, wie er sich in seinen Wirkungen auf das Kunstschaffen nothwendig äussern muss. Und in diesem Sinne betrachten wir uns hier nicht als Ankläger, sondern im Gegentheil als Anwalt des Künstlerthums!

X.

DIE LECTÜRE DES VOLKES.

Seitdem die Buchdruckerkunst die Leuchte der Bildung die vordem nur Wenigen gestrahlt, siegreich über den Erdkreis trägt, seitdem nicht blos wenige Tausende, sondern die Millionen lesen, beschäftigt die Gesetzgeber unaufhörlich die Sorge um unser geistiges Wohl, die Frage nach der Lectüre des Volkes — denn das, was die Herren der Welt unser geistiges Wohl nennen, das scheint ihnen die sicherste Gewähr für ihr materielles zu bieten. Das Schiller'sche Wort: „Geben Sie Gedankenfreiheit!" ist so alt wie die staatenbildende Menschheit, und es hatte immer einen üblen Klang für Fürsten-, Priester- und Ministerohren. Doch was ist dieses Wort im Vergleiche mit dem mächtigen Schlachtruf unseres Jahrhunderts: „Geben Sie Pressfreiheit!" Alle Throne schienen zu wanken, als diese Forderung zuerst durch die Welt hallte. Und siehe, man gab den Völkern die Freiheit des Gedankens, doch die Herren der Welt blieben, was sie waren, man gewährte uns Pressfreiheit, und die Throne stehen fester als je — am festesten dort, wo die Freiheit der Presse eine unbeschränkte, durch keine Polizeigewalt verkümmerte, wo man Worte als Worte ansieht und nichts straft, als die That. Und diese Erscheinung ist eine ganz natürliche. Durch die immer weiter greifende geistige Durchdringung der Völker wurden neue Kräfte in denselben geweckt, ist gewissermassen die chemische Zusammensetzung

der Menschheit eine andere geworden, und ein Fluidum, demjenigen der Elektricität vergleichbar, erfüllt die Geister der Massen. Nur ein ununterbrochener Ausgleich der Kräfte kann diese elementaren Gewalten bändigen, jede Hemmung derselben berührt uns heute wie die Verletzung eines Naturgesetzes.

Man hat die edle Kunst Gutenberg's lange Zeit hindurch blos die „schwarze Kunst" genannt, und zu den schlimmstbehandelten Menschenkindern der modernen Welt gehören unzweifelhaft jene armen Teufel, die sich zuerst in den Dienst dieser geheimnissvollen Kunst gestellt und für die Verbreitung ihrer Wunderwerke thätig waren. Das unmittelbare Geschöpf des Buchdrucks war der Colporteur. Derselbe wanderte mit seiner Waare von Dorf zu Dorf, von Messe zu Messe, er drang in die hochgelegenen Ritterburgen, kehrte in den Klöstern der Mönche ein und bot in den Städten auf offenem Markte seine frommen Tractätlein und weltlichen Dinge feil. Und das Verhängniss folgte ihm überall hin. In den deutschen Reichsstädten spannte man ihn häufig in den Bock, manch kleiner Landesvater warf ihn in den Thurm seiner Burg, in Bayern folterte man ihn und in Sachsen wurden einige Colporteure geköpft. Am gründlichsten verfuhr man aber in Oesterreich gegen die neue Landplage — da wurden diese armen Burschen theils gehängt oder verbrannt, theils in die Donau geworfen. Und es half alles nichts. Ein halbes Jahrhundert nach Fertigstellung der ersten gedruckten Bibel sehen wir bereits die ersten sesshaften Buchhändler ihr anerkanntes bürgerliches Gewerbe betreiben, der Colporteur aber stirbt nicht aus, er spielt in bewegten Zeiten theils im Dienste, theils als Concurrent des gesetzlich anerkannten Buchhandels die grösste Rolle, und er entfaltet gerade in unseren Tagen der buchhändlerischen Massenerzeugung wieder eine erhöhte Thätigkeit. Der Colporteur ist der allgegenwärtige Culturträger unserer Zeit, er ist eine mächtige Waffe im Dienste der Aufklärung, er trägt den Segen der Wissenschaft, die Werke der Kunst und Literatur in die entlegensten

Winkel der bewohnten Erde, und was er Gutes stiften kann und seit Jahrhunderten gestiftet hat, ist unermesslich. Aber ebenso unermesslich ist das Unheil, das er anzurichten vermag, wenn die niedere Gewinnsucht bildungsloser Speculanten sich seiner bemächtigt, wenn er im Dienste der Gemeinheit und Rohheit Einzelner wirkt und die böse Saat einer entsittlichenden Afterliteratur in jene tiefen Schichten der Bevölkerung streut, wohin die guten Bücher, die ihr das Gegengewicht halten könnten, nur spärlich oder gar nicht dringen.

Dieser Erkenntniss verdankt eine Bewegung seine Entstehung, die gegen den Colportagebuchhandel gerichtet ist und die sich bereits über ganz Europa und Amerika erstreckt — nur an Oesterreich, diesem einst so grimmigen Erbfeinde der Colporteure, ist dieselbe bisher spurlos vorübergegangen. In Frankreich, dem Vaterlande Zola's, wurde bereits 1881 ein Gesetz angenommen, das die strenge Ueberwachung der Colporteure anordnet und sie verpflichtet, stets ein genaues Verzeichniss ihrer Drucksachen mit sich zu führen, um es in jedem Orte der Behörde vorzulegen; in Amerika will man Jedermann mit Geld oder Gefängniss bestrafen, der gewisse Romane oder sonstige Schriften unzüchtigen Inhalts an einen Minderjährigen verkauft, und in Deutschland gab es vor drei Jahren eine grosse Parlamentsdebatte über Schund- und Schandliteratur, zu deren Bekämpfung die Regierung einen Gesetzentwurf eingebracht hatte, der ans Ungeheuerliche grenzte — der Colportagebuchhandel sollte nämlich ganz unterdrückt werden.

Und für dieses Gesetz traten nicht nur Parlamentarier von den sattsam bekannten Eigenschaften des Herrn Hofpredigers Stöcker ein, auch ernste Männer der Wissenschaft liessen sich hinreissen, dasselbe zu vertheidigen, und die Fortschrittsmänner des deutschen Reichstages mussten all ihre Kräfte aufbieten, um das Gesetz in dieser schroffen Fassung zu Fall zu bringen. In welcher Form es angenommen wurde, das wird uns später beschäftigen.

Es müssen schwere Sünden sein, die der moderne Colportagebuchhandel begangen, wenn ein solches Strafgericht über ihn hereinbrechen konnte.

Ein Verbot des Colportagehandels würde heissen: von den nahezu 6000 Buchhandlungen, die Deutschland und Oesterreich aufweisen, sind 1100 zu schliessen, denn so viel leben ausschliesslich von der Colportage, und zwar nicht blos von derjenigen mit schlechten Büchern. Es ist im deutschen Reichstag nachgewiesen worden, dass der Colportagehandel vom Meyer'schen Conversationslexikon, das in 145.000 Exemplaren verbreitet ist, zwei Drittel abgesetzt hat. Ebenso von Brehm's Thierleben, ein Werk, dessen Kosten für Druck, Papier und Honorar allein 2 Millionen Mark betragen haben, und ganz dasselbe gilt von der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur, deren erste Auflage ein Capital von 1,350.000 Mark verschlang. Man muss sich das alles vor Augen halten, wenn man von den Schattenseiten und schädlichen Auswüchsen des Colportagehandels reden will, um sich keiner Uebertreibung schuldig zu machen, um nicht ungerecht zu werden. Eines kann man getrost aussprechen: Gerade die 1100 Buchhandlungen, die sich in Deutschland und Oesterreich ausschliesslich mit Colportage befassen, sind die Buchhandlungen des Volkes, sie sind die Quellen, aus denen die Millionen ihren Wissensdurst stillen, ihre Unterhaltungslust, ihr Sensationsbedürfniss befriedigen; und wem daran gelegen ist, einen tiefgehenden Einfluss auf das Volk zu gewinnen, der darf diese Quellen nicht verstopfen, der muss dieselben sich dienstbar zu machen suchen. Die Lectüre des Volkes ist ein hochwichtiger Factor in unserer Zeit, und weder der Staat, noch die Gesellschaft sollte ihn unterschätzen. Der Staat thut dies auch nicht, nur ist die Art, wie er sich dieser Sache annimmt, höchst ungeschickt. Er leiht seinen mächtigen Arm meist ungenügend gebildeten Organen, und wir finden die plumpe Hand des urtheilslosen Polizisten immer dort, wo sie nichts zu schaffen hat. Der Gesellschaft aber fehlt es zum grossen Theile an der Kenntniss dessen, was

unter ihrem Gesichtskreis vorgeht, oder sie hat kein Verständniss dafür.

Unter den 50 Millionen Deutschen, die in Deutschland und Oesterreich sesshaft sind, können etwa 90 Procent lesen und schreiben, 4 Procent lesen, aber nicht schreiben, und nur 6 Procent weder lesen, noch schreiben. Es wird also kaum nöthig sein, von den Analphabeten zu sprechen. Von diesen 50 Millionen Deutschen dürften sich etwa zwanzig damit begnügen, wenn sie sechs Tage der Woche im Schweisse ihres Angesichtes gearbeitet, am siebenten das Gebetbuch, die Bibel oder den Kalender zu lesen. Diese 20 Millionen bilden die träge Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung, die an der Scholle haftet und durch nichts aufzurütteln ist; die übrigen 30 Millionen theilen sich in die Lectüre der in Deutschland und Oesterreich erscheinenden 6000 deutschen Zeitungen (darunter etwa 1000 Tagesblätter) und in die Bewältigung des Büchermarktes, der jährlich ich weiss nicht wie viel Nummern aufweist. Von diesen 30 Millionen aber lesen kaum zehn die besseren Zeitungen, die anständige Belletristik der sogenannten Familienblätter und die wissenschaftlichen Erscheinungen, und ich wage nicht die Behauptung aufzustellen, dass mehr als zwei Millionen von ihnen den Faust lesen und die wahrhaft edlen Werke unserer Literatur kennen. Von diesen zwei Millionen hält kaum die Hälfte Schritt mit der Entwickelung unseres guten modernen Schriftthums. Die übrigen 20 Millionen aber — also der bewegliche Theil der Volksmasse, mit dem der Staat gar sehr zu rechnen hat — lesen zum grössten Theil schlechte Zeitungen und schlechte Schriften überhaupt. Diese schlechten Schriften zerfallen in verschiedene Gruppen. Obenan stehen: die verrohte Volkspresse und die belletristische Schund- und Schandliteratur, die mit den gemeinsten Trieben der Massen rechnet und die wir unter der Bezeichnung „Colportageromane" kennen; ihnen reiht sich die unter dem Schutze religiöser Gesellschaften stehende Literatur an, welche den wahnwitzigsten Aberglauben im Volke nährt. Dann folgen als anmuthige Arabesken zu diesen Säulen unseres schlechten

Schriftthums die socialistische Belletristik, die grösstentheils von überspannten Frauenzimmern herrührt und die hirnverbrannten Ideen von der freien Liebe im freien Staate und Aehnliches predigt, und schliesslich die für die Jugend berechneten massenhaften Indianergeschichten, die nicht wenig beitragen zur Verrohung der Gemüther, zur Ueberhitzung der Phantasie in unserer Knabenwelt.

Unter den verderblichen Volksblättern stehen die illustrirten obenan. Während die anderen sich damit begnügen, Mord, Todtschlag, Verbrechen und Unglücksfälle jeder Art blos in aufregenden Worten zu schildern, stellen diese stets die grauenhaftesten Momente von Allem bildlich dar. Dabei machen ihre Zeichner von der den Künstlern eingeräumten Freiheit immer in der ausgedehntesten Weise Gebrauch. Ob eine Unglückliche verzweifelt vor einem Crucifix liegt oder sich unter die heranbrausende Locomotive wirft, sie wird dies stets im blossen Hemde thun und der Mond beleuchtet ihre schwellenden Formen. Ist gerade die Impffrage auf der Tagesordnung, so wird an einem üppigen Mädchen mit völlig entblösstem Oberkörper und in Gegenwart von Männern die Operation dargestellt. Bricht wo ein Feuer aus, so sieht der Zeichner nichts als die halbnackten Weiber, die die Flucht ergreifen, und brennt in Amerika einmal eine Badeanstalt ab, dann feiert der Stift dieser „Künstler" wahre Orgien, denn diese Badeanstalt war natürlich ein Frauenbad. Amerika ist überhaupt ein beliebter Schauplatz für all die in diesen Blättern bildlich dargestellten Schauergeschichten. Alles Bestialische, das in der Welt vorgeht (oder nöthigenfalls erfunden werden kann), findet in diesen Sudelblättern seine Verherrlichung, und zwar stets mit einem Beisatz von Frömmelei und Lüsternheit. Nebenher laufen Romane der rohesten Art, deren Verfasser an Niedrigkeit der Gesinnung und Unbildung häufig tiefer stehen als jene Kreise, in welchen diese Erzählungen gelesen werden. Der Verfasser ist aber immer als einer der ersten Tagesschriftsteller angekündigt, und doch macht ihn nichts als seine auf das Grauen-

hafte gedrillte und überhitzte Phantasie zum Schriftsteller, und die Schriftsetzer einer Druckerei kommen häufig in die Lage, die Werke eines solchen Schriftstellers erst mit der Rechtschreibung in Einklang bringen zu müssen. „Das Brandmal des Fluches" heisst einer dieser Romane, dessen Einleitung typisch ist für die ganze Gattung: Die Magd geht des Morgens Einkäufe machen, doch als sie nach Hause kommt, sieht sie in ihrem Marktkorb bei „Kohl und Ruben" einen kleinen, in „feine Spitzen" gehüllten Buben zappeln. Derselbe hat natürlich an einer Stelle seines Körpers ein braunes Mal, und seine Wäsche ist mit einer Krone gezeichnet. Nach dieser Einführung kommen wir zum ersten Capitel. Es heisst „Das unheimliche Haus" und beginnt dem entsprechend. Nun tritt auch der Illustrator bereits in Thätigkeit, und die Textstelle, die ihn zu seinem ersten Bilde begeistert, lautet „Bleib steh'n, Schurke, sonst schiess' ich dich nieder!" Man kann sich das Bild, das zu diesem Satze gehört, leicht vergegenwärtigen, und auch den Styl, in welchem der Roman weitergeführt ist. Dass diese Zeitungen stets das Neueste und Sensationellste zu bieten wissen, ist selbstverständlich und mit Eifersucht wachen sie darüber, dass sie von den vornehmen Blättern in keiner Weise übertrumpft werden. Alles, was diese thun, ahmen sie in ihrem Style nach. Bringt die „Leipziger Illustrirte Zeitung" das Bild eines bekannt gewordenen Schiffbruches, so stellt ein solches Blatt jenen Moment dieses Unglücksfalles dar, wo die Landleute an den ans Ufer geschwemmten Ertrunkenen ihre Rettungsversuche machen: sie stellen die Leichen auf den Kopf, damit ihnen das Wasser aus dem Munde rinne. Auf diesem grotesken Bilde geht es natürlich nicht ohne die üblichen weiblichen Enthüllungen ab und die Leichenräuber fehlen ebenfalls nicht.

Die Sitte der anständigen Familienblätter, die Handschriften bedeutender Männer in Facsimile zu bringen, ist selbstverständlich nicht ohne Nachahmung in diesen Niederungen der Zeitungsmacherei geblieben. Wenn die Hand-

schrift irgend eines berüchtigten Mörders überhaupt aufzutreiben ist, wird sie von diesen Blättern sicherlich in Facsimile gebracht. Man könnte dagegen nicht einmal etwas Besonderes sagen, denn die graphologische „Wissenschaft" steht ja in unseren Tagen wieder in üppigster Blüthe und die Männer dieser — „Wissenschaft" werden aus Verbrecherhandschriften ja allerlei merkwürdige Schlüsse ziehen können. Aber wo soll man die Worte hernehmen, um die Niedrigkeit der Gesinnung zu kennzeichnen, die sich in Folgendem ausdrückt: Als der Frauenmörder Hugo Schenk das allgemeine Entsetzen wachrief und die Welt sich mit den grauenhaften Einzelheiten seines Processes beschäftigte, da gab es in Wien nicht nur Zeitungen, die Gedichte von Schenk veröffentlichten, die nicht von ihm herrührten, sondern in den betreffenden Redactionen gemacht worden waren; es gab sogar solche, die ihre Gunst auch dem Henker schenkten, dem die Ehre zugefallen war, Schenk und seinen Genossen Schlossarek hinzurichten. Die Rechnung, die der Scharfrichter über diese seine Amtshandlung dem Wiener Landesgerichte vorlegte, wurde photographirt und in Facsimile von einigen Blättern veröffentlicht. Dieselbe beginnt: „Rechnung für die von mir am heutigen Tage an die zwei Raubmörder Hugo Schenk und Karl Schlossarek vollzogene Todesstrafe." Und nun folgt eine Aufzählung aller Kostenpunkte: „Zwei Galgen verfertigen lassen, à fl. 7 macht fl. 14", „Zwei Arbeiter zur aufstelung beider Galgen fl. 3", „für meine Person die aufsicht dabei fl. 6", „für den volzug der zwei Todes Urtheile für meine Person à fl. 25, macht fl. 50." Was des Henkers „stelvertreter" und Gehilfen erhielten, was die Abnützung des Richtzeuges und die Abtragung der Galgen gekostet, alles findet man in diesem denkwürdigen Actenstück, das datirt ist: „Wienn am 23. Aprill 1884" und den kostbaren Namenszug des Wiener Scharfrichters trägt. Und die Blätter, die sich nicht entblödeten, dieses Document photographiren zu lassen, glaubten, „bei dem hohen Interesse, das der Process Schenk allenthalben findet, ihren

Lesern diesen ausserordentlich interessanten Beitrag schuldig zu sein".

Wenn diese verrohte und die Gemüther verrohende Zeitungsliteratur im Dunkeln ihr Dasein fristen würde, wäre es kaum der Mühe werth, gegen sie aufzutreten. Aber das ist nicht der Fall. Unsere vornehmsten Tagesblätter schämen sich nicht, in regelmässigen Zwischenräumen in ihrem redactionellen Theile die schwungvollsten bezahlten Reclamen für diese Schandblätter zu bringen — von denen eines der gefährlichsten sich selbst das „Interessante"*) nennt — und ihre Auflagen wachsen von Quartal zu Quartal, ihre Leser zählen nach Hunderttausenden. Selbstverständlich gehören diese Leser zumeist den tiefsten Schichten der Bevölkerung an, und dies ist kein mildernder, sondern ein erschwerender Umstand. Die Zunahme der Verbrecher und die häufige Wiederholung der Verbrechen, einer ganz bestimmten Art, sind direct auf den Umstand zurückzuführen, dass heutzutage ein wahrer Sport mit der Weiterverbreitung aller menschlichen Schandthaten getrieben wird. Das plötzliche Auftreten der vielen Lustmorde in den letzten Jahren in Deutschland und anderer Verbrechen, die sich wie eine Krankheit äusserten, hat dies zur Genüge bewiesen. Auch ist Francesconi, der Mörder des Wiener Briefträgers, ein schlagender Beweis dafür. Er selbst schöpfte die Anregung zu seiner That, wie wir wissen, aus einem Colportageroman; aber nur die ungeheure Verbreitung und Verherrlichung, die sein Verbrechen durch die Presse fand, zeugte seine zahlreichen Nachfolger. Es gab bekanntlich bald darnach

---

*) Der illustrative Inhalt einer einzigen Nummer dieses Schundblattes genügt, dasselbe zu kennzeichnen. Die erste Nummer im Februar d. J. enthält die Bilder:

Der Kampf mit Nihilisten in Petersburg. — Eine Schreckensscene auf dem Centralfriedhofe in New-York. — Der Transport von Schüblingen aus dem Wiener Polizei-Gefangenhaus. — Der Einsturz einer Schule in Pest. — Ein Kampf mit Walfischen. — Eine Erkennungsscene in der Pariser Morgue.

Briefträgermorde oder doch Mordversuche an Briefträgern auf der ganzen Erde.

Mit dem Fall Francesconi wären wir nun bei einer der schlimmsten Arten von Volkslectüre angelangt, bei der niedersten Gattung der Belletristik, dem Colportageroman, dieser mächtigen Concurrenzliteratur jener Schandpresse, die wir bereits kennzeichneten. Vom Inhalte dieser Romane haben die gebildeten Kreise nur eine schwache Ahnung, von der Verbreitung derselben wissen sie nichts. Wir begnügen uns damit, zu lächeln oder zu spotten, wenn wir von Colportageromanen hören, wenn wir die verdächtigen Hefte bei unseren Dienstleuten, in Werkstätten oder Fabriken sehen. Und doch verdienen dieselben, sehr ernst genommen zu werden. All diese Romane sind nach dem von den Speculanten, die sie verbreiten, offen einbekannten Grundsatze verfasst: Das Volk will nicht unterhalten, es will aufgeregt sein. Darin liegt ja ein Körnchen Wahrheit. Es frägt sich nur, nach welcher Richtung hin diese Herren das Volk aufregen, mit welchen Mitteln sie dies thun und zu welchem Zweck? Die Antwort auf diese drei Fragen lautet vernichtend. Um Richtung und Mittel der Aufregung festzustellen, genügt in den meisten Fällen die Kenntniss des Titels und der Capitelüberschriften eines solchen Romanes. Da heisst einer z. B.: „Die arme Näherin oder des Mordes verdächtigt." Und die einzelnen Capitel: „Der Mord", „Der Fluch des Vaters", „Der Brandstifter", „Vom Tode erstanden", „In Todesängsten", „Bei der Todtenwache" etc. etc. Und ein anderer: „Der Sträfling oder unschuldig verurtheilt." Einzelne Capitel: „Das Verbrechen", „Der Sträfling und seine Mutter", „Die Liebe des Verbrechers", „Das unheimliche Haus", „Büsserin und Schurke", „Der rothe Barthel", „Ein Messerstoss" etc. etc. Wenn man nun erwägt, dass in diesem blutrünstigen Style die Lebensschicksale einer unschuldig Verdächtigten und eines unschuldig Verurtheilten geschildert werden, wie müssen erst die wirklichen Verbrecherromane aussehen? Selbst die dem Titel nach ziemlich harmlos er-

scheinenden Colportageromane, z. B.: „Müllers Lieschen oder die Gräfin im Irrenhaus", „Das Geheimniss einer Frauenseele oder Engel und Dämonen" u. a. enthalten eine unglaubliche Fülle von Schandthaten. Nehmen wir beispielsweise einmal den Roman „Müllers Lieschen" zur Hand und blättern wir die ersten Hefte durch. Erstes Capitel: „Der Mörderhand — entrissen!" Am Abend eines Apriltages geht ein Mann am Gmundener See auf und ab. Er zankt sich mit einer alten Frau, die seine Unruhe merkt und ihren Grund ahnt. Er jagt sie fort. Eine Dame kommt zu Pferde. Der Mann macht ihr den Vorschlag, die wissende Alte ermorden zu lassen. Die „dämonische Comtesse" sagt: „Schweig davon!" — zieht einen Brief aus der Satteltasche, liest ihn und hält einen Monolog: „Es ist kein Zweifel mehr, er liebt sie" u. s. w. „Nein, Bruder Alfred, eine Müllerstochter darf den Namen Hohenbruck nicht tragen" u. s. w. Die Dame und der Bauer werden nach einigem Feilschen einig; um zwölftausend Gulden will derselbe die Müllerstochter beseitigen. Tausend Gulden erhält er Vorschuss .... Lieschen ist heute über dem See bei ihrer Pathin zu Besuch und soll dort übernachten.

Da erscheint in der Nacht ihr gedungener Mörder, weckt die Leute auf, sagt, der Müller sei plötzlich schwer erkrankt und wünsche sein einziges Kind zu sehen. Er gibt sich Lieschen als ein Nachbar ihres Vaters zu erkennen und sie folgt ihm willig. Natürlich ist ein furchtbares Wetter im Anzug und Sturm auf dem See. Aber Mathias ist ein guter Ruderer, er wirft nur Lieschen in das Wasser und hilft sich selbst hinüber. Graf Alfred reitet in der Sturmnacht selbstverständlich am Ufer spazieren. Da hört er den gellenden Hilferuf und sprengt mit seinem Ross sofort in den See. Das Thier geht unter, er aber schwimmt vorwärts, und während Mathias am Ufer seinem Gott inbrünstig dankt, dass das grosse Werk gelungen, rettet der Graf die Müllerstochter und bringt sie unter pathetischen Redensarten zu ihren Eltern. Früh Morgens geht Mathias wieder am See auf und ab und wartet

auf die dämonische Comtesse und seinen Sündenlohn. Sie kommt und knirscht mit den Zähnen vor Wuth: „Schurke!" Er antwortet: „Sie wollen mit mir handeln, Comtesse — so scheint's. Ich warf sie ins Wasser — bei Gott und allen Heiligen!" Sie zeigt ihm höhnisch das Geld (elftausend Gulden) und während sie es zählt, reitet sie langsam auf eine Anhöhe am Ufer. Er folgt. Seine Blicke hängen gierig an dem Gelde, schon greift er darnach, die böse Comtesse aber rennt ihn plötzlich mit dem Pferde an, er stürzt rücklings in den See und geht unter; das ist das erste Capitel. Das zweite heisst: „Schön Lieschen." Ein reicher Bauernbursche der Umgebung wirbt bei den Eltern Lieschens um ihre Hand. Man gibt ihm einen Korb, denn der edle Graf Alfred von Hohenbruck will das Müllergänschen heiraten. Der Bursche knirscht nun ebenfalls mit den Zähnen; da sieht er den Grafen kommen, der einen Führer ins Hochgebirg sucht zur morgigen Jagd. Der abgewiesene Freier erbietet sich dazu. An einem einsamen Ort erschiesst er den Grafen. Das ist das zweite Capitel. Das dritte heisst: „Der Schwur im Leichenhause." Als die Hofbäuerin erfuhr, dass ihr braver Sohn einen Grafen erschossen, traf sie der Schlag, sie fiel um und war todt. Und als man dem verhafteten Burschen gesagt, er habe seine Mutter getödtet, stürzt auch er hin und ist mausetodt. Im Leichenhause des Friedhofes werden Mutter und Sohn beigesetzt. Und gerade hier haben die Gräfin-Mutter, ihre Tochter und eine ihrer Creaturen sich um Mitternacht ein Stelldichein gegeben, hier tauschen diese Drei ihre schrecklichen Schwüre aus, alles daranzusetzen, dass Graf Alfred das Lieschen nicht heiratet, und müssten sie abermals einen Mörder dingen.

Man wird hier vielleicht verwundert fragen: Ist denn Graf Alfred nicht todt? Wie naiv! Das ist ja eines der hauptsächlichsten Kennzeichen des Colportageromans, dadurch eben unterscheidet sich die ideale Welt dieser Literatur von der wirklichen, dass ihre Todten immer wieder lebendig werden. Lieschen wurde in den See geworfen und gerettet.

Mathias von der dämonischen Comtesse sogar hineingeritten, und doch wird er in einem späteren Capitel wieder auftreten; der Graf wurde im zweiten Capitel im Gebirge erschossen und stürzte in einen Abgrund, im dritten lebt er, der Bauernbursche fiel um und war todt, als er hörte, dass seine Mutter umgefallen war vor Schreck über seine That, und doch hört er nun im Leichenhause den mitternächtigen Schwur der Gräfin-Mutter, der dämonischen Comtesse und ihres Spiessgesellen. Wie ist das alles möglich? Das eben ist die Frage. Der Colportage-Romanschriftsteller gebraucht das Wörtchen „todt" fast nie. Er lässt seine Leute auf die jämmerlichste Art zugrunde gehen, der Leser mag sie hundertmal verloren geben, der Autor ist weiser, er denkt an die Zukunft und reservirt sich die Scheintodten für alle Fälle. Wie leicht kann man eine Person wieder brauchen, und wie geheimnissvoll lässt ein Todtgeglaubter sich nicht verwerthen!

In diesen drei Capiteln, die charakteristisch sind für die ganze Gattung, ist also Folgendes vorgefallen:

1. Ein Vorschlag zu einem Meuchelmord an einer Greisin.

2. Ein Mordversuch an einem jungen Mädchen.

3. Ein Mord, den eine dämonische Comtesse an ihrem Vertrauten begangen.

4. Ein Mord, den ein abgewiesener an einem begünstigten Freier vollführt.

5. Zwei Schlaganfälle.

6. Ein Schwur, der den Vorsatz zu künftigen Mordthaten enthält.

Soll ich fortfahren mit der Erzählung dieses Romans? Ich beginne lieber mit einem neuen, und zwar mit dem obengenannten: „Das Geheimniss einer Frauenseele oder Engel und Dämonen." Erstes Capitel: „Das Flammenzeichen." Zwei Mordgesellen haben einen Mann, dessen geheimnissvolle Papiere sie rauben wollen, vergiftet. Er stirbt, aber seine Tochter wacht bei der Leiche, der Raub ist unmöglich. Deshalb legen sie Feuer im Haus und warten in der nächsten Brannt-

weinschänke ab, bis Lärm erschallt. Das tritt alsbald ein und Einer von ihnen raubt während des Tumults die Papiere, der Andere unter dem Vorwande, es zu retten, das Mädchen, und der Todte verbrennt. Was will man mehr? Im ersten Capitel:

1. ein Giftmord;
2. eine Brandstiftung;
3. ein Mädchenraub;
4. ein Diebstahl von Documenten, und
5. eine Leichenverbrennung.

Soll ich fortfahren? Ich denke, das genügt vorläufig, um die Niederträchtigkeit einer Literatur zu kennzeichnen, mit der die Volksseele grundsätzlich und planmässig unter dem Schutze unserer Gesetze verpestet wird. Aber auch ausgebeutet, gebrandschatzt wird das Volk von den gewissenlosen Speculanten, die diese Schandliteratur verbreiten, und wir haben in Wien das Beispiel vor Augen, dass die Verleger dieser Schauerromane sich von den dem Volke erpressten Kreuzern geradezu bereichern. Wie das möglich ist? Von dem Ertrag der Romane allein würden sie sich allerdings keine Häuser bauen können, das erreichen sie nur durch den ungeheuren Prämienschwindel, den sie ganz offen betreiben, und durch Manipulationen anderer Art mit den Romanen selbst. Sie veröffentlichen denselben Roman häufig unter verschiedenen Titeln und combiniren die Herausgabe derselben untereinander so, dass sie fast alle doppelt und dreifach bezahlt erhalten. Auch verwenden sie dieselben Illustrationen zu den verschiedensten Romanen. Einige Beispiele werden dieses Vorgehen klar machen. Da ist z. B. der Roman: „Vom Bürgerhaus zum Kaiserthron." Derselbe ist wörtlich unter dem Titel: „Philippine Welser, die Bürgerstochter am Kaiserthron" im selben Verlage erschienen. Das Titelblatt nur ist geändert, um den ungebildeten Abnehmer leichter übertölpeln zu können. Während auf dem erstgenannten eine Kerkerscene das Titelblatt ziert, schmückt eine Uhr (die Prämie) das des letzteren. Es gehört mit zum Raffinement dieser Geschäfts-

gebarung, dass ein Roman selten allein ausgegeben wird, meistens werden zwei zusammengekoppelt. So z. B. werden die vier Romane: „Die Banditenbraut", „Die Genossen der Nacht", „Der verlorene Sohn" und „Zweimal gelebt" von der Verlagsbuchhandlung in folgender Weise combinirt „Die Banditenbraut und Die Genossen der Nacht", „Der verlorene Sohn und Zweimal gelebt". Zweite Combination: „Die Banditenbraut und Zweimal gelebt", „Der verlorene Sohn und Die Genossen der Nacht". Ob auch die dritte und vierte Combination durchgeführt wurde, habe ich nicht mit Bestimmtheit erfahren können, d. h. ich besitze diese Ausgaben nicht. Dieselben sollen heissen: „Die Banditenbraut und Der verlorene Sohn" und „Zweimal gelebt und Die Genossen der Nacht". Wer nicht an die Schamlosigkeit glauben will, die sich in der viermaligen Ausgabe ein- und desselben Romans unter verschiedenen Bedingungen ausdrückt, der mag dies immerhin für einen Scherz halten und sich damit begnügen, blos an die zwei Combinationen zu glauben, die ich in Händen habe. Das reicht hin zur weiteren Beleuchtung dieses Gegenstandes.

Nehmen wir einmal eine dieser Combinationen vor, z. B. „Die Banditenbraut und Zweimal gelebt". Unter diesem Titel steht gross und fett gedruckt: „Unsere Gratisprämien. Jeder Abonnent erhält zwei reizende Oelfarbendruckbilder und zum Schlusshefte gegen Rückgabe der Coupons von Nr. 26 bis Schluss eine hochfeine, elegante silberne Damenuhr sammt silberner Kette vollständig gratis!" Die beiden, so verlockend angekündigten Romane erscheinen in zwei Abtheilungen, jede in circa 28 Lieferungen, jede Lieferung in zwei Heften, das Heft zu 15 kr. Dieses „circa" wird selbstverständlich immer überschritten. Wenn wir nun diese Ueberschreitung blos mit zwei Lieferungen für jede Abtheilung veranschlagen, so besteht das ganze Werk aus 60 Lieferungen, also 120 Heften à 15 kr. Wie viel beträgt das? Ich denke, 18 fl., sage achtzehn Gulden für einen neuen und einen alten Colportageroman, denn der zweite ist fast immer alt.

Beim fünfzehnten Heft wird die erste Gratisprämie ausgefolgt: „Die Brautfahrt am See". Dafür sind blos 78 kr. zu bezahlen. Der Ueberbringer erhält 15 kr., wohnt aber der Abnehmer ausserhalb Wiens, so sind noch 38 kr. an Verpackungsgebühr zu entrichten. Das macht 1 fl. 31 kr. Beim fünfundzwanzigsten Heft wiederholt sich ganz derselbe Vorgang mit der zweiten Prämie: „Die Fahrt zur Kindstaufe am See". Das macht also wieder 1 fl. 31 kr. Wohl gemerkt, wenn der Abnehmer keinen einzigen Coupon verloren hat. Jedes Heft hat seinen Coupon und für jeden, der etwa in Verlust gerathen, sind 5 kr. nachzubezahlen. Das alles steht ganz klein gedruckt auf der vorletzten Seite des Umschlags. Nun winkt noch immer die silberne Taschenuhr sammt Kette — freilich erst nach Abnahme von weiteren 70 Heften à 15 kr. Aber der kleine Mann, der wöchentlich seine zwei Hefte nimmt, berechnet sich das nicht, er denkt nur an die silberne Taschenuhr und nimmt den zweiten Roman weiter. Ihm ist zwar, als ob er diese zweite Geschichte schon vor Jahren gelesen hätte, aber er liest sie noch einmal. Seine Frau will schon lange eine Uhr und er kann ihr keine erwirthschaften. Was wird das für eine Freude sein! Endlich hat er es erreicht! Bis jetzt gab er bereits aus für die 120 Hefte, à 15 kr., 18 fl., und wenn er gar keinen Coupon verwarf, blos 2 fl. 62 kr. für die Gratisprämie. Nun hat er noch folgende Bedingungen zu erfüllen und die Uhr ist sein. Ich citire jetzt wörtlich: „Die Taschenuhr sammt Kette wird in einem eleganten Etui geliefert und sind dafür 60 kr. und an Zoll, Fracht und Puncirungsgebühr 1 fl. 95 kr. zu bezahlen. Für die silberne Damenuhr sammt silberner Damenkette ist ausser dieser Gebühr noch eine Mehrnachzahlung von 95 kr. zu leisten." Also man merke wohl: zu jenen 18 fl. und 2 fl. 62 kr. sind nun noch 3 fl. 50 kr. zu leisten, das macht, wenn kein einziger der 120 Coupons fehlt, zusammen 24 fl. 12 kr.! Wenn man nun bedenkt, dass der zweite Roman nur noch einmal verwerthet werden konnte, weil eine silberne Uhr und eine silberne Kette versprochen wurden, so

springt Einem das Betrügerische dieses Gebarens in die Augen. Wer die 70 Hefte à 15 kr. ganz weiter nahm, erhält schliesslich um 3 fl. 50 kr. ein erbärmliches kleines Uehrchen aus schlechtestem Silber, das er um denselben Preis überall beziehen kann. Wer aber nur 30, 50, 60 Hefte nahm und es doch bereute, oder die wöchentliche Zahlung plötzlich nicht mehr leisten kann? Und wer sämmtliche 70 Hefte nahm, zum Schluss aber die Summe von 3 fl. 50 kr. für die Gratisprämie nicht aufbringt?

Und in dieser Lage wird wohl die Mehrzahl der armen Leute sein, die solche Romane kaufen und lesen. Der Verleger hat also für einen schon verwertheten Roman den ärmsten Classen der Bevölkerung unter Vorspiegelung eines Gewinnes ein zweitesmal ein ungeheueres Geld abgepresst, und seine Gratis-Prämie bleibt ihm schliesslich in der Tasche. Sicherlich darf man annehmen, dass 80 Procent der Käufer des Romanes die Uhr nicht beziehen können.

Dies alles geschieht in einem Rechtsstaate, unter dem Schutze der Gesetze und in einer Zeit, in der die grossen Politiker die Phrase vom „kleinen Manne" fortwährend im Munde führen. Diese nichtswürdige Literatur, die die Volksseele vergiftet, die Gemüther verroht und verthiert, ist auch noch zu einem Object der Volksbewucherung geworden. Ich kenne wahrhaftig keine schlimmeren Blutsauger, als die Speculanten in dieser Literatur, die Händler mit solchen Prämien. Und man glaube nur ja nicht, dass meine Darlegung blos für den einzelnen Fall passt. Hunderte solcher Romane werden unter denselben Bezugsbedingungen colportirt, die Verleger errichten sich eigene Bilderrahmen-Fabriken, sie treiben Uhren-, Lampen- und „Porzellan"-Geschirrhandel im grossen Styl und eine Wiener Firma gibt ihre Romane zu gleicher Zeit in deutscher, czechischer, italienischer und magyarischer Sprache heraus — sie bewuchert alle Völker Oesterreichs mit gleicher Liebe. Für manchen ihrer Romane lässt sie jeden Abnehmer von ihrem Hausmaler sogar gratis in Oel malen. Das Heft einer solchen Romancombination

(z. B. „Hochmuth und Knechtschaft und das Leben ein Traum") kostet allerdings 25 kr. und jeder fehlende Coupon wird mit 15 kr. berechnet; aber wer möchte seine Lieben nicht gratis in Oel porträtirt haben? Und dieses „Gratis" kostet hier wirklich für ein Bild blos 1 fl. 15 kr. sammt Bringerlohn, und man erhält das erste Porträt bereits beim 30. Heft! Der Rahmen, der aus der Fabrik des Verlegers geliefert wird, ist ebenfalls spottbillig — 2 fl. 25 kr. Diese Manipulation gleicht genau jener anderen, die ich oben des Breiteren dargelegt habe, und dieselbe wiederholt sich in hundert Fällen.*)

Dieses schamlose Treiben hauptsächlich war es, das die Frage der Colportageliteratur vor drei Jahren in Deutschland vor das Parlament brachte, und hier ist nun der Ort es auszusprechen, dass in Deutschland damals ein Gesetz geschaffen wurde, welches den Prämienschwindel vollständig verbietet. Dadurch traf man die ganze Colportageliteratur ins Herz. Ich habe mir von allen Enden Deutschlands von Buchhändlern über die Wirkung des neuen Gesetzes berichten lassen und von überall dieselbe Auskunft erhalten: Dieses Gesetz hat segensreich gewirkt, indem es den eigentlichen Colportagebuchhandel auf eine solidere Basis gestellt und Schwindelunternehmungen zu Fall gebracht hat. Gegen manche allzu harte Bestimmung des Gesetzes und gegen die strenge behördliche Ueberwachung, der die Colportageliteratur seit drei Jahren in Deutschland unterliegt, lehnen sich zwar einige dieser Buchhändlerstimmen auf, die Abschaffung des Prämienschwindels aber billigen alle ohne Ausnahme. Und es

*) Mit der Abnahme eines einzigen Romanes wird das Volk häufig zu einer Ausgabe von mehr als 20 fl. verleitet. Das kann z. B. nachgewiesen werden bei dem bereits erwähnten Roman; „Vom Bürgerhaus zum Kaiserthron", der auch unter dem Titel: „Philippine Welser oder die Bürgerstochter am Kaiserthron" (das Heft 20 kr.) colportirt wird. Dass die beiden Titel dieses Romans eine geschichtliche Unwahrheit enthalten, da Philippine Welser niemals auf dem Kaiserthrone sass, sei hier nur nebenbei bemerkt.

ist hoch an der Zeit, auch in Oesterreich dieser nichtswürdigen Volksbewucherung ein Ende zu bereiten! Nirgends in Deutschland hatte das Uebel verderblichere Formen angenommen als bei uns und doch ging die grosse Bewegung gegen die Colportageliteratur vor drei Jahren spurlos an Oesterreich vorüber. Sitzt denn kein einziger Mann in unserem Abgeordnetenhause, der über die Lectüre des Volkes nachgedacht, der an die Lösung dieser wahrhaft sittlichen Frage denkt? Will die Opposition warten, bis ihr die Regierung in einer so volksthümlichen Angelegenheit zuvorkommt und dem Hause ein Gesetz vorlegt, das demjenigen der deutschen Regierung in seiner ersten Fassung gleicht? Dann dürfte es für die Minorität zu spät sein, einen bestimmenden Einfluss auf ein Gesetz auszuüben, das in der Hand der jetzigen Majorität leicht zn einem bildungsfeindlichen werden könnte.

Wem die Bedeutung dieser Angelegenheit nach Allem, was ich bisher an Thatsächlichem vorgebracht, noch nicht einleuchten sollte, der halte sich blos Eines vor Augen: Die besten deutschen Bücher erscheinen in der Regel in einer Auflage von 1000 Exemplaren auf dem Markte, die geringste Auflage des Colportageromanes aber beträgt das Zehnfache und es ist etwas ganz Gewöhnliches, wenn ein solches Schandwerk in 50.000 Exemplaren verbreitet wird. Der Schauerroman „Hugo Schenk und seine Verbrechen oder der Frauenmörder und seine Opfer" z. B. ist in deutscher und czechischer Sprache zugleich erschienen, und zwar wurde die erste Auflage gleich in der Höhe von 140.000 Exemplaren ausgegeben.

Wem auch das noch nicht imponirt, den erschreckt es vielleicht doch, wenn er vernimmt, dass der Roman: „Der Sträfling oder unschuldig verurtheilt", dessen blutrünstiges Inhaltsverzeichniss ich oben mitgetheilt habe, dass dieser Roman nach einer prahlerischen Versicherung des Verlegers weit über eine Million Abnehmer fand. Selbst wenn wir annehmen, dass die Hälfte erlogen ist, bleibt noch immer die ungeheuerliche Ziffer von mehr als 500.000 Exemplaren übrig,

d. h.: dieser Schundroman wurde in einem Jahre in mehr Exemplaren verbreitet, als die sämmtlichen Werke Scheffel's oder Freytag's in zwanzig Jahren.

In den neuesten Werken dieser Richtung ist auch die sociale Tendenz unverkennbar, die sich nun zur Speculation auf die niedrigsten Triebe der Massen gesellt hat. Die Romane: „Die arme Näherin", „Das schöne Fabrikmädchen", „Der Wüstling oder das Opfer der Unschuld", „Vornehme Verbrecher" u. a. m. bieten den besten Beweis hiefür. Diese Romane spielen sämmtlich in der Gegenwart und im Prospect zu „Vornehme Verbrecher" heisst es: „Mit oft neidischen Blicken betrachtet der gewöhnliche Mann das Leben und Treiben der höheren Kreise, den Luxus und die Verschwendung, während bei ihm der sauer erworbene Lohn die bescheidensten und nothwendigsten Lebensmittel kaum zu decken vermag, und Unmuth über die so ungleich vertheilten Glücksgüter gewinnt die Oberhand" u. s. w. Der Roman selbst führt in die besten Kreise der Gesellschaft, die er als durch und durch verderbt und entsittlicht darstellt. Von den einzelnen Capiteln sind bemerkenswerth: „Die vergiftete Medicin", „Der Menschenhandel im 19. Jahrhundert", „Der Mord", „Zwei vornehme Gauner" und „Der Czeche auf der Lauer". In diesem Czechen hat Rochus Wendelin — so heisst der „berühmte Verfasser" — einen Vertreter des czechischen Adels gezeichnet, der hinreichen müsste, im heutigen Oesterreich ein Gesetz gegen die Colportageliteratur zu Stande zu bringen.

Mit wahrhaft unheimlicher Berechnung alles dessen, was auf das Volk wirken kann, werden diese Romane inscenirt und Gott wird dabei selbstverständlich ebenfalls nie vergessen. Schon in den Titeln spielt das religiöse Moment häufig eine Rolle. Titel wie: „Der Seeräuber und die schöne Patricierstochter, oder die Bettlerin am Muttergottesbilde", „Der Scharfrichter von Wien oder das Walten der göttlichen Gerechtigkeit", sind gar nichts Ungewöhnliches, und der Prospect der ärgsten Verbrecherromane beginnt häufig mit den Worten: „Gott

verlässt die Seinen nie". Dass als Prämien zu „Hugo Schenk" Heiligenbilder bezogen wurden, ist mir ebenfalls bekannt. Auch das Theater übt grossen Einfluss auf diese Literatur. Für jede vielbesprochene Neuigkeit der Bühne wird sofort das Surrogat fürs Volk gebraut. So hat Bizet's volksthümlich gewordene Oper „Carmen" in Deutschland zwei Romane: „Carmen, die Zigeunerkönigin" und „Carmen, die üppige Spanierin" gezeugt. Ibsen's vielbesprochene „Nora" ebenfalls zwei: „Nora, oder das Gespenst der Narbonne" und „Nora, das Zigeunermädchen". Solche Beispiele gäbe es noch viele. Die Umwandlung des Romans: „Vom Bürgerhaus zum Kaiserthron" in „Philippine Welser" z. B. hat sich in Wien zu einer Zeit vollzogen, als das Stadttheater die „Philippine Welser" von Redwitz brachte und die gesammte Wiener Presse darüber schrieb. Den sensationellen Titel ersinnt fast immer der Verleger, erst wenn er diesen hat, bestellt er sich den Roman dazu, dessen erstes Heft dann binnen vierundzwanzig Stunden geschrieben und gedruckt wird. Das Pseudonym des Verfassers wird je nach Bedarf entweder mit dem „Doctor" oder dem adeligen „von" geschmückt, damit es Eindruck macht. Dazu kommt schliesslich die pomphafte Ankündigung, die Illustration und die Gratis-Prämie, die wir kennen. Und der so inscenirte Roman wird dann in den Quartieren der Armuth und Unbildung marktschreierisch feilgeboten, in denen des Reichthums durch jedes offene Küchenfenster geworfen, durch jede Thürspalte gesteckt, um das Gesinde damit zu erobern, was ihm auch meistens glückt.

Es kann leicht nachgewiesen werden, dass der schmachvolle Wucher mit dieser Literatur gerade in den letzten drei Jahren von den österreichischen Colportageverlegern mit besonderem Glück betrieben wird, dass neue Firmen bei uns entstanden, seitdem die Concurrenz aus Deutschland eine geringere ist als früher. Auch werden nun zwischen reichsdeutschen und österreichischen Colportageverlegern die grossartigsten Transactionen abgeschlossen. Die Romane, die in

Deutschland ohne Prämien hingegeben werden müssen und in Folge dessen blos 10 Pfennige kosten dürfen, wenn die Verleger sie im Volke absetzen wollen, diese selben Romane erhalten in Wien neue Titelblätter mit den üblichen Prämien-Anpreisungen und werden dann in Oesterreich um den drei- und vierfachen Preis verkauft. Diese Thatsache veranlasste manchen der Buchhändler, die mir geschrieben, mit Neid und zugleich mit Spott auf die Colportageverhältnisse in Oesterreich einzugehen, und es ward mir klar, wie durch ein Gesetz, das den Colportagebuchhandel im Deutschen Reiche lahmzulegen suchte, derselbe bei uns gekräftigt wurde. Die innige geistige Gemeinschaft, in welcher die zwei Staaten miteinander leben, lässt diese Wirkung als etwas ganz Natürliches erscheinen und sie ist ein Beweis dafür, wie sehr auch die Gesetzgebung beider Staaten eines gemeinsamen Zuges bedarf.

Als im deutschen Reichstag die Debatte über das Colportagegesetz stattfand, da entspann sich ein bitterer Kampf um eine Stelle dieses Gesetzes, welche eine Ausnahme (die Zulassung zur Colportage) für „Schriften und Bilderwerke patriotischen, religiösen und erbaulichen Inhalts" zugestehen wollte. Ich habe mich schon damals höchlich verwundert, dass unter den trefflichen Rednern gegen diesen Absatz kein einziger mit dem Material ausgerüstet war, das nöthig gewesen wäre, ihn in seiner ganzen Lächerlichkeit und Gefährlichkeit zu zeigen. Und das führt uns nun zur Besprechung der dritten Gattung schlechter Volkslectüre, zu der unter dem Schutze religiöser Genossenschaften erscheinenden Literatur. Das Gebiet ist ein unabsehbares und ich würde den mir zugemessenen Raum beiweitem überschreiten müssen, wenn ich auch nur die markantesten Erscheinungen dieser Richtung anführen wollte. Ich greife daher blos eine als typisch heraus: die zuerst von den Jesuiten begründeten katholischen Monatsschriften. Die älteste Zeitschrift dieser Art — sie zählt bereits ihren 22. Jahrgang — erscheint in Innsbruck und heisst: „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu. Monatsschrift des Gebets-Apostolates. Mit Genehmigung der geistlichen Obern heraus-

gegeben von Josef Malfatti, Priester der Gesellschaft Jesu." Diese Zeitschrift rühmt sich in ihrem 21. Jahrgange wiederholt ihrer 21.000 Abonnenten, sie ist daher durchaus ernst zu nehmen, umsomehr, da sie nicht die einzige ihrer Art ist. Auch weiss ich ganz genau, wie und mit welchen Mitteln für die Verbreitung dieser Zeitschriften gewirkt wird. In vielen katholischen Schulen und Erziehungsanstalten werden die Kinder zum Abonnement aufgefordert, ja genöthigt, und durch die Hand eines solchen Kindes bin ich zuerst vor Jahren in Besitz und zur Kenntniss dieser Literatur gelangt.

„Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" ist mit dem ganzen Raffinement der modernen Journalistik zusammengestellt und geleitet und die vielverlästerte, „verjudete" liberale Presse muss die Waffen strecken vor dieser Macht, die ihr Publicum genau kennt und Himmel und Hölle zu Bundesgenossen hat. „Der Sendbote" berühmt sich seiner directen Verbindung mit den höchsten Mächten und seines massgebenden Einflusses bei Gott und er bringt tausendfältige Beweise hiefür. Den Mittelpunkt jedes Heftes bilden die „Segnungen des göttlichen Herzens". Das sind die Bekanntmachungen all der Wunderthaten, die an Jenen geschehen, die in ihrer tiefsten Noth des „Sendboten" gedenken. Beispiele werden dies besser erläutern als ich es vermag. Eine Zuschrift an den „Sendboten" (17. Jahrgang, 12. Heft, S. 364) aus Preussen lautet: „In meiner Nachbarschaft wohnte eine Witwe mit ihren drei, zu eigener Ernährung unfähigen Kindern. Diese Witwe wurde im letzten Frühjahre krank. Der Arzt erklärte: ihre Krankheit stamme von der Lungenentzündung her. Ein heftiges Fieber trat ein und es entwickelte sich bei der Kranken eine solche Hitze und Schweiss, dass über ihr die Tropfen von der Zimmerdecke herabfielen. Dazu stellte sich ein starkes Blutbrechen ein, welches sich in 2 Stunden vier- bis fünfmal wiederholte. Unten im Hause bemerkte man schon den Leichengeruch und der anwesende Arzt erklärte, es sei keine Hoffnung auf Genesung" u. s. w. Nun erbarmt sich der Einsender dieser Zeilen der Kranken und verspricht, eine

ganze Reihe von Messen lesen, eine neuntägige Andacht halten zu lassen, zum Schlusse aber gelobt er „die Veröffentlichung im Sendboten". Und siehe, „darauf trat bei der Kranken eine Wendung zur Besserung ein, und sie war gerettet!" Das ist der Refrain in hunderten von Geschichten, die jedes einzelne Heft bringt. — In L. (?) liegt der Pfarrer im Sterben, aber ein frommes Mädchen gelobt die Veröffentlichung im „Sendboten" wenn er gerettet würde, und er wird gesund. In einem steierischen Dorfe bricht Feuer aus, alles ist in höchster Gefahr, schon stehen vier grosse Wirthschaften in Flammen, doch was thun die Bauern? Anstatt zu löschen, wälzen sich Einige auf der Erde und schreien voll Verzweiflung: „Jesus, Maria!" Einige fromme Seelen aber, „fleissige Leser des „Sendboten", thaten sich zusammen und gelobten eine Novenne zu Ehren des hochheiligen Herzens Jesu, Mariä und zum heiligen Josef, und im Falle der Bewahrung vor so entsetzlichem Unglücke, Veröffentlichung im „Sendboten". Und siehe, plötzlich wendete sich der Luftzug günstig!" Ein junger Mann, der sittlich verkommen ist, wird dem Gebete der Sendboten-Abonnenten empfohlen und das genügt, ihn zu einem braven Menschen zu machen. Ein Kranker in Hannover wird von den Aerzten aufgegeben, doch das „Wasser aus dem Gnadenbrunnen unserer lieben Frau von Lourdes", das er zuletzt zu trinken erhält, und das Gelöbniss, alles im „Sendboten" zu verlautbaren, rettet ihn. Ein Mann, dessen Bruder sich dem Trunke ergibt, ruft die Hilfe und den Einfluss des „Sendboten" an, und sein Bruder wird ein nüchterner Mann. Aber das sind alles Kindereien im Vergleich zu folgender Geschichte aus der Schweiz: „Am 1. dieses Monats hatten wir hier eine grosse Ueberschwemmung; der Dorfbach schwoll zu einem Strome an und drohte schon in die Häuser zu dringen. In dieser grössten Noth nun nahm ich meine Zuflucht zum heiligsten Herzen Jesu, legte ein Bildniss desselben an die Thürschwelle des Hauses, mit dem Versprechen, es im „Sendboten" zu veröffentlichen, wenn das Wasser nicht weiter dringe. Und Preis und

Dank sei dem göttlichen Herzen, das Wasser nahm zusehends ab, trotzdem es immer fortregnete."

Ich habe mich in der Besprechung dieser unglaublichen Dinge bisher grundsätzlich aller starken Worte enthalten, denn keine Bemerkung von mir könnte die Sprache solcher Thatsachen reden. Nun aber dürfte es mir doch schwer fallen, ohne Randglossen fortzufahren. Man höre: Aus Bayern schreibt ein Gläubiger, dass er sich in sehr grosser Geldverlegenheit befunden habe. Eine neuntägige Andacht aber und das Versprechen, es im „Sendboten zu verlautbaren, hätten ihm unerwartet rasch geholfen. Und nun fährt der angebliche Einsender wörtlich fort: „Wir haben das Veröffentlichen im „Sendboten" versprochen, aber leider versäumt, bis mich kürzlich wieder der liebe Gott durch einen Armbruch ermahnt hat; ich will es jetzt sogleich thun; möge das göttliche Herz Jesu mir auch diesesmal wieder bald helfen." Was soll man dazu sagen? Ist das noch der Gott der Christenheit, der in den Gemüthern der Wahnsinnigen lebt, die solches glauben und solches drucken? Wer im „Sendboten" die Veröffentlichung gelobt, dem wird aus einer Geldverlegenheit geholfen, und wer dieses Gelöbniss bricht, dem bricht Gott den Arm, um ihn zu ermahnen, die Annoncen im „Sendboten" künftig nicht zu vergessen! Doch gehen wir weiter. Eine Zuschrift aus der Schweiz lautet folgendermassen: „Im Laufe dieses Frühlings kam mir der „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" ganz unerwartet in die Hände und ich habe ihn seitdem alle Monate gelesen und ganz besonders auf die Gebetserhörungen geachtet! In letzter Zeit kam ich selbst in den Fall, mich in einer Cassaangelegenheit einer mir anvertrauten Cassa mit grösserem wichtigen Verkehr, an das Herz Jesu zu wenden, damit ich vor Schaden bewahrt werde, und war ich später bei der Abgabe der Gelder ganz erstaunt und ich bin es jetzt noch, dass alles bis auf einen ganz kleinen Betrag in Ordnung war, währenddem ich fast sicher ein ziemlich grosses Manco vermuthete;

— Ich kann nicht anders als vermuthen, dass mir mein Vertrauen zum Herzen Jesu geholfen hat, und ich kann dafür nicht genug danken! — Ich will dieses im „Sendboten" veröffentlichen lassen, um Andere, wenn sie in Noth kommen, zu ermuntern!" — Hört es, all ihr Bank- und Cassenbeamte und auch ihr Defraudanten, merkt es wohl — wenn Eure Cassen nicht stimmen, so betet nur und sagt es dem „Sendboten" in Innsbruck, er hilft Euch Allen!

Solche Wundergeschichten veröffentlicht diese Zeitschrift viele Tausende jährlich, jene nicht zu vergessen, die zum Schauplatz die Erziehungsanstalten haben, in denen das Abonnement des „Sendboten" den Kindern aufgenöthigt wird. Was sind gegen ein solches Verfahren die Reclamen der „Judenblätter" für jene Wirthe, bei denen ihr Redacteur einmal gut aufgehoben war? Was ist selbst der berüchtigte Ablasskrämer Tetzel gegenüber solchen Geschäftsmännern?

Am Schlusse jedes Monatsheftes werden die eingelaufenen zahllosen Danksagungen und jene Bitten um Veröffentlichung, die nicht mehr wörtlich untergebracht wurden, gewöhnlich summarisch abgethan. Da heisst es: Eingelaufen sind solche aus Amerika, Australien, Bayern, Baden, Böhmen u. s. w. Spaltenlang wird das ganze Alphabet abgeleiert und der ganze Erdkreis in Verbindung mit dem „Sendboten" gebracht. Und es gibt kein Uebel, von dem die Menschen durch Gelobung der Veröffentlichung in diesem Blatte nicht schon befreit worden wären. Die Danksagungen lauten für glücklich bestandene Prüfungen und fleischliche Anfechtungen, für Erbschaftsregulirungen, Befreiung von Seelenleiden, für glückselige Sterbestunden (merkwürdig!), für die Genesung von den Aerzten aufgegebener Personen, als: Väter, Mütter, Kinder, Priester und Anderer, die von allen erdenklichen Leiden geheilt wurden. Die Befreiung vom Militärdienste durch den „Sendboten" spielt in diesen Danksagungen ebenfalls eine grosse Rolle. Für glückliche Eheschliessungen, glückliche Entbindungen und guten Nachwuchs in Ordenshäusern wird ebenfalls gedankt. Entwendete und verloren gegangene

Gegenstände erscheinen wieder, „gefährliche Bekanntschaften" lösen sich, gemischte Ehen werden verhütet, und sogar „Maskenzüge", die zur Verhöhnung der Religion und der Priester hätten stattfinden sollen, werden verhindert durch das allmächtige Gelöbniss, es im „Sendboten" zu veröffentlichen.

Diese Zeitschrift, deren 17. Jahrgang ich hier citirt habe, ist heuer in ihren 22. getreten und ihre Abonnentenzahl wächst von Jahr zu Jahr, denn der Redacteur liest für das Seelenheil Jener, die dem „Sendboten" Abnehmer verschaffen, Gratismessen! Und das zieht so gut wie die berüchtigten Gratisprämien. Die neuesten Jahrgänge dieses Blattes sehen genau so aus wie die früheren. Im Juniheft 1885 schliesst eine Wundergeschichte mit den Worten: „Dieses haben wir auch noch erfahren beim Erkranken mehrerer Kinder, welche Nervenfieber, Diphtheritis und noch eine andere bösartige Krankheit bekommen hatten. Wir versprachen Veröffentlichung im „Sendboten", und in einigen Tagen waren Alle wieder gesund." Eine andere schliesst also: „Um meine Dankbarkeit (für eine wunderbare Heilung) einigermassen zu zeigen, habe ich zu Neujahr trotz meiner dürftigen Lage auf den „Sendboten" abonnirt, und ich werde es keinen Tag mehr unterlassen, mich und die Meinen dem liebevollsten Herzen Jesu zu empfehlen."

Diese freche und schamlose Verquickung der heiligsten Dinge mit einem Zeitungsunternehmen, dieses Gewebe von Lug und Trug im Dienste der Religion ist ein wahrer Schandfleck der katholischen Kirche, die solches sanctionirt, und des Staates, der solches ungestraft an seinen Völkern geschehen lässt.

Dieser „Sendbote vom heiligen Herzen Jesu" ist der Vater einer ganzen Anzahl von Zeitungsunternehmungen, die dem gleichen Wundersport huldigen.

Jeder Heilige wird bald seinen eigenen journalistischen Sendboten auf Erden haben, so wie die Regierungen, die politischen Parteiführer und die Bankdirectoren ihre Send-

boten unter der Tagespresse besitzen. Vor mir liegt z. B. ein in Wien verlegter „Sendbote des hl. Josef", und derselbe weist bereits einen grossen Fortschritt auf gegenüber dem Innsbrucker Jesuitenblatte; während dieses ausdrücklich betont, dass es sich Bearbeitung der Einsendungen vorbehält, aber für die Veröffentlichung der „Gebetserhörungen" nichts zu bezahlen ist, fordert der „Sendbote des heiligen Josef" seine Einsender ebenso ausdrücklick auf, den Redacteur für die mühevolle Arbeit der Zusammenstellung zu entschädigen. Er preist seinen Heiligen aber auch in der verlockendsten Weise an und ruft der Welt zu: „Gehet zu Josef! Er ist der himmlische Schatzmeister und kann Jedem helfen!" (Januarheft 1885, S. 22.) Eine solche Aufforderung verhallt natürlich nicht ungehört, und die Beträge, die in dieser einzigen Nummer im Briefkasten quittirt werden, belaufen sich auf nahezu 100 fl. In späteren Nummern finden wir auch zahlreiche Beträge verzeichnet, die eingesendet wurden, damit die Spender dem Gebet der Abonnenten des „Sendboten" empfohlen werden. Das geschieht natürlich, und wenn der Arzt einem solchen Esel wieder auf die Beine geholfen hat, beeilt dieser sich, seinem dem Sendboten ertheilten Vorschuss einen noch grösseren Betrag folgen zu lassen.

In solchen Blättern findet man jährlich tausend und abertausend Messgelöbnisse angekündigt und es wäre nicht uninteressant, zu berechnen, mit welchem Erfolge diese Journalistik die Geschäfte der Kirche vertritt.*) Dass sie die geistigen Interessen derselben tief schädigt, ist ganz fraglos. Und ganz so schädlich wie diese „mit Genehmigung der geistlichen Obern" herausgegebene Presse wirken auch Bücher und andere Werke, die für das katholische Volk berechnet sind, und die die weiteste Verbreitung finden. Wir wollen nur noch einer einzigen Erscheinung unsere Aufmerksamkeit

*) Wie es in den „Judenblättern" im Briefkasten oft heisst: „Ihre Lose sind noch nicht gezogen worden", so begegnen wir im Briefkasten des „Sendboten vom heiligen Josef" häufig der Wendung: „Die heiligen Messen sind bestens besorgt."

schenken, und zwar „den Jahrbüchern des Werkes der Kindheit Jesu in Oesterreich-Ungarn". Das Werk hat den Zweck, die Kinder für Sammlungen zu Gunsten der Heidenkinder zu begeistern. Wie sehr dieser Sport blüht, sagt die Summe von 68.593 fl., die im Jahre 1883 in Oesterreich für diesen Zweck einging. In den einzelnen Heften dieser Jahrbücher, die von den Katecheten in den Schulen verbreitet und von Kindern gelesen werden, finden wir die drolligsten Geschichten. Da wird von einem „standhaften Negermädchen" von 15 Jahren erzählt, wie es seinen Ziehvater abfertigt — „der es nicht als Tochter behandeln will". Und von einer Fabriksarbeitersgattin aus Innsbruck, dass sie drei blinde Kinder geboren habe, seitdem sie aber 30 kr. monatlich für die Heidenkinder hingebe, gebäre sie sehende Kinder! Eine andere Frau, die schon fünf taubstumme Kinder hat, erhält aus demselben Grunde ein sechstes, das hört und spricht. Zwei heldenhafte Buben sparen sich täglich einen Wecken ab für die Heidenkinder, ein Schulmädchen, das immer schlechte Classen erhielt, gibt einen Gulden für die Heidenkinder und erhält bei der nächsten Prüfung: „Erste Classe mit Vorzug". (!) Eine arme Gärtnerin, die selbst nichts geben kann, opfert ein Ohrringlein, das sie gefunden, anstatt es der Verlustträgerin zurückzustellen, für die Heidenkinder; Personen, welche Legate für das Werk gemacht haben, werden mit Namen genannt und dem Gebete der Kinderwelt empfohlen. Weiter folgen Anweisungen, wie sie sich zu verhalten haben, „wenn sie spöttische, verächtliche Reden gegen die heilige Religion hören". Man sollte glauben, die Kinder würden angewiesen, den Ort zu verlassen oder sich die Ohren zuzuhalten. Doch nein, sie werden aufgefordert, die also Redenden zu rügen, zu belehren, und man schärft ihnen überdies ein, dass sie verpflichtet seien, die gehörten Worte am rechtmässigen Orte anzuzeigen! Schmach über solche Verderbtheit, die uns in unseren eigenen Kindern Spione und Denuncianten erziehen will im Dienste der Religion! Wörtlich heisst es in einem dieser Büchlein dann weiter:

„Würden solche Reden in der Schule von Seite eines Lehrers fallen, so sind jene Kinder, die sie hören, schuldig, es dem Herrn Katecheten zu sagen. Das verlangt Gott!" Wenn es sich aber nun an der Hand der christlichen Glaubenslehre nachweisen lässt, dass Gott das von Kindern nicht verlangt? Dann verlangen wir die Stäupung dieser schamlosen Lügner, dieser Verderber unserer Jugend!

Dass die Buchliteratur dieser erbaulichen Richtung nicht um ein Jota besser geartet ist, davon habe ich mich ebenfalls überzeugt. Ich habe Unfläthiges und Schweinisches in solchen Büchern gefunden, wie es Zola nicht niederzuschreiben wagt und unser Herr Unterrichtsminister könnte im Besitze mancher Schulbibliothek gar artige Sächelchen dieser Art finden. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Buch, das ich eigens einer Schulbibliothek für meine Zwecke entliehen habe. Der Titel desselben lautet: Agnes, der Engel vom Paltenthal. Eine historische Erzählung aus der steirischen Reformationszeit. Nach Quellen bearbeitet von Hans Wiesing. Eine Preisschrift. Mit Genehmigung des hochwst. fürstb. Ordinariates Brixen. Herausgegeben von der Marianischen Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei 1865." Ich empfehle dem Herrn Unterrichtsminister dringend die Lectüre dieses weitverbreiteten Volksbuches und mache ihn besonders aufmerksam auf die Seiten 14, 15, 40, 79, 124, 126, 127. Da diese meine Schrift nicht auf Leser aus jenen Kreisen speculirt, die mit Vorliebe pornographische Schriften zu ihrer Lectüre wählen, kann ich hier nicht näher eingehen auf jenes Buch. Nur die züchtigste der angeführten Stellen (S. 14) sei mitgetheilt: „Ha, die lieben Schwestern (Nonnen) waren des Alleinseins satt; sie suchten sich andere Zellen, wo man zu Zweien wohnt." — „Ich habe nur einmal ein zartes Nönnlein eingefangen, ein gar hübsches Kind. Sie hat sich aufs Minnen besser verstanden, als auf Chorgeplärr und Rosenkranz." Wenn ein Buch, das Solches enthält, von der katholischen Kirche preisgekrönt wird, muss man das

loben, und wenn es mit Genehmigung eines fürstbischöflichen Ordinariates gedruckt und von einer Gesellschaft zur Verbreitung guter Schriften herausgegeben wird, muss man sich in Ehrfurcht beugen vor so viel Selbsterkenntniss. Einwenden aber kann man, dass hier wahr mit gut verwechselt wurde, denn mit geschichtlichen Wahrheiten, die in unflätbigen Worten vorgetragen werden, schreibt man noch lange kein gutes Buch für das Volk — und für die Schulbibliotheken. —

Man kann, wenn man diese Blüthen der erbaulichen Literatur kennt, nicht ohne Schrecken daran denken, dass in einem Staate wie Deutschland ernsthaft über eine Gesetzvorlage gesprochen wurde, die das Verbot der gesammten Colportageliteratur forderte — mit Ausnahme der patriotischen, der religiösen und erbaulichen Schriften, denn unter diesen Ausnahmen hätte sich diese ganze Schandliteratur befunden, die ich hiermit gekennzeichnet habe. —

Wer mit mir nun zurückblickt auf die trostlose Geisteswüste, die ich durchwandern musste, um meine Behauptung zu erhärten, dass von den fünfzig Millionen Deutschen in Oesterreich und Deutschland der weitaus grössere Theil schlechte Schriften liest, dem wird vielleicht der Muth entsinken und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft; aber Eines wird ihm bleiben: ein milder Massstab zur Beurtheilung all der traurigen Erscheinungen unseres Volkslebens. Er wird sich über nichts mehr wundern dürfen, denn er wird alles begreifen. Von allen Seiten dringt Rohheit, Schmutz und Unvernunft auf das Volk ein, die Sudelpresse erhitzt sein Gemüth mit den Schandthaten des ganzen Erdkreises, die Colportageromane, die ihm schmeicheln, schildern alle anderen Kreise als verlottert und faul und geben ihm ein fratzenhaftes Bild von der Welt, und die religiösen Schriften erfüllen sein Hirn mit dem blödsinnigsten Aberglauben. Und all diese Attentate auf seinen gesunden Sinn, seine Gutmüthigkeit und Vernunft muss das Volk überdies theuer bezahlen, denn Alle, die sich an dasselbe herandrängen, beuten es aus. Und der Staat

schützt es in keiner Weise davor. Er bietet die Polizei auf und erlässt Verbote, wenn ein Mitglied des Burgtheaters öffentlich eine allen Gebildeten längst bekannte Novelle vorlesen will, in der ein Pfaffe nicht gar glimpflich behandelt wird; er übt erbarmungslose Censur an jenen Bühnenwerken, die überhaupt nur die oberen Zehntausend verstehen; kurz, er bevormundet und schützt ein blasirtes Publicum, das nichts glaubt und das überhaupt durch gar nichts zu irritiren ist, das bei den gewagtesten und unheiligsten Dingen höchstens einen angenehmen Kitzel empfindet, vor jedem scharfen geistigen Luftzuge; das Volk aber, die Millionen, die alles glauben, was sie gedruckt sehen, die gibt er schutzlos den niederträchtigsten Einflüssen eines schlechten Schriftthums preis, eines Schriftthums, das überdies mit der Nebenabsicht der Volksbewucherung colportirt wird.

Doch weil der Staat seine Pflicht verkennt, und Freiheit in schrankenloser Fülle dort gewährt, wo sie gar nicht empfunden oder missbraucht wird, und dort verweigert, wo man ihre blosse Verkürzung schon wie eine Beleidigung und Rechtsverletzung empfindet, weil der Staat dies thut, darum wollen wir nicht an der Zukunft verzweifeln und auch nicht nach seiner Polizei rufen für Jene, die die Pressfreiheit dazu missbrauchen, das Volk geistig zu vergiften. Wir wollen uns daran erinnern, dass wir eine Pflicht gegen uns selbst erfüllen, wenn wir die erkannten, verderblichen Erscheinungen im Volksbildungswesen bekämpfen, und wir wollen nicht vergessen, dass die Klugheit es gebietet, diesen Kampf ohne die Unterstützung der Polizei aufzunehmen. Mächtig vor Allem muss unser Ruf ertönen nach billigen Büchern! Kein Volk der Erde erzeugt mehr Bücher als das deutsche, und doch sind dieselben gerade bei uns theurer als irgendwo. Daran krankt nicht nur der deutsche Buchhandel, daran krankt unser ganzes Volk. Dadurch wird die literarische Verwahrlosung in Kreise der Gesellschaft getragen, die derselben schon durch ihre Stellung entrückt sein sollten, und

es durch ihre Vorbildung auch waren. Der kleine Beamte z. B., der die Matura gemacht hat und seine Familie dann mit 600 oder 800 fl. erhalten muss, der Officier in kleinen Garnisonen, der einfache Landarzt, sie können sich keine deutschen Bücher kaufen, kaum in einer Bibliothek abonniren, und sie verfallen mit ihrem Lesebedürfniss fast immer der billigen Sudelpresse, den illustrirten Romanbibliotheken, dem Colportageromane. Wahrhaft segensreich für diese Kreise und alle nach Bildung Ringenden im deutschen Volke hat die Gründung der Universal-Bibliothek durch Reclam in Leipzig gewirkt. Doch dieses leuchtende Beispiel fand nur wenige und meist ungeschickte Nachahmer, und Reclam selbst hat es nicht verstanden, seine geniale Idee in jenem Umfange auszunützen, wie dies möglich gewesen wäre. Er hat seine Bibliothek der Colportage entzogen und sie dadurch empfindlich geschädigt, denn wahrhaft volksthümlich hätte sie nur durch den Colporteur werden können. Und dieser Mann, der Colporteur, ist die einzige Macht, an die wir uns wenden wollen, die wir uns unterthan machen müssen. Er allein weiss den Weg zum Volke, und wir müssen mit allen Mitteln darnach streben, ihn, der jetzt dem Schlechten so grosse Dienste leistet, für die gute Sache zu gewinnen. Wir können nicht darauf warten, bis in der deutschen Buchhändlerschaft die Erkenntniss zum Durchbruch gelangt sein wird, dass durch wahrhaft billige Bücher, und zwar neue, moderne billige Bücher, für die bessere Literatur ein Leserkreis gewonnen werden könnte, der nach Millionen zählt. Sicher ist, dass diese Erkenntniss sich einst Bahn brechen wird, und dass ein paar deutsche Buchhändler sich Millionen auf diesem Wege verdienen werden, den noch Niemand zu betreten den Muth gehabt hat.

Gehen wir voran, wir, die Gesellschaft! Verlangen wir vom Staate nichts als die Abschaffung des Prämienwuchers, und dann lasst uns sehen, ob der Kampf zwischen dem guten und dem bösen Princip lange währen wird. Sobald die Bahn frei ist von dem lichtscheuen Volk, das sie

heute für uns unbetretbar macht, wollen wir uns zusammenthun zu einer mächtigen Genossenschaft, gleich der englischen Bibelgesellschaft, und eine Wirksamkeit beginnen, die eine wahrhaft erhebende und sittliche sein wird. Wir wollen dann einen „Volksliteratur-Verein" schaffen, dem die besten Männer Oesterreichs und Deutschlands angehören sollen, für den die ganze deutsche Frauenwelt gewonnen werden muss. Und betteln wollen wir gehen zu den Reichen um das nöthige Geld für einen solchen Verein, der einzig sein würde in seiner Bedeutung für die Zukunft des deutschen Volkes.

Dieses Volk will lesen, es liest mit Heisshunger, aber nicht die volksthümlich verdünnten wissenschaftlichen Schriften will es, die ihm zahlreiche Vereine bieten, dafür ist es noch nicht reif. Geschichten vor Allem will das Volk lesen. Fragt doch unsere Volksblätter, wovon sie leben? Nicht vom politischen Tratsch, nicht vom schöngeistigen Feuilleton, nicht von den Mordgeschichten, sie leben von ihren Romanbeigaben. Drei Romane zu gleicher Zeit sieht man in diesen Blättern nebeneinander laufen, und wenn das Erscheinen eines derselben durch besonderen Stoffandrang einmal für drei Tage unterbrochen wird, entsteht eine Revolution unter den Lesern und Abonnenten, es regnet vorwurfsvolle Briefe in den Redactionen. Der Werth dieser Romane kommt hier gar nicht in Betracht, es ist ja bekannt, dass dieselben selten um vieles höher stehen als die Colportageromane, auch soll es hier unerörtert bleiben, ob diese Zeitungen nicht wohlthätig wirken könnten, wenn sie etwas wählerischer sein würden in ihren Romanen. Von dieser Seite kann die Lösung der Frage nicht versucht werden, denn diese Zeitungen sind Geschäfts-, sind Concurrenzunternehmungen, und so lange eine die andere zu überbieten sucht im Herabstimmen des Tones für eine tiefere Bildungsstufe, so lange ist von dieser Seite nichts zu erwarten. Das Einzige, das man ihnen etwa vorschlagen könnte, wäre, sie möchten von ihren drei Romanen wenigstens einen auf einer Höhe erhalten, die

menschenwürdig ist. Doch würde ein so „idealistischer" Vorschlag höchst wahrscheinlich nur mit einem ironischen Lächeln beantwortet werden. Also fort damit, gehen wir unsere Wege ohne diese Presse.

Für den Volksliteratur-Verein, wie ich ihn mir denken müsste vor Allem ein tüchtiger Colportageverleger gewonnen werden. Man dürfte selbstverständlich nicht das geringste Opfer von ihm fordern, im Gegentheil, man müsste seinen Egoismus für die Idee des Vereines zu interessiren suchen und für die Kosten der ersten Unternehmung selbst aufkommen. Nur so könnte die Sache überhaupt in Fluss gebracht werden. Der Colporteur, der die guten Schriften vernachlässigt, weil er von den schlechten höhere Procente bezieht, wäre auf ganz dieselbe Weise zu gewinnen, wie der Colportageverleger. Wir müssten dem Colporteur die höchsten Procente gewähren, die er je erhielt, und mit dem, was wir veröffentlichen würden, müssten wir alles, was an billiger schlechter Literatur verbreitet wird, zu unterbieten suchen. Dazu gehört Geld, aber nicht gar so viel, als Mancher vielleicht denken mag. Die volksthümlichen Schriften, die wir vorerst brauchen, sind vorhanden, und da unser Unternehmen vollkommen im Gewande der heutigen Colportageliteratur ins Leben treten müsste, würden für die Fortsetzung derselben leicht die besten Volksschriftsteller gewonnen werden können, ohne dass dies ihrer literarischen Stellung Eintrag thun oder ihre Beziehungen zu den vornehmen Verlegern zu stören brauchte. Wie ich mir das denke, werde ich sogleich entwickeln.

Der Volksliteratur-Verein hätte sich vorerst derjenigen älteren Schriften zu bemächtigen, die für seine Zwecke geeignet wären. Er könnte z. B. mit „Michael Kohlhaas" beginnen, einem der gewaltigsten und tiefsten Volksbücher, die wir besitzen. Und jetzt werden alle ästhetisirenden Bildungsphilister sogleich die Hände zusammenschlagen und mich einen Barbaren, vielleicht sogar einen Narren nennen, Mögen sie dies thun, ich fahre dennoch fort: Dieser „Michael

Kohlhaas" müsste — da wir uns nun einmal entschliessen müssen, alle Formen der Colportageliteratur anzunehmen und nur dem Inhalte nach Anderes zu bieten — diese Kleist'sche Erzählung also müsste betitelt werden: „Michael Kohlhaas oder der Mordbrenner aus verletztem Rechtsgefühl". Weiters würde man, nach Vornahme geringfügiger Textänderungen, so viele Capitelüberschriften als möglich in das Buch einschieben müssen, in dem der Strom der Rede bekanntlich in einem Zuge, ohne die geringste Unterbrechung fortläuft. Und in dieser Gestalt, auf Löschpapier gedruckt, das Titelblatt mit einer passenden Illustration geschmückt, vielleicht auch mit einigen Bildern im Text, müsste dieses classische Buch, gleich dem „Sträfling" in einer Million von Exemplaren um einen Spottpreis im ganzen deutschen Volke auf dem Wege der Colportage verbreitet werden. Wer den Muth hätte, mir zu sagen, dass dies Verfahren eine Entwürdigung des Dichters sei, dem würde ich ruhig entgegnen: dass dies nicht nur keine Entwürdigung des Dichters, sondern eine der grössten buchhändlerischen Thaten wäre, die jemals vollführt worden sind. Den Dichter entwürdigen heisst, ihn in Goldschnitt gebunden in unserem Bücherschrank verstauben lassen, und ihn ehren heisst, den geistigen Inhalt seiner Werke als edlen Samen ins Volk streuen. Die Form, in der das geschieht, ist ganz gleichgiltig, wichtig ist nur, dass sie so gewählt werde, wie es der Zweck erheischt, wie sie der Verbreitung des guten Inhalts förderlich sein kann. Und diese Form ist einzig und allein die des Colportageromans.

Dieser Ausgabe des Michael Kohlhaas könnte man den „Liechtenstein" von Hauff, einige Romane von Walter Scott, Boz und Wilibald Alexis folgen lassen. Hierauf kämen Spindler, Zschokke (historische Romane), Hackländer („Europäisches Sklavenleben") und Andere in Betracht. Vielleicht etwas schwieriger als mit den Werken dieser todten Autoren würde es sich mit den Büchern der Lebenden gestalten, doch kann man der Sache ruhig ins Auge sehen, sie ist zu überwinden. Von diesen wären in erster Reihe zu nennen: Scheffel, Frey-

tag, Auerbach, Anzengruber, Rosegger. Von den Verlegern dieser Schriftsteller dürften wir ebenfalls nicht die geringsten Opfer verlangen, dafür sind deutsche Verleger nicht zugänglich. Wir müssten sie entweder bestimmen, unser Verfahren nachzuahmen, oder uns um billiges Geld jene Schriften zu überlassen, die wir von ihnen fordern würden. Romane wie „Ekkehard" und „Soll und Haben" wären für unsere Zwecke unschätzbar, denn trotz ihrer 50 Auflagen sind sie noch lange nicht dorthin gedrungen, wo der Colporteur sie hintragen würde. Auch fehlt es dem Volke in empfindlicher Weise an nationalen Büchern. Von diesem Gesichtspunkte wäre die ganze Reihe der Ahnen Freytag's ein hoher Gewinn für uns. Selbstverständlich würde unsere löschpapierene Ausgabe dieser Werke das Geschäft der Verleger nicht im geringsten stören. Die Leute, die diese Romane um so und so viele Mark erwerben, die greifen nicht nach der Pfennigausgabe, und die, die unsere Ausgabe verschlingen würden, die kaufen jene Romane auch um eine Mark nicht. Das Volk lässt sich 20 fl. für einen Colportageroman in Lieferungen abpressen, aber es gibt keine einzige Mark aus für ein Buch. Das weiss Jeder, der sich um diese Verhältnisse jemals gekümmert hat.

Man wird sich vielleicht wundern, dass ich bisher von der Einwilligung der Autoren kein Wort sagte, sondern blos von der der Verleger sprach. Ich halte diese Einwilligung für selbstverständlich. Es gibt keinen deutschen Dichter ohne den brennenden Ehrgeiz, für Millionen schreiben zu wollen, ohne den Idealismus, wahrhaft sittlich zu wirken, ohne den Glauben, dass die höchste aller Erdenkronen die sei — ein Volksdichter im wahren Sinne zu sein. Und darum glaube ich ruhig sagen zu dürfen: an dem Widerstande der deutschen Dichter wird der Volksliteratur-Verein nicht scheitern. Aber wir müssen gerade die vornehmsten Namen haben, um unsere Sache nicht zu discreditiren, und es muss eine Ehre für jeden Schriftsteller sein, wenn wir eines seiner Werke für unsere Zwecke verlangen. Scheffel wird gewiss lächelnd einem löschpapierenen „Ekkehard oder Mönch und Herzogin" seinen

Segen geben und mit eigener Hand die nöthigen Striche darin vornehmen, und nicht minder freundlich dürfte Gustav Freytag eine gleiche Ausgabe von „Soll und Haben oder Kaufmann, Wucherer und Edelmann" behandeln. Mit den Erben Auerbach's wäre sicherlich ebenfalls eine Einigung zu erzielen, und Anzengruber und Rosegger wurzeln so tief im Volke, dass es eine Beleidigung für sie wäre, auch nur einen Augenblick daran zu denken, gerade sie könnten sich der hohen sittlichen Bedeutung eines solchen Unternehmens verschliessen.

Ein viel missbrauchtes geflügeltes Wort lautet: Für das Volk sei das Beste gerade gut genug. Die ganze Wahrheit dieser Worte empfindet man erst, wenn man gezwungen ist, Umschau zu halten im modernen deutschen Schriftthum, um nach Büchern zu suchen, die sich für einen so grossen Zweck eignen würden, wie wir ihn im Auge haben. Da sehen wir, dass nur die bedeutendsten Schriftsteller über wahrhaft volksthümliche Töne gebieten und dass wir nur sie zuerst in den Dienst unserer guten Sache stellen dürfen. Auch erkennen wir zu unserem Erstaunen, dass überhaupt nichts Dauer hat in der deutschen Literatur, was nicht eine Saite der Volksseele zu treffen weiss. Es erscheint daher wie die frevelhafte Verletzung eines Naturgesetzes, gerade dem Volke nur den Abhub unseres Schriftthums darzubieten. Und aus dieser Erkenntniss leite ich die Berechtigung, die Nothwendigkeit dessen ab, was wir thun sollen, thun müssen, und aus ihr schöpfe ich mein Schlusswort: Die besten Bücher für das Volk!

k. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

XI.

DER SCHUTZ DER BÜRGERLICHEN EHRE.

Die französische Revolution und die Revolutionen unserer Jahrhunderte haben ihrer treibenden Idee, dem Principe der freien und gleichen Individualität, eine ungeahnte Geltung verschafft. Dieselbe Idee, welche mit unwiderstehlicher Kraft den feudalen Staat gestürzt, die Zünfte zertrümmert, den dritten Stand geschaffen und zugleich emancipirt, hat eine mächtige Rückwirkung auf ihre Hauptträger und Verbreiter, die Angehörigen des Bürgerthums, geübt, den demokratischen Stolz in ihnen erweckt, in jedem einzelnen Angehörigen dieses Standes das Bewusstsein seines gesellschaftlichen Werthes gehoben. Aber in demselben Masse, als dieses in seinen Erfolgen sich spiegelnde Selbstbewusstsein wuchs, in eben dem Masse musste es naturgemäss die äussere Anerkennung und Achtung verlangen, durch welche es erst seinen vollen Werth erhielt; je mehr die Meinung des freien Bürgers über seinen Werth in den eigenen Augen stieg, desto mehr musste ihm auch daran gelegen sein, diese Meinung in den Augen der Mitbürger, d. h. *seine bürgerliche Ehre*, gewahrt zu wissen und von Angriffen geschützt zu sehen; je gesteigerter das Selbstbewusstsein des Bürgers wurde, um so weiter sein Ehrbegriff, um so empfindlicher sein Ehrgefühl, um so leichter war es zu treffen und zu verwunden, um so schwerer ward es, wenn beleidigt oder gekränkt, zu versöhnen und um so grösser und schwerer

sollte, nach seiner Anschauung, die Strafe sein, die Gesetz und Recht für seine Sühnung bestimmten.

Die moderne Gesetzgebung in Oesterreich hat unter dem Einflusse der der Revolutionsperiode entstammenden Ideen die staatsbürgerlichen Rechte mit einem wahren Schutzwall umgeben (oder doch zu umgeben beabsichtigt). In den Gesetzen über Vereins- und Versammlungsrecht, in den Gesetzen zum Schutze der persönlichen Freiheit, des Hausrechtes, dann des Brief- und Schriftengeheimnisses bethätigt sich nicht nur der ernste Wille des Gesetzgebers, uns gegen willkürliche Angriffe staatlicher Verwaltungsorgane sicher zu stellen, sondern auch eine unumwundene Anerkennung des Werthes der freien Persönlichkeit.

In den Absichten einer solchen Gesetzgebung ist es unzweifelhaft gelegen, dass nicht nur diese von ihr geschaffenen, sondern auch die einer früheren Zeitperiode entstammenden zweckverwandten Gesetze entsprechend dem in ihren eigenen Schöpfungen sich offenbarenden Geiste ausgelegt und gehandhabt werden, und dies gilt gewiss in erster Reihe für die der vorliberalen Aera entstammenden Strafgesetze gegen Vergehungen und Uebertretungen wider die Sicherheit der Ehre.

Wenn nun die Rechtsprechung dieser natürlichen Consequenz die Anerkennung versagt, wenn die ahndende Strafgewalt des Staates, von der beleidigten bürgerlichen Ehre angerufen, nicht in Art und Mass ihr die Genugthung zu Theil werden lässt, welche sie gebieterisch erheischt: dann musste die Ueberzeugung platzgreifen, dass der Staat nicht den Willen besass, den geänderten und erweiterten Anschauungen über den Begriff der bürgerlichen Ehre in der Rechtsprechung Rechnung zu tragen, dass das staatliche Gericht diesen geänderten Anschauungen die Sanction nicht ertheile, dass die beleidigte bürgerliche Ehre den Schutz und die Sühnung, die sie verlange, vor dem staatlichen Gerichte nicht finde, dass der Staat hier nicht die Hilfe gewähren will, welche die bürgerliche Gesellschaft von ihm fordert. —

Dem Beobachter socialer Erscheinungen kann es bei einiger Aufmerksamkeit nicht entgangen sein, dass die Zahl der Duelle in der letzten Zeitperiode eine stetig zunehmende Progression gezeigt hat. Alle Polemik, die gegen das Duell als „Ueberrest der Barbarei des Mittelalters, als Ausdruck des die Staatsgewalt verleugnenden Faustrechtes, verwerfliches Ordal oder Gottesurtheil" aufgewendet wurde, alle Waffen der Logik und Beredtsamkeit von Kanzel und Bühne, Spott und Satyre in Wort und Schrift, die geistige Macht der Aufklärung und eine zeitweilige schärfere Handhabung des Strafgesetzes vermochten nicht die Zahl der Duelle zu vermindern, der Entwickelung einer immer mehr um sich greifenden wahren Duellmanie Einhalt zu thun.

Im Gegentheil, das Duell wurde aus den Kreisen des Adels und des Militärs, in welchen es als die Art Ehrenhändel zu schlichten von jeher üblich war, in Stände und Schichten der Gesellschaft verpflanzt, die in früheren Zeiten nie oder doch höchst selten den Zweikampf mit tödtlichen Waffen als Mittel der persönlichen Satisfaction betrachtet hatten und, wie es scheint, ist das Duell auf seiner Wanderung durch die Schichten der Gesellschaft noch keineswegs zu seinem Ruhepunkte gelangt.

Wenn nun Vernunft, Moral, Religion und staatliche Repression ein Vorurtheil nicht zu vernichten oder doch zu vermindern im Stande sind, wenn diesen gewaltigen Mächten gegenüber ein Vorurtheil siegreich seinen Platz behauptet, ja sogar an Ausdehnung noch gewinnt: dann müssen es noch andere und tieferliegende Gründe sein, als Tradition und Mode allein, welche dies zu bewirken vermögen, dann ist dies ein Zeichen, dass, sei es in gesellschaftlichen Zuständen oder Verhältnissen, sei es in staatlichen Einrichtungen oder deren Handhabung, der Nährboden für dieses Vorurtheil zu suchen ist, aus dem es seine dauernde Widerstandskraft zieht. Wie es nun Aufgabe einer rationellen Gesundheitspflege ist, nicht blos bereits vorhandene Krankheiten zu bekämpfen, sondern dem Entstehen derselben vorzubeugen, so ist es auch

Aufgabe des Staates und seiner Gewalten, nicht blos die einzelnen Aeusserungen einer socialen Krankheit zu unterdrücken, sondern auch deren Ursachen nachzuforschen und dieselben nach Möglichkeit zu entfernen. —

Das Grundprincip jeder vernünftigen Strafpolitik soll es sein, in der zu verhängenden Strafe nach Möglichkeit ein Sühnmittel zu finden, welches mit dem zu bestrafenden Delicte adäquat, d. h. in Art und Mass entsprechend, sei. Ist nun die Ehre der charakteristische Ausdruck der freien Persönlichkeit, gleichsam die geistige Sphäre des Individuums, die es schützend umgibt, dann bedeutet jeder Eingriff in diese Sphäre zugleich eine Schmälerung der Persönlichkeit, und folgerichtig kann die Sühnung einer solchen Verletzung nur durch Zufügung eines Uebels an dem Verletzer geahndet werden, welches in adäquater Weise die Persönlichkeit desselben trifft.

Ueber ein solches Strafmittel verfügt aber gegenüber den Ehrenbeleidigungsdelicten das österreichische Strafrecht: es ist die Freiheitsstrafe, und bei wenigen Delicten erscheint dieselbe passender als Sühnmittel, als bei den strafbaren Angriffen auf die persönliche Ehre.

Denn das Grundrecht der freien Persönlichkeit ist das Recht auf Freiheit der Bewegung; durch die Entziehung dieses Rechtes wird daher die Persönlichkeit unmittelbar und auf das wirksamste getroffen. Hemmt der Angriff auf unsere Ehre die Freiheit der Bewegung der Persönlichkeit in geistiger Hinsicht, so benimmt die Freiheitsstrafe dem Individuum die Freiheit der physischen Bewegung. Schmälerung der Persönlichkeit wird durch Schmälerung der Persönlichkeit beantwortet, Uebel und Sühnung, Delict und Strafe stimmen also ihrer Natur nach überein: Die Freiheitsstrafe erscheint gegenüber Ehrenbeleidigungen als Strafmittel geradezu wie geschaffen.

Von diesem Gedanken scheint auch das österreichische Strafgesetz ausgegangen zu sein, indem es auf Ehrenbeleidigungen Arreststrafe gesetzt hat.

Man sollte nun meinen, dass, wo Gesetz und Rechtsbewusstsein des Volkes sich im Einklange befinden, die vereinte Stimme beider sich unbedingt Geltung verschaffen wird. Allein die tägliche Erfahrung lehrt uns, dass die Rechtsprechung dieser Stimme zumeist nicht Gehör schenkt. Denn unsere Gerichte — sie stehen hierin allerdings nicht vereinzelt da — verhängen in der Regel bei Ehrenbeleidigungen statt des Arrestes nur eine Geldstrafe. Es bedarf wohl keines Hinweises, dass unsere Gerichte diese Milde in der wohlwollendsten Absicht üben. Wenn ihre Praxis aber, wie wir behaupten und in der Folge zu erweisen trachten, dennoch dem Wortlaute und auch dem Geiste des Gesetzes widerstrebt, so kann der Grund hievon nur in einer zwar sehr verbreiteten, aber nach unserer Ansicht fehlerhaften Gesetzesauslegung bestehen.

Wir sind hier, um den erhobenen Tadel zu rechtfertigen, zu unserem Bedauern genöthigt, zu einem „Ritt in das romantische Land" der Paragraphe einzuladen, versprechen jedoch, um den „geneigten Leser" und die etwaige „schöne Leserin" nicht zu ermüden, „von dessen Bezirken ehestens wiederzukehren."

Also nur muthig vorwärts!

Das österreichische Strafgesetz verpönt, wie erwähnt, Ehrenbeleidigungsdelicte mit Arrest, und zwar in der Regel als Uebertretungen mit einer Strafe in der Dauer von 1 bis 6 Monaten; wenn sie aber durch Druckschriften begangen werden, mit Arrest von 6 Monaten bis zu 1 Jahr (§ 493 St. G.), im Falle der Uebertretung des § 496 St. G. (öffentliche Beschimpfungen und Misshandlungen) mit Arrest von 3 Tagen bis zu 1 Monate, unter gewissen Umständen sogar mit strengem Arrest bis zu 3 Monaten. Hieraus geht hervor, dass das gesetzliche Strafminimum hier 1 Monat, respective 3 Tage ist, und dass die gesetzliche Strafe für Ehrenbeleidigungen ziemlich strenge ist.

§ 259 St. G. verfügt: Im Allgemeinen kann die für jede strafbare Handlung bestimmte Strafart nicht ver-

wechselt, d. h. eine Arreststrafe nicht in eine Geldstrafe, und eine Geldstrafe nicht in eine Arreststrafe umgewandelt werden.

Die beiden nachfolgenden Paragraphe enthalten die Ausnahmen zu dieser letzten Regel: 1. § 260 *a)* St. G. rücksichtlich § 7 St. P. O. bestimmen:

„Wenn die Geldstrafe den Vermögensumständen oder dem Nahrungsbetrieb des Straffälligen zum empfindlichen Abbruche gereichen würde, so ist anstatt der Geldstrafe auf eine verhältnissmässige Arreststrafe, und zwar . . . für je 5 fl. auf 1 Tag zu erkennen.

2. § 260 *b)* verfügt: „Wenn durch die Dauer des gesetzlich bestimmten Arrestes die Erwerbung des Sträflings oder seiner Familie in Verfall oder doch in Unordnung gerathen könnte, kann die Dauer der Strafzeit selbst unter den gesetzlichen geringsten Strafsatz abgekürzt werden, es ist jedoch der Arrest zu verschärfen."

3. Endlich kann nach § 261 St. G. bei besonders rücksichtswürdigen Umständen — wir bitten diese Worte wohl in Erinnerung zu behalten — der Arrest des ersten Grades (einfacher Arrest) auch in eine den Vermögensumständen des zu Bestrafenden angemessene Geldstrafe verändert werden."

Wir bitten den Leser, der uns bis hierher zu folgen so liebenswürdig war, noch um ein klein wenig Geduld, da wir noch zwei interessante Paragraphe auf dem Herzen haben, die wir ihm unbedingt nicht schenken können.

Nach § 265 St. G. ist „bei Ausmessung der Strafe auf die vorhandenen erschwerenden und mildernden Umstände, je nachdem die einen oder anderen überwiegend sind, Rücksicht zu nehmen, jedoch ist die Strafe in der Regel innerhalb des vom Gesetze für die einzelnen Vergehen und Uebertretungen festgesetzten Strafsatzes auszumessen, sowie auch wegen Erschwerungs- und Milderungsumständen regelmässig auf keine andere Strafart zu erkennen ist".

Endlich — wir sind bereits am Ziele unseres Excurses — kann nach § 266 St. G. (Ausnahme zur obenerwähnten Regel)

„in Folge eines ausserordentlichen Milderungsrechtes, wenn bei einem Vergehen oder einer Uebertretung mehrere, und zwar solche Milderungsumstände zusammentreffen, welche mit Grund die Besserung des Schuldigen erwarten lassen, sowohl der Arrest in einen gelinderen Grad verändert, als die gesetzliche Strafe auch unter den geringsten Strafsatz herabgesetzt werden."

Der klare Wortlaut dieser Bestimmungen wird auch für den Laien ohne Commentar verständlich sein. Aus ihnen folgern wir:

1. Dass nur bei „besonders rücksichtswürdigen Umständen" der Arrest des ersten Grades, welcher auf Ehrenbeleidigungsdelicte gesetzt ist, in eine Geldstrafe verändert werden kann;

2. dass diese Geldstrafe den Vermögensumständen des zu Bestrafenden angemessen sein soll;

3. dass (siehe § 265 St. G.) blosse „Milderungsgründe" nicht zureichen, statt der Geld- auf eine Arreststrafe zu erkennen.

Die angeführten Normen unseres Strafgesetzes zeigen, dass unser derzeit in Geltung befindlicher Strafcodex — und es ist dies vielleicht sein grösster Vorzug — dem freien, wohl begründeten Ermessen des Richters einen weiten Spielraum bei Verhängung der Strafe in Bezug auf Art und Mass derselben eingeräumt hat, durch welchen die Strafe dem besonderen Delictsfalle innerhalb des gesetzlichen Rahmens angepasst und allzu grosse Härte des Gesetzes im einzelnen Falle durch den Spruch des Richters gemildert werden kann.

Es verdient unzweifelhaft alles Lob und alle Anerkennung, dass die österreichischen Gerichte von dieser ihnen eingeräumten Befugniss, dem kostbarsten Attribute ihrer Würde, seit jeher den umfassendsten Gebrauch gemacht haben, welcher dem österreichischen Richterstande nebst den wohl-

verdienten Prädicaten der Unbestechlichkeit und Gerechtigkeit auch das der Milde verliehen hat. Diese, die edle Gesinnung unseres Richterstandes offenbarende Praxis im Allgemeinen tadeln, hiesse den Geist der Humanität verleugnen, und höchst befremdend, ja geradezu verkehrt müsste es erscheinen, wenn von Seite des Volkes die Mahnung an die Richter erginge, strenger in ihren Urtheilen zu sein.

Aber dennoch kann im Besonderen das Verlangen nach schärferer Handhabung des Gesetzes ein wohl begründetes sein und gerade mit Rücksicht auf die gerichtliche Uebung in Ehrenbeleidigungsfällen wird die darin zu Tage tretende allzu milde Gesinnung einem gerechten allseitigen Tadel sich kaum entziehen können.

Schon der Wortlaut des Gesetzes spricht, wie oben kurz angedeutet, keineswegs für diese Praxis.

Blosse Milderungsumstände (im Sinne des citirten § 265 St. G.) genügen nämlich nicht, wie betont, die Umwandlung des Arrestes in Geld herbeizuführen; hierzu sind (siehe §. 261 St. G. an früherer Stelle) „besonders rücksichtswürdige" Umstände erforderlich. Darin nun, dass diese vom Gesetze selbst ausdrücklich unterschiedenen Begriffe der „mildernden" und der „besonders rücksichtswürdigen Umstände in der Praxis gemeinhin verwechselt werden, liegt nach unserer Ansicht der oben gerügte Interpretationsfehler der Gerichte in Ehrenbeleidigungsfällen, oder mit anderen Worten: Weil die Praxis, über das Gesetz hinausgehend, blosse Milderungsumstände als besonders rücksichtswürdige erklärt, bei dem thatsächlichen Abgange derselben deren Vorhandensein supponirt und auf Grund dieser blos angenommenen aber wirklich nicht vorliegenden besonders rücksichtswürdigen Umstände die Strafwandlung in Geld zu vollziehen pflegt, können wir eine solche blos rechtsirrthümlich geübte Milde der Gerichte schon vom Standpunkte des Gesetzes nicht billigen.

Eine kurze Betrachtung (bei der wir versprechen keinen einzigen anderen Paragraphen mehr zu citiren) wird zeigen, dass es sich bei Unterscheidung der beiden erwähnten Begriffe nicht um eine blosse doctrinäre Haarspalterei handelt, sondern dass wesentliche Merkmale die mildernden von den besonders rücksichtswürdigen Umständen unterscheiden und dass die ungleiche Behandlung, die sie im Gesetze in Rücksicht auf die Strafverhängung erfahren, reiflich erwogen und wohl begründet ist.

Wir können uns und den Lesern eine Definition der mildernden und erschwerenden Umstände (im Sinne des § 265 St. G.) wohl ersparen, da diese Begriffe doch Jedermann geläufig sein dürften und können auch als bekannt voraussetzen, dass Milderungs- und Erschwerungsumstände in subjective und objective eingetheilt zu werden pflegen, d. h. in solche, welche sich auf den Thäter und in solche, die sich auf seine That beziehen. Aus dieser Eintheilung, die auch unser Strafgesetz angenommen hat, ergibt sich nun von selbst als Consequenz, dass diese Umstände,*) seien sie nun vorhergehende, begleitende oder sogenannte nachfolgende, in der Regel in unmittelbarem Zusammenhange mit der Thathandlung selbst stehen, ein inhärirendes Moment, einen wirklichen Bestandtheil der That in subjectiver oder objectiver Hinsicht bilden. Als solche Umstände führt das Gesetz unter anderen beispielsweise an: unbescholtenen Lebenswandel, vernachlässigte Erziehung, erfolgte Verführung. Selbst Furcht, heftige Gemüthsbewegung und Nothumstände sind nach der ausdrücklichen Bestimmung des Gesetzes blos Milderungsumstände, die weder einzeln noch in ihrem Zusammentreffen die Umwandlung des Arrestes in Geld zu bewirken vermögen.

Wenn nun das Gesetz solchen Milderungsumständen die rücksichtswürdigen ausdrücklich entgegenstellt, so bedarf

*) Einzelne vom Gesetze namentlich angeführte Milderungsumstände, welche anscheinend eine Ausnahme bilden, kommen vorliegend nicht in Betracht.

es keines gewagten Schlusses, dass das erwähnte wesentlichste Merkmal der Milderungsumstände bei den besonders rücksichtswürdigen Umständen nicht vorhanden sein darf, d. h. dass das Rücksichtswürdige dieser Umstände ausser der That gelegen sein muss und dass diese Umstände an sich zwar die Thathandlung nicht in milderem Lichte erscheinen lassen, dennoch aber so gewichtiger Natur sind, dass sie nicht blos wie die mildernden Umstände einen Einfluss auf die Strafdauer nehmen, sondern die Umwandlung des Arrestes in Geld als Act der Billigkeit und Gerechtigkeit erheischen. Das können aber — wir stimmen hier einem rühmlichst bekannten Commentator des Strafgesetzes zu — nur Umstände sein, bei deren Vorhandensein die Arreststrafe indirecte, im Gesetze nicht angedrohte Folgen für den Verurtheilten nach sich ziehen würde, die im Verhältnisse zu dem begangenen Delicte den Thäter mit zu grosser Härte treffen würden. Solche Umstände wären beispielsweise der Gesundheitszustand des Thäters, der unter der Arreststrafe empfindlich leiden könnte, der voraussichtliche Verlust einer Berufsstellung, der in Folge der Arreststrafe für den Verurtheilten eintreten könnte und dergleichen nicht gerade allzu häufig eintretende Umstände. Also worauf nach dem Gesetze Rücksicht zu nehmen ist, das sind nicht etwa die That oder die sie umgebenden Umstände, sondern die indirecten allzu harten Folgen der Strafe für den Thäter. Nicht ein in, sondern ein ausser der That gelegenes Moment. Den in der That gelegenen (mildernden) Umständen ist nach dem Gesetze zwar Rechnung zu tragen, aber nur im Rahmen der für die That gesetzten Strafart des Arrestes. Innerhalb und selbst unterhalb des gesetzlichen Strafsatzes mag der Richter die Dauer des Arrestes auf das geringste Mass verkürzen, aber der Freiheitsstrafe muss er, entsprechend dem gesetzlichen Grundsatze, dass Beweggrund und Endzweck weder die Strafbarkeit der That aufheben, noch die Strafart zu ändern vermögen, ihr Recht belassen, d. h. er sollte es.

Allein so klarliegend die eben nachgewiesene durch die Verwechslung zweier wesentlich verschiedenen Begriffe anscheinend hervorgerufene irrthümliche Interpretation auch ist, so legen wir ihr weniger Gewicht bei, da sie nur gegen den Wortlaut des Gesetzes zu streiten scheint.

Dagegen müssen wir es mit tiefem Bedauern wiederholen, dass die auf dieser Interpretation fussende Praxis in Ehrenbeleidigungsfällen den Geist des Gesetzes verletzt.

Auf keinem Gebiete hat die staatliche Gewalt mehr Fühlung mit dem Volke zu nehmen, als auf strafrechtlichem Gebiete. Und wenn auch Gesetzgebung und Rechtsprechung nicht blindlings der Strömung des Tages Folge zu leisten haben, wenn sie auch frei von Leidenschaften und Parteigetriebe dem Volke voranschreiten sollen, so ist es doch ihre Aufgabe, mit dauernd geänderten Rechtsanschauungen im Volke gleichen Schritt zu halten und in Gesetz und Richterspruch ihnen Ausdruck zu verleihen. Verlangt der dauernde Umschwung der öffentlichen Meinung die strengere Ahndung eines Delictes, dann ist es Pflicht des Richters, dieser Stimme Gehör zu schenken.

Geschieht dies nicht, und wird durch ein traditionell geübtes Strafmilderungs- und Umwandlungsrecht die Strafregel zur Ausnahme verkehrt und die Ausnahme zur Regel erhoben, dann wird nicht blos dieses edelste Recht des Richters in seinem Gehalte entwerthet, sondern auch das Ansehen des Richterspruches arg geschädigt und das Rechtsbewusstsein des Volkes tief verletzt. Dieses kennt keine juristischen Deductionen, die Unterscheidung, vielmehr die Verwechslung von mildernden und besonders rücksichtswürdigen Umständen kommt ihm nicht zum Bewusstsein; es hält sich nur an Thatsachen. Thatsache aber ist, dass Ehrverletzungen in der Regel mit Geldstrafen geahndet werden. Die Geldstrafe muss also in den Augen des Volkes als die zunächst-angedrohte, als primäre erscheinen. Es empfindet, dass das Gesetz — dieses und die Handhabung durch den Richter sind ihm Eines — dass das Gesetz der beleidigten Ehre nicht

Genugthuung verschafft. Es wird in ihm der Zwiespalt zwischen Delict und Strafe fühlbar. Es entsteht in ihm der Gedanke, dass das Delict durch eine zu leichte Strafe aufgewogen werde, dass der Staat das Delict für leichter erklärt, als es dem Volke erscheint, dass eines der theuersten Güter und eines der besten Rechte, die Ehre und der Anspruch auf deren Schutz, durch den Staat nicht genügend gewahrt sind. Daraus erwächst ein Gefühl der Nichtbefriedigung, das um so stärker sich geltend macht, je höher in dem Einzelnen oder in einer gesellschaftlichen Classe der Ehrbegriff entwickelt ist. Je lebhafter das Ehrgefühl, um so lebhafter wird der Abstand empfunden zwischen der zugefügten Beleidigung und der voraussichtlich durch das Gericht zu verhängenden Strafe, um so mächtiger wirkt das Bewusstsein, dass nach Verbüssung der Strafe ein unbedeckter Rest verbleibt. Dieser unbedeckte Rest der Sühne ist es, welcher wie ein Makel an der Ehre des Beleidigten haften bleibt. Die Geldstrafe, als Sühnmittel der Ehrenbeleidigung, weit entfernt, dem Beleidigten Genugthuung zu verschaffen, ruft noch eine Herabsetzung seines Ansehens in den Augen des Volkes hervor. Die zu milde Behandlung des Beklagten trifft in ihren socialen Wirkungen den Kläger, der vergeblich die Hilfe des Staates angerufen hat, die Straflast, die dem Beleidiger abgenommen wird, fällt auf den Beleidigten, da der Richter den Thäter begnadigt, verurtheilt er den Angegriffenen. Das Volk philosophirt nicht weiter, dass es nicht die Strafe ist, welche schändet, sondern das Delict. Es schreibt diese Wirkung gerade der Strafe, aber nur der Freiheitsstrafe, nicht der Geldstrafe zu. In der Geldbusse sieht die öffentliche Meinung nichts Anderes als den Loskauf von der Freiheitsstrafe, die nach seinem natürlichen Rechtsbewusstsein zu verhängen wäre. Die Strafe sinkt in den Augen des Volkes zu einer Scheinbusse herab, wie sie das mittelalterliche Recht dem Ehrlosen und Geächteten zu Theil werden liess.

Was kann die Ehre des Bürgers werth sein, fragt das Volk, wenn selbst der Richter sie so niedrig schätzt, dass

der Beleidiger fast ausnahmslos mit Geld von den Folgen seiner Handlung sich zu befreien vermag?

Fast ausnahmslos?

Ja, allerdings dann, wenn der Beleidiger reich genug ist, die Geldstrafe zu bezahlen. Dem Armen freilich bleibt, selbst wenn die Geldstrafe gegen ihn ausgesprochen werden sollte, wohl nichts übrig, als die Arreststrafe zu verbüssen, welche im Falle der Uneinbringlichkeit der Geldstrafe statt der letzteren nach dem Gesetze eintritt.

Hierin liegt der sociale Stachel, der die Geldstrafe noch odioser, kränkender und verwundender macht. Also der Reiche büsst sein Delict mit Geld, der Arme mit seiner Freiheit, mit seiner Ehre, der Reiche erleidet eine kaum fühlbare Einbusse, der Arme einen unersetzlichen Verlust: so schliesst das Volk — gewiss nicht logisch. Aber es schliesst nun einmal so, und die Praxis der Gerichte vermag es nur in seiner Meinung zu bestärken.

Werden schon durch die Praxis der regelmässigen Strafumwandlung in Ehrenbeleidigungsfällen die Intentionen des Gesetzgebers geradezu verkannt und verkehrt, so müsste es doch insoweit mit Genugthuung erfüllen, wenn wenigstens, nach Vorschrift des Gesetzes, gegen den Beleidiger eine „dessen Vermögensumständen angemessene", d. h. empfindliche Geldstrafe ausgesprochen würde. Aber auch hier lehrt uns eine tägliche Erfahrung, dass bei der Strafumwandlung diese gesetzliche Vorschrift und die Individualität des Falles ignorirt zu werden pflegen und ein Umrechnungsmodus gleichsam nach einer mathematischen Formel eintritt, nach welcher für gewisse häufig wiederkehrende Arten der Ehrenbeleidigungen ein gewisser immer wiederkehrender Geldstrafsatz verhängt wird. Diese fixen Geldstrafen mahnen in geradezu überraschender, aber nicht gerade erfreulicher Weise an das mittelalterliche System von Busse und Wehrgeld, in welchem jede Art der Körperverletzung auf das genaueste von vornherein in Geld angeschlagen war. Nach dem sich fast stets gleichbleibenden Ergebnisse der meisten Verhand-

lungen liesse sich auch bereits für unsere Zeit ein Tarif entwerfen, in welchem, ähnlich wie einst, nach Gellius, bei den Römern, feststehende Taxen für Ehrenbeleidigungen aller Grade von der harmlosen kleinen Beleidigung bis zur complicirten Beschimpfung, von der unschuldigen Ohrfeige bis zum Ueberfall auf der Strasse verzeichnet sein könnten.

Dass diese Praxis mit ebensoviel Recht eine „wilde" als eine milde genannt werden kann, dürfte selbst dem „Mindergebildeten" einleuchten; er müsste denn „nicht genug Jurist" sein, um es nicht klar zu finden.

Ein gesetzlicher Anhaltspunkt für diese Praxis ist absolut nicht gegeben. Das Gesetz bestimmt zwar, dass eine Geldstrafe, welche dem Vermögensstande oder Unterhaltserwerbe des Straffälligen zum Abbruche gereichen würde, in Arrest, und zwar für je fünf Gulden einen Tag, zu verwandeln sei, und derselbe Massstab gilt auch bei Uneinbringlichkeit der Geldstrafe. Dass aber umgekehrt, wenn die Arreststrafe in Geld umgewandelt wird, derselbe fixe Massstab einzutreten hätte, nämlich für je einen Tag Arrest fünf Gulden, ist nicht nur im Gesetze unbegründet, sondern durch dieses geradezu ausgeschlossen, da es, wie erwähnt, in diesem Falle eine den Vermögensumständen angemessene Geldstrafe vorschreibt.

Dass aber thatsächlich die Praxis unserer Gerichte in Ehrenbeleidigungsfällen eine derartige ist, wie oben geschildert, ist ja jedem Leser der in unseren Journalen erscheinenden Rubrik „Aus dem Gerichtssale" so gut bekannt, dass wir kaum nöthig hätten, erst durch Belege zu erhärten, dass der gegen die Gerichte erhobene Vorwurf nicht etwa ein grundloser und leichtfertiger ist.

Nichtsdestoweniger soll zur Illustration unserer Behauptung eine Reihe auch in ihren einzelnen Umständen noch in frischer Erinnerung befindlicher Fälle aus der jüngsten Vergangenheit hier vorgeführt werden, um an ihnen zu zeigen, welchen Schutz die bürgerliche Ehre vor Gericht geniesst.

Ein geachteter Advocat erhält von seinem Clienten, dem Inhaber einer weltberühmten Firma, den Auftrag, aus gewissen Gründen auf das energischeste mit der Eintreibung einer Forderung gegen einen bekannten Gastwirth und Sportsmann vorzugehen. Der Advocat unternimmt seiner Pflicht entsprechend im Auftrage seines Clienten jene Schritte, die das Gesetz gestattet, ohne, wie die Verhandlung ergibt, das Mass des Erlaubten irgendwie zu überschreiten. Dieser Advocat wird nun eines Tages unversehens auf offener Strasse im Beisein des Publicums von dem Gastwirth, der in ihm den Urheber der unliebsamen Massnahmen wider seine Person erblickt, überfallen, in wohl geplanter Weise insultirt und ins Gesicht geschlagen. Das Urtheil des Bezirksgerichtes lautete auf eine Geldstrafe von 100, schreibe Einhundert Gulden.

Diese Ohrfeige kam also nach dem bezirksgerichtlichen Urtheile unserem heissblütigen Sportsmann bei weitem nicht so hoch zu stehen, als die kleinste im Actionärraum, des Turfs verlorene Wette*).

Dass eine Geldstrafe von hundert Gulden den Vermögensumständen eines Mannes, der — gleichviel durch welche Constellation — noch immer als Cavalier lebte, nicht angemessen ist, dass diese Strafe nicht geeignet ist, einen Mann, der gewohnt ist, in einem Augenblicke Tausende zu verlieren oder zu gewinnen, empfindlich und fühlbar zu treffen, das haben sich an dem Tage, an welchem das Urtheil publicirt wurde, gewiss Tausende gesagt, Tausende, deren Rechtsgefühl und Empfindung durch einen solchen Spruch verletzt wurde.

Ein anderer Fall. Ein bekannter Agitator und Gemeinderath erhebt in einer Volksversammlung, die zur Besprechung einer viel Staub aufwirbelnden communalen Angelegenheit

*) Das Berufungsgericht hat sich allerdings in diesem crassen Falle bewogen gefunden, diese Geldstrafe in eine Arreststrafe von einigen Tagen umzuändern.

einberufen wurde, gegen eine englische Actiengesellschaft die schwerwiegende Anschuldigung des Betruges an der Gemeinde.

Die Beschuldigung wird — als solche — in der Verhandlung für grundlos erkannt. Er wird in beiden Instanzen zu einer Geldstrafe von 300 Gulden verurtheilt.

Wir müssen zwar entschieden der Ansicht entgegentreten, als ob in dem letzteren Falle der Richter, sei es auch nur unbewusst, sich nicht völlig von dem Einflusse der in einem Theile der Bevölkerung verbreiteten Erregung gegen die Klägerin zu entziehen vermocht hätte; wir wollen auch annehmen, dass der Richter Anlass hatte, die — relativ unbedeutend scheinende — Geldstrafe von 300 fl. als den Vermögensumständen des Geklagten angemessen zu betrachten; aber höchst eigenthümlich berührt uns die Motivirung des Richters, welche die Strafumwandlung in Geld in den „gesellschaftlichen Verhältnissen" des Geklagten begründet erklärt.

Unter diesen gesellschaftlichen Verhältnissen kann wohl in erster Linie nur die Stellung des Angeklagten als Gemeinderath und seine gesellschaftlichen Beziehungen verstanden werden. Die erste ginge aber durch die Arreststrafe — nach dem Gesetze zum mindesten — nicht verloren und die mögliche Beeinträchtigung der letzteren, welche die richterliche Motivirung in Folge einer Arreststrafe für wahrscheinlich zu halten scheint, kann gegenüber dem der Klägerin zugefügten Affront doch nicht als rücksichtswürdiger Umstand erscheinen. Aus dieser Motivirung leuchtet eben hervor, dass es auch Ansicht des Gerichtes ist, dass die Gesellschaft nur die Freiheitsstrafe, und nicht die Geldstrafe als volles Strafäquivalent einer Ehrenbeleidigung und als beschimpfend und entehrend betrachtet. Uns dünkt es aber unbillig und ungesetzlich, aus den vom Gesetze gewollten und ausdrücklich gesetzten Straffolgen einer Ehrenbeleidigung einen besonders rücksichtswürdigen Umstand erst zu schaffen und die Ehre des Beleidigers mit Beeinträchtigung der Genugthuung und auf Kosten der Ehre des Beleidigers zu schonen. Wenn diese übrigens nicht vereinzelte Auffassung der „Rücksichtswürdig-

keit" allgemein würde, dann hätten die sogenannten „höheren Stände", der gebildete, in besserer gesellschaftlicher Position befindliche Theil der Bevölkerung — welcher überwiegend auch der reiche ist — und an dem gerade wegen seiner grösseren Einsicht Ehrenbeleidigungen am schärfsten zu ahnden wären, gegenüber der ungebildeten und ärmeren Classe, der misera plebs, sich eines Vorrechtes zu erfreuen, welches nicht blos den demokratischen Grundsätzen widerstreben, sondern das Princip der Gleichheit Aller vor dem Gesetze geradezu verletzen würde. Immerhin mag es ja Manchen geben, welchem trotz alledem diese richterliche Motivirung plausibel erscheint.

Was soll man aber über den nachstehenden Fall denken?

Ein Geschäftsmann regalirt seinen Concurrenten und Nachbar durch längere Zeit mit den gemeinsten Schimpfwörtern, verhöhnt ihn durch Caricaturen, unfläthige Inschriften, die er im Schaufenster seines Geschäftes oder an dem seines Opfers anbringen lässt. In seinem Erwerbe bedroht, in seiner Ruhe und Sicherheit gestört, da er sich nicht mehr in der Thüre seines Geschäftes zeigen kann, ohne beschimpft zu werden, vor seinen Angehörigen, seinen Freunden und Verwandten, seinen Untergebenen lächerlich gemacht, schreitet der Beleidigte endlich zur Klage.

Die Verhandlung ergibt, dass purer Brotneid das Motiv der Angriffe sei. Und die Sühne für die Unbill, die der Angegriffene wochenlang sich gefallen lassen musste, für die Aufregung, in der er gelebt, für die Nächte, die er schlaflos zugebracht, für die Verletzung seiner Ehre, die Verunglimpfung seiner Person, die Bedrohung seiner Interessen? Was ist das Resultat der Verhandlung? Der Beleidiger wird zu einer Geldstrafe von einigen Gulden verurtheilt. Das Vergnügen einen unbequemen Concurrenten zu ärgern, ihn materiell zu schädigen, ist damit wahrlich nicht zu theuer bezahlt. Solchen Luxus darf sich — fürwahr „ungestraft" im eigentlichen Sinne — ein Gewerbsmann selbst „bei den schlechten Zeiten" gestatten.

Musste man nicht im höchsten Masse indignirt sein, wenn man die folgende Verhandlung las?

Mehrere Studenten beginnen in einem Kaffeehause mit einem Gast einen „Randal." Der „Angerempelte", etwas scheuer Natur, lässt sich eine Weile die Ungezogenheiten der Herren gefallen und sucht endlich durch seine Entfernung aus dem Café den „übermüthigen Musensöhnen", zu entrinnen. Auf der Strasse angelangt, wird er von den seinwollenden Vertretern der Bildung und Intelligenz umringt, und diese laden unter wenig schmeichelhaften Zurufen ihr Opfer ein, wie ein Hund über einen Stock zu springen. Der Misshandelte gewiss ein braver thätiger Mann, der durch redliche Arbeit sein Brot verdient, in seinem Ehrgefühl verletzt, in seinen eigenen Augen herabgesetzt und entwürdigt, durch das brutale Vorgehen einiger Bursche aus jener Kategorie von Studenten, die noch nichts gelernt haben und vielleicht nichts weiter verstehen, als das Geld ihrer Eltern in unsinniger Weise zu vergeuden und in mehr oder weniger phrasenreichen Reden ihre unreifen Anschauungen zum Besten zu geben, der Misshandelte, der sich keine andere Genugthuung verschaffen kann, bringt die Klage ein!

Nun und?

Der „jugendliche Uebermuth" wird mit einer Geldstrafe in einem Betrage, für welchen man allenfalls einige Theatersperrsitze kaufen kann, bezahlt. Wenn das kein billiges Vergnügen ist!

Wir könnten diese Fälle ohne Grazie noch geraume Weile fortführen, doch glauben wir, dass die angeführten Proben genügen dürften.

Nur ein Beispiel, welches zu charakteristisch für die milde Gesinnung unserer Gerichte in Ehrenbeleidigungsfällen ist, können wir nicht umhin, zum Schlusse noch vorzubringen.

Ein Ehemann sieht sich in die — schon an sich unangenehme — Lage versetzt, gegen seine Frau und deren Liebhaber die Anklage auf Ehebruch zu erheben. Es ist ein Ehebruch unter anscheinend erschwerenden Umständen, eine

mehr als getreue Nachempfindung eines jener complicirten französischen Sittenbilder jüngster Zeit, welche dem abgedroschenen Thema durch irgend ein unerhörtes Raffinement noch eine neue Variation abzugewinnen wissen. *)

Die Verhandlung endigte mit einem eclatanten Schuldbeweise und mit einer Geldstrafe von 100 fl., welche der Galan zahlt. Welch' glänzende Genugthuung für den beleidigten Ehemann, welch' harte Strafe für den Verführer, und welch' abschreckende Wirkung wird sie auf alle diejenigen ausüben, deren Ehrgeiz es ist, irgendwo der Dritte zu werden! Fürwahr, recht ermuthigend für Ehemänner und solche, die es werden wollen! O, du heiliger Dumas!

Wäre es uns nur um einen billigen Effect oder um einen tendenziösen Ausfall auf unseren allseits hochverehrten Richterstand, und nicht um die principielle Erörterung einer hochwichtigen, uns alle nahe berührenden Frage zu thun, so hätten wir wohlweislich das zweite und das letzte der angeführten Beispiele hier nicht vorgebracht. Wir gestehen zu, dass Manchem die Persönlichkeit und das Vorgehen der Kläger in diesen Fällen nicht recht zusagen mochte. Wir wollen auch annehmen, dass in dem Falle der englischen Gesellschaft die Tendenzen des Geklagten vielleicht die löblichsten waren, dass in dem letztangeführten Falle ein nicht öffentlich zur Sprache gekommenes Actenmaterial das Vorgehen des Klägers nicht im besten Lichte erscheinen liess, dies alles und selbst zugegeben, dass, was gewiss nicht der Fall war, in beiden Processen die überwiegendsten Milderungsumstände für die Geklagten sprachen, so vermochten solche Milderungsgründe noch immer nicht nach dem Wortlaute des Gesetzes, und auch nach dessen Geiste die Umwandlung der Arrest- in eine Geldstrafe zu begründen. Selbst die kleinste

*) Wir konnten dieses prägnante Beispiel mit Recht hier aufnehmen, da der Ehebruch, obwohl vom österreichischen Strafgesetze unter die Vergehen und Uebertretungen gegen die öffentliche Sittlichkeit eingereiht, dennoch auch von diesem ausdrücklich als Beleidigung der Ehre des Gatten bezeichnet wird.

Freiheitsstrafe hätte dem Gesetze entsprochen und sogar eine empfindliche Geldstrafe hätte es nicht vermocht.

Wie wir oben vorgebracht, können selbst die schwerwiegendsten, im einzelnen Falle oft tiefergreifenden Milderungsumstände den gesetzlichen Strafsatz nicht ändern. Ist dies aber der Fall, dann kann dies umsoweniger von irgend welchen Momenten gelten, welche die Persönlichkeit des Klägers betreffen und die in der Regel überhaupt keinen, weder einen subjectiven, noch einen objectiven Milderungsumstand bieten werden.

Mag die Person des Klägers noch so unsympathisch, sein Charakter noch so unmoralisch, sein sonstiges Gebahren noch so verwerflich sein, alle diese Momente, wenn sie auch im einzelnen Falle auf die Bemessung der Dauer der Strafe Einfluss nehmen können, sind noch immer nicht rücksichtswürdig in Hinblick auf die Umwandlung der Arrest- in eine Geldstrafe zu nennen. Denn selbst den Verbrecher schützt das Gesetz ausdrücklich gegen strafbare Angriffe auf seine Person, und wie hoch das Strafgesetz gerade die Ehre selbst noch im Verbrecher schätzt, spricht es damit aus, dass es denjenigen, der ihm wegen einer verbüssten Strafe in der Absicht, ihn zu schmähen, einen Vorwurf macht, mit Strafe und zwar mit Arreststrafe bedroht, die aber, wie in allen Fällen, nur aus „besonders rücksichtswürdigen" Umständen in Geld verwandelt werden darf.

Wir durften also mit Recht auch gerade die vorgedachten absichtlich angeführten zwei Fälle in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen und einer kritischen Beleuchtung an der Hand des Gesetzes unterwerfen.

Der Leser wird uns das Zeugniss nicht versagen können, dass wir bei Darstellung der zur Unterstützung unserer Behauptung vorgebrachten Rechtsfälle uns der grösstmöglichen Objectivität befleissigt haben. Bei aller Achtung vor der richterlichen Einsicht darf wohl gezweifelt werden, ob selbst nicht juristisch geschulte Laienrichter, die berechtigt wären, das Urtheil über Schuld und Strafe zu sprechen, die gleiche

milde Gesinnung wie unsere staatlichen Gerichte in diesen Fällen bethätigt hatten, ob ein objectiv urtheilender, nicht von Parteileidenschaft erfüllter Mann von Ehrgefühl aus dem Laienstande gegenüber derartigen Insulten, Misshandlungen und Verleumdungen irgendwelche „besonders rücksichtswürdige" Umstände hätte gelten lassen, um die gesetzlich angedrohte Freiheitsstrafe überhaupt in Geld oder gar in eine im Handumdrehen verschmerzte Geldstrafe von wenigen Gulden umzuwandeln; ob nicht vielmehr der Richter aus dem Laienstande in Erkennung der Gefahr, welche seine allzu grosse Milde heraufbeschwören könnte, dem Gesetze seinen vollen Lauf gelassen hätte. Jeder Bürger mindestens hätte so gehandelt, dem die Ehre des Bürgers nicht weniger gilt, als die eines anderen Standes, speciell die der Officiere. Denn diese scheint, wenn anders in den Thatsachen nicht ein böser Zufall liegt, mit besserer Garantie für den richterlichen Schutz versehen zu sein.

Unsere Vermuthung gründet sich auf zwei sensationelle Gerichtsfälle aus der jüngsten Zeit, deren Ausgang nicht wenig Befremden hervorgerufen hat.

Ein Mann in geachteter bürgerlicher Stellung wird von einem Reserveofficier und bekannten Sportsman im Theater geohrfeigt. Die vor Gericht klargelegten Motive lassen die Handlung des Beleidigers nicht gerade in mildem Lichte erscheinen. Als besonders erschwerend hätte auch noch der Umstand gelten müssen, dass der Angeklagte sich bereits wiederholt — von seinem Temperamente hatte hinreissen lassen. Aller Voraussicht nach konnte ihn also nichts vor der wohlverdienten gesetzlichen Arreststrafe bewahren.

Was aber ist menschliche Voraussicht! Der heissblütige Sportsman erscheint in Uniform vor dem Richter und diesem Toiletteneffect hat er, wie aus der richterlichen Motivirung hervorzugehen scheint, die Umwandlung des Arrestes in eine geringfügige Geldstrafe zu verdanken. Denn die Ehre des Beleidigers, der nicht einmal berufsmässig den Officiersrock trägt, würde durch eine Arreststrafe zu empfindlich

geschädigt werden, da mag sich die Ehre des beleidigten Bürgers lieber mit einer geringeren Genugthuung zufrieden geben.

Man müsste schon ein keimender Hofrath sein, um angesichts einer solchen Motivirung nicht das „Gleichgewicht im Gemüthe" zu verlieren.

Ist das Officierspatent denn etwa bestimmt ein Freibrief für Rohheiten und Ungezogenheiten zu sein? Verpflichtet nicht der Waffenrock jeden Träger desselben doppelt und dreifach, die Ehre eines anderen zu respectiren? Ist der Glanz von zwei Reservesternchen so gross, dass ihm gegenüber das Ansehen des Bürgers völlig verblasst?

Die Antwort darauf scheint die folgende, um dieselbe Zeit spielende Gerichtsverhandlung zu bilden.

Eine verheiratete Frau in einem kleinen Orte wird von einem Anbeter, einem Vorgesetzten ihres Mannes, in der zudringlichsten Weise mit Liebesanträgen verfolgt. Sie widersteht allen Versuchungen auf das tapferste. Da alle Mittel fehlschlagen, greift er zum Aeussersten. Es verbreitet sich plötzlich die Meinung, dass er sich der Gunst dieser Frau erfreut habe. Die Frau, welche bisher einen tadellosen Ruf genossen, bemerkt eines Tages zu ihrem Befremden eine Veränderung in dem Benehmen ihrer Bekannten. Sie forscht der Ursache nach und erfährt zu ihrem Schmerze, dass ein böswilliges Gerücht, das in dem kleinen klatschsüchtigen Neste nur zu rasch Verbreitung fand, ihren guten Namen besudelt und in den Koth gezerrt. Alle Anzeichen weisen nur auf Einen Urheber hin. Aber in ihrer abhängigen Stellung kann weder sie, noch auch ihr Gatte im Orte Zeugen finden. Die Frau wird von ihren weiblichen Bekannten gemieden, von den Männern durch rohe Scherze beschimpft, ihre Kinder werden in der Schule von ihren Genossen verhöhnt und misshandelt.

In ihrer weiblichen Ehre auf das tiefste gekränkt, von Schmach und Schande zum Aeussersten getrieben, ohne einen anderen Ausweg, sich Genugthuung zu verschaffen, dringt sie in ein öffentliches Local, in welchem sich der

Ehrenmann befindet, um ihn mit der Peitsche zu züchtigen. Der ehrenwerthe Herr flieht von einem Zimmer ins andere, verkriecht sich feige vor dem armen Weibe, das er verleumdet hat, und beeilt sich als Kläger gegen dasselbe aufzutreten. Die überwiegendsten Milderungsgründe sprechen für die Angeklagte, auf deren Seite die vollste Sympathie des Publicums steht, und nicht blos in Frankreich, auch in Oesterreich hätten Geschworene diese Frau freigesprochen. Sie konnte ja nicht anders, sie musste so handeln, sie handelte, unter unwiderstehlichem Zwange.

Wollte aber selbst dies nicht angenommen werden, hat sie gegen das Gesetz verfehlt, gut, dann büsse sie, aber die Umstände, unter denen sie die That beging, waren doch so „rücksichtswürdig" wie das Porte-épée eines Officiers, und wenn in einem von allen erwähnten Fällen die Umwandlung in eine Geldstrafe aus „besonders rücksichtswürdigen Umständen" am Platze war, so war's in diesem. Dies musste wohl auch die Meinung des Richters während der Verhandlung gewesen sein. Aber all diesen Erwägungen, allen Milderungsgründen, allen Regungen der Sympathie und des Mitleides steht, wie die Motivirung besagte, der besonders erschwerende Umstand gegenüber, dass die Angeklagte die verdiente Züchtigung einem Manne zu Theil werden lassen wollte, der einmal kurze Zeit die Uniform getragen, und die arme Frau, welche von dem Kläger so viel Unbill erdulden musste, wird trotz alledem und alledem zu Arrest verurtheilt, weil — man weiss nicht, soll man vor Aerger lachen oder weinen — ihr Gegner Reserveofficier ist.

Wäre im ersten dieser zwei Fälle der Beleidiger, im zweiten der Beleidigte, nicht Reserveofficier gewesen, dann hätte, wie man aus der richterlichen Motivirung wohl schliessen darf, das Urtheil im ersten Fall auf Arrest, im zweiten Falle auf eine Geldstrafe gelautet.

Beleidigt also der Bürger den Officier, dann bildet der Charakter des Beleidigten einen so erschwerenden Umstand, dass ihm gegenüber kein Moment stark genug ist, um als

rücksichtswürdig für die Umwandlung des Arrestes in Geld zu dienen. Der Bürger muss hier die gesetzliche Freiheitsstrafe unter allen Umständen dulden. Beleidigt aber der Officier den Bürger, dann erscheint für den Beleidiger derselbe Umstand, sein Officierscharakter, wieder als so rücksichtswürdig, dass angesichts desselben gegen ihn auf die Freiheitsstrafe nicht erkannt werden darf. Es ist also dasselbe Moment, welches merkwürdigerweise in dem einen Falle der Sache des Klägers ein grösseres Gewicht beilegte, und in dem anderen Falle die That des Angeklagten im mildesten Lichte erscheinen liess, dieselbe Motivirung, welche, gleichsam in zwei Farben schillernd, einen und denselben Umstand, bald als erschwerend, bald als mildernd hinstellt, dieselbe Schlussfolgerung, von merkwürdiger Dehnbarkeit, welche dem Kläger erhöhte Genugthuung, dem Geklagten nahezu Straflosigkeit sichert. Auch eine Logik — der Thatsachen!

Konnte es in der Intention des Strafgesetzes gelegen sein und entspricht es dem Geiste moderner Gesetzgebung, irgend einem Stand in der Gesellschaft eine derartige Prärogative zu verleihen? Ist der staatserhaltende Bürger nur ein Staatsindividuum zweiter Classe? Bestehen die Staatsgrundgesetze über die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze wirklich nur auf dem Papier, wie von mancher Seite ernstlich behauptet wird? —

Man wird uns hier vielleicht einwenden, dass, nach dem, was wir selbst an früherer Stelle vorgebracht, in dem Officierscharakter der beiden Herren der „besonders rücksichtswürdige", und andererseits der besonders erschwerende Umstand gefunden werden mag, der in dem einen Fall die Umwandlung in die Geldstrafe erheischte, im zweiten sie verbot, indem anderenfalls die indirecte Folge des Urtheils für den Beleidiger, respective den Beleidigten in dem Verluste seiner militärischen Würde hätte bestehen können, und diese Motivirung scheint auch aus den beiden in Rede stehenden Urtheilen zu sprechen.

Nun wir würden dieselbe allenfalls Berufsofficieren gegenüber (im ersten Falle wäre allerdings derzeit der Civilrichter noch nicht competent) für gerechtfertigt halten, die mit ihrer Würde zugleich eine materielle Einbusse erleiden würden. Aber worin besteht für den Reserveofficier diese indirecte Folge? Wohl hauptsächlich darin, dass er vielleicht ein paar Jahre weniger mit seiner Uniform paradiren kann. Aber diese und vielleicht noch einige ebenso wichtige indirecte Folgen können wohl gegenüber der Erwägung, dass gerade sein militärischer Charakter die strengste Beurtheilung seiner Handlungsweise verlangt und insbesondere gegenüber der Einbusse keine Berücksichtigung finden, welche der Bürger dadurch erfährt, dass ihm nicht sein volles gesetzliches Recht zu Theil wird. Und dies führt uns zu einer eingangs gemachten Betrachtung zurück. Der point d'honneur des Officiers ist so hoch entwickelt, dass er vielleicht nicht blos den für unwürdig erklärt, seines Gleichen zu sein, gegen den als Geklagten auf die Freiheitsstrafe erkannt wird, sondern sogar den, dessen Gegner im Processe als Angeklagter blos mit einer Geld- und nicht mit einer Freiheitsstrafe belegt wurde. Der Stand also, an dessen Ehrenthermometer gleichsam der Siedepunkt bei dem Nullpunkt zu liegen scheint, sieht die Freiheitsstrafe als so schändend für den Beleidiger an, dass er ihn im Officierscorps nicht dulden will, und erblickt andererseits in der Geldbusse eine so geringe Satisfaction für die Ehre des Beleidigten, dass er dieselben Folgen gegen ihn verhängt, wenn der Richter zur Sühnung seiner Ehre nicht auf eine Freiheitsstrafe erkannte. Nach Ansicht des Officiersstandes, dem gewiss eine ungeheuere Feinfühligkeit in Ehrensachen nicht abzusprechen ist, liegt also wohl in der Freiheitsstrafe, aber keineswegs in der Geldstrafe eine solche Minderung der Ehre, wie sie durch die Strafe nach dem Geiste des Gesetzes derjenige erfahren sollte, der mit Absicht die Ehre eines Andern verletzt hat, und diese Ansicht darf gewiss als massgebend auch für den Bürger angesehen werden.

Mit den letzten Ausführungen haben wir — und wir müssen dies nachdrücklichst betonen — keineswegs einen Angriff auf den Officiersstand beabsichtigt. Gewiss liegt es im Wesen seines Berufes, wenn er eifersüchtig über seine Ehre wacht, und den leisesten Angriff auf dieselbe mit aller Energie zurückweist. Wir billigen es vollkommen, dass das staatliche Gericht der Ehre des Officiers den gesetzlich ihr zustehenden Schutz wirklich und in vollstem Masse angedeihen lässt. Aber nun und nimmermehr können wir zugeben, dass für eine besondere Officiersehre ein Vorrecht vindicirt werde. Dem Bürger des Civilstandes gilt seine Ehre nicht minder, als dem im Waffenrocke die seinige. Nicht umsonst hat er fast ein Jahrhundert lang um seine volle Emancipation gerungen und seine Errungenschaften an Freiheit und Rechten mit seinem Blute bezahlt. Er weiss, was er geleistet, er ist zum Bewusstsein seines Werthes gelangt; er verlangt für seine Ehre den vollen und gleichen Schutz wie jeder andere Stand und darf ihn mit Fug und Recht verlangen!

Und noch etwas. Die ausserordentliche Milde, welche sich in den Urtheilen über Ehrenbeleidigungen ausspricht, zur Gewohnheit geworden, ist geeignet die Delicte selbst in den Augen und nach der Logik des Volkes auf eine niedere Stufe zu stellen, sie unter jene geringfügigen Delicte zu rangiren, welche, da es eben keine mildere Strafe gibt, mit ebenso geringen Geldbussen belegt werden. Eine Frau, welche sich nicht entschliessen kann, der geschwätzigen Hausbesorgerin mit dem Meldzettel das delicate Geheimniss anzuvertrauen, dass sie bereits das dreissigste Jahr überschritten und sich daher für 29 ausgibt, sich also der harmlosesten Unwahrheit schuldig macht, welche eine Frau überhaupt zu sagen im Stande ist, ein Mann, der den compromittirenden und für galante Abenteuer unmöglichen Vornamen „Itzig" oder „Jeremias" aus eigener Machtvollkommenheit und nur für den gesellschaftlichen Gebrauch in den viel besser klingenden „Arthur" umwandelt, sie werden wegen Falschmeldung zu

Geld-, unter Umständen sogar zu Arreststrafe verurtheilt. Diese Thaten kleinlichster Eitelkeit, welche Niemand schädigen, Niemand beeinträchtigen, welche selbst von Juristen kaum mehr ernstlich als Uebertretungen betrachtet werden, von dem Publicum niemals als solche betrachtet wurden, müssen nach demselben Strafsatz gebüsst werden, wie schwere Delicte.

Die Gleichheit des Strafsatzes hat das Publicum noch nicht dazugebracht in derartigen Falschmeldungen wirkliche Gesetzesübertretungen zu erblicken; es kann durch die Gleichheit des Strafsatzes nur dazu gebracht werden, in Ehrenbeleidigungen keine solchen zu erkennen.

Was wir hier an Beweismaterial dafür angehäuft, dass die Praxis unserer Gerichte in Ehrenbeleidigungssachen, dem Geiste des Gesetzes widerstrebt, wird uns gewiss gegen den Anwurf schützen, als ob unsere diesfällige Behauptung einseitig und tendenziös entstellt wäre. Wir liessen ja nur gemein bekannte Thatsachen für sich sprechen und zogen objectiv und ohne Leidenschaft unseren Schluss daraus.

Wir fragen nun angesichts dieser Thatsachen, ob Männer aus dem Volke auf die Erfindung des famosen „Umrechnungsschlüssels" gekommen wären. Wir glauben kaum. Denn so viel ist wohl von vornherein klar, dass jede Strafe nach den concreten Umständen des einzelnen Falles in eben dem Masse den Thäter treffen soll, als seine That die Rechtsordnung verletzt, und dass bei der Anwendung feststehender Geldstrafsätze für bestimmte Delicte die Strafe bald zu streng und bald zu mild sein wird.

Es ist gewiss etwas Schönes um das Wort: „Gleiches Recht für Alle." Allein wenn, wie es im Volksmunde heisst, stets „die Ohrfeige fünf Gulden kostet", so wird dieser auf Grund der beliebten Strafumwandlungspraxis eingeführte fixe Geldstrafsatz einen Diurnisten ohne Zweifel empfindlicher treffen als einen Banquier, und wenn ein „Esel" oder „Lump" um denselben Preis zu haben ist, so kommt er dem Cavalier viel billiger zu stehen, als etwa dem Fiacrekutscher. In ihrer strictesten Handhabung führt eben jede „Gleichberechti-

gung" zu solchen Consequenzen. Darf es bei dieser Praxis Wunder nehmen, dass sich der selbstironisirende Volkswitz bereits längst dieser Art der Gerechtigkeitspflege bemächtigt, dass sich im Volke der feste Glaube herangebildet hat, dass für wörtliche und thätliche Beleidigungen der bürgerlichen Ehre im Gesetze eine „Taxe" besteht, wie für gewisse Lebensmittel oder Dienstleistungen?

Wie herabwürdigend für die Justiz und wie demoralisirend auf das Volk eine solche Anschauung aber wirken muss, bedarf kaum einer Erörterung. Indem die Rechtsprechung diesem Glauben Nahrung gibt, tritt sie nicht nur den Angriffen auf die Ehre nicht entgegen, nein, sie fördert im Gegentheil sogar ihre Verbreitung. Denn nach den einmal feststehenden „Geldtaxen", von denen man mit einer „gewissen Sicherheit" annehmen kann, dass sie für bestimmte Kategorien der Ehrenbeleidigungen zu bezahlen sind, kann sich vermittelst des „Schlüssels" Jeder leicht ausrechnen, welche Ehrenbeleidigungs**sorten** und **wie viel** von jeder Art er jährlich begehen kann. Wäre das Rechtsgefühl im Volke trotz einer fehlerhaften Gesetzesauslegung nicht lebendig genug, dann dürfte es nicht überraschen, wenn es so weit käme, dass „Ehrenbeleidigungen" etwa wie Bycyclefahren oder Rollschuhlaufen als Sport betrieben würde.

Ein reicher Mann könnte von vornherein in seinem Budget eine Summe für den Ehrenbeleidigungssport wie für andere Arten von Vergnügungen aussetzen.

Oder ein Mann mit geringeren Mitteln könnte alle anderen Vergnügungen aus seinem Programm streichen und sich ausschliesslich dem so dankbar und verhältnissmässig — oder eigentlich unverhältnissmässig — billigen Ehrenbeleidigungssport widmen. Jeder wendet den Ueberschuss seines Einkommens, das, was ihm nach Bestreitung seiner persönlichen Bedürfnisse übrig bleibt, auf andere nützliche Weise an. Der Eine trägt sein Geld zum Totalisateur, der Andere lässt auf seine Kosten und auf die Gefahr des Publicums seine lyrischen Gedichte und germanischen Heldendramen drucken, ein

Dritter sammelt Briefmarken oder Autogramme oder lässt sich von einem Kunsthändler zum Besten halten, ein Vierter ruinirt sich für eine Tänzerin, ein Fünfter für andere Antiquitäten, warum sollte nicht ein Sechster auch in berufsmässig betriebenen Ehrenbeleidigungen seine Befriedigung finden! Jemanden, dessen Nase uns nicht gefällt, einen Schlag ins Gesicht zu geben, einem Gegner oder Concurrenten die eben so überraschende als erfreuliche Mittheilung zu machen, dass er ein Schuft sei, den verhassten Nebenbuhler in Gegenwart seiner Geliebten mit Faustschlägen tractiren, dies alles kann doch dieselbe intensive, und unter Umständen sogar eine nachhalterige Befriedigung gewähren, als den eigenen Namen in den Rennberichten zu lesen, einer Operetten-Première oder einem Costümfest beizuwohnen, und kostspieliger ist es gewiss nicht. Welch eine Fülle derartiger Genüsse könnte sich derjenige verschaffen, der nur, sagen wir, tausend Gulden für den edlen Zweck auszugeben bereit ist! Rechnen wir einmal:

Zehn wörtliche einfache Ehrenbeleidigungen im Durchschnittspreise	à 20 fl.	=	200 fl.
Fünf thätliche Beleidigungen im Durchschnittspreise	à 40 „	=	200 „
Drei Ueberfälle auf offener Strasse im Durchschnittspreise	à 50 „	=	150 „
Ein Ehebruch unter erschwerenden Umständen im Durchschnittspreise . .	à 100 „	=	100 „
Drei leichtere Brüche im Durchschnittspreise	à 50 „	=	150 „
	Summa	.	800 fl.

Bleiben noch 200 Gulden für gelegentliche diverse kleine Beleidigungen übrig, welche bei besonderer Gelegenheit an hohen Festtagen, oder pour se faire la bonne bouche begangen werden können. Welch eine Summe von An- und Aufregungen, gar nicht zu sprechen von der Popularität, deren sich ein Mann, welcher in dieser Weise den Ueberschuss seines Einkommens verwendet, bald erfreuen dürfte!

Ein wahres Glück, dass dieser Sport bei uns erst von Wenigen betrieben wird.

Doch genug an dem Scherz! die Sache ist bitterer Ernst.

Jeder Einzelne von uns bewegt sich im gesellschaftlichen Getriebe und tritt mit Hunderten beständig in Contact. Dass bei diesen zahlreichen Berührungen, bei den mannigfach sich kreuzenden Interessen, bei der zuweilen übertriebenen Empfindlichkeit auf der einen Seite, der Rohheit, Rücksichtslosigkeit oder Leidenschaftlichkeit auf der anderen Seite Reibungen nicht ausbleiben können, ist leicht erklärlich. Selbst ein drakonisches Gesetz würde Ehrenbeleidigungen nicht völlig hintanhalten. Kann demzufolge auch die im Gesetze angedrohte Strafe nur in geringem Masse die Begehung des Delictes verhindern, so soll die Art ihrer Verhängung nicht geradezu die Begehung des Delictes und dessen Verbreitung begünstigen. Eine allzu leichte Strafe ist aber geradezu ein Freibrief für die Begehung des Delictes. Sie fordert gleichsam hiezu heraus und enthält eine — allerdings unbeabsichtigte Connivenz — gegen den Ehrverletzer. Hiedurch wird aber unsere Ehre den feindseligsten und niedrigsten Angriffen ausgesetzt. Wer die genügende Dosis von Frechheit und Unverschämtheit besitzt, darf sich ungestraft an unserem heiligsten Gute vergreifen, unseren Ruf, den Ruf unserer theuersten Angehörigen verunglimpfen und besudeln. Wir sind social geächtet und für vogelfrei erklärt. Unser guter Name ist schonungslos der Gewissenlosigkeit oder Niedertracht ausgesetzt. Der Angriff auf unsere Ehre ist ja straflos!

Wir wiederholen es: straflos, denn die Sanction der Beleidigung, wie sie der Richter in der Strafe auszusprechen pflegt, bildet einmal, nach unseren gegenwärtigen Anschauungen keine Genugthuung. Der trotzige Beleidiger, der den Widerruf oder die Abbitte nicht leisten mag, legt kühl seine Banknote auf den Richtertisch und geht. Er hat seinen Uebermuth oder seine Anmassung mit Geld bezahlt, die Beleidigung aber bleibt ungetilgt auf dem Verletzten haften.

Kann ein Mann von Ehre sich mit einer solchen Scheinbusse begnügen, die ihm nur zum Gespötte, dem Beleidiger zum Triumphe gereicht? Nein! Da zieht er es vor, eher den Schimpf über sich ergehen zu lassen, um seine Schande durch das öffentlich gesprochene Urtheil nicht noch tausendfach zu vergrössern und die ihm doppelt durch Beleidigung und durch Urtheil widerfahrene Schmach nicht noch selbst zu verbreiten. Erhebt er nicht die Klage, dann bleibt die ihm widerfahrene Unbill zwar ungetilgt, aber doch geheim. Klagt er aber, dann wird sie zwar allbekannt, bleibt aber ungesühnt.

Vor diese traurige Alternative gestellt, trifft er die Wahl, die ihm immer noch als das kleinere Uebel erscheinen muss. Bietet doch selbst das strengste Urtheil in Ehrenbeleidigungsfällen, insbesondere wenn sie durch die Presse begangen werden, nur eine schwache Genugthuung für die Kränkung, die sie dem Beleidigten direct und in weit höherem Masse indirect zufügt. Wer leistet ihm Ersatz für die Aufregung vor und während der Verhandlung, für die Sorge um den Ausgang des Processes? Was entschädigt ihn dafür, dass die intimsten Vorgänge seines Privat- und Familienlebens schonungslos der Oeffentlichkeit preisgegeben werden, dass die kleinste seiner Handlungen missdeutet, die unschuldigste Schwäche verspottet und dem Gelächter ausgesetzt werden können, um das Object einer leider sehr beliebten „pikanten" Darstellung für den Reporter aus dem Gerichtssaale zu bilden? Er zieht es also vor zu schweigen, zu schweigen mit dem kränkenden, entehrenden, niederdrückenden Bewusstsein ohne Sühnung hiefür in seinen edelsten Gefühlen getroffen worden zu sein.

Doch wer dies nicht vermag, wem das Blut zu heiss durch die Adern rollt, und wessen Ehrgefühl zu mächtig, der vergilt Gleiches mit Gleichem, Schimpf mit Schimpf und Schlag mit Schlag, ein Delict mit dem anderen. Kann er seine Ehre nicht herstellen, so setzt er die des Beleidigers herab, und in der Vergeltung, die er nimmt, muss er sich selbst entwürdigen.

Oder aber — er greift, wenn die staatliche Gewalt, die ihn zu schützen berufen ist, ihm den verlangten Schutz versagt, zur Selbsthilfe. Von dem staatlichen Recht appellirt er an das Faustrecht, an das Duell.

Gewiss, das Duell ist eine „mittelalterliche Ruine, ein Rest der Ordalien, ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand" . . . Es ist unmoralisch, verwerflich, brutal, widersinnig, abstossend und was man sonst noch will. Ja! Aber es ist unläugbar noch etwas anderes. Es ist ein Apell an die virtus die Mannestugend *κατ' ἐξοχήν*, an den persönlichen Muth, der nichts anderes ist, als die positive Seite des an sich negativen Ehrbegriffes. Durch eine Beleidigung erfolgt ein Angriff auf unsere Ehre, das Gesetz, wie es gehandhabt wird, vermag den Schimpf nicht gut zu machen, bleibt also nur die Selbsthilfe übrig, die Reaction des elastischen Ehrgefühls, der gekränkten Mannesehre gegen den auf sie geübten Angriff. Das Mittel erscheint roh und unvollkommen, der Gedankengang aber gesund und richtig!

Dies flösst uns auch unbewusst und wider Willen, bei aller Abneigung gegen das Duell jene nicht völlig zu unterdrückende Bewunderung ein, welche jeder hochherzige Entschluss, und sei er auch noch so thöricht in seinem Zwecke und in seinen Beweggründen, in uns erweckt und erzeugt jenes sonderbar gemischte Gefühl in uns, wenn wir zugleich loben und tadeln müssen. Wir missbilligen principiell das Duell, aber wir billigen es im besondern Falle. Wir erkennen es für strafbar, aber wir sehen es doch als nothwendig an, wir verdammen es als Verbrechen, aber ein unwiderstehlicher Zwang entschuldigt es.

Selbst auf die moderne Gesetzgebung ist dieser eigenthümliche Charakter des Duelldelictes nicht ohne Einfluss geblieben, indem dieselbe darangeht, die Straffolgen eher zu mildern als zu verschärfen und auch die Rechtssprechung unterliegt diesem Einflusse, da sie bei Beurtheilung der Straffälligkeit der Duelle von den weitgehendsten Mildungsrechte Gebrauch macht, ja nicht selten die Duellanten für nicht-

schuldig erkennt, da sie unter unwiderstehlichem Zwange gehandelt hatten.

Gerade diese Milde aber charakterisirt das Unzureichende der strafgesetzlichen Ahndung der Ehrenbeleidigung, sie ist ein Symptom dafür, dass die bestehenden Gesetze wider die Delicte gegen die Sicherheit der Ehre einer Reform bedürfen, oder zum mindesten, dass die bestehenden Gesetze nicht entsprechend gehandhabt werden. Die Rechtsprechung selbst ist es, welche sich das Dilemma schuf. Indem sie auf der einen Seite gegenüber den Angriffen auf die Ehre den staatlichen Schutz nicht hinreichend gewährt, ist sie auf der andern Seite genöthigt, die Selbsthilfe zu sanctioniren; da sie die Vergehen und Uebertretungen der Ehrenbeleidigung, entgegen dem Geiste des Gesetzes, nicht mit genügender Schärfe ahndet, muss sie das Verbrechen des Zweikampfes, entgegen dem Wortlaut des Gesetzes, zu milde behandeln oder gar für straflos erklären, indem sie die Ehre des Beleidigers mit Absicht schont, setzt sie das Leben des Beleidigten dem Zerfalle aus, an Stelle des staatlichen Gerichtes spricht das Gottesgericht, und wo die Wage der Gerechtigkeit entscheiden sollte, entscheiden die Würfel des Gückes. Der ungenügende Schutz des Rechtes des Einzelnen ruft die Verletzung des alle bindenden Rechts hervor und das Umsichgreifen des Duelles ist in erster Linie Ausdruck der Ueberzeugung des Bürgers, dass seine Ehre von dem staatlichen Gerichte nicht genügend gewürdigt werde, es ist der bethätigte Protest gegen die Unterschätzung der bürgerlichen Ehre, deren Bedeutung der staatliche Richter im Strafurtheile nicht in dem Masse anerkennt, als das gesteigerte Ehrgefühl des Bürgers es verlangt.

Was wir also **nach bestehenden Gesetzen** verlangen, ist eine strenge Handhabung des Gesetzes in Ehrenbeleidigungsfällen, die aufmerksame Prüfung der besonders berücksichtigungswürdigen Umstände, der äusserst seltene Gebrauch des Rechtes der Um-

wandlung des Arrestes in Geldstrafe. Eine stricte Handlung des Gesetzes würde das Ansehen des Richterspruches heben, den Sinn für Recht und Gesetz im Volke beleben und die Ueberzeugung in uns kräftigen, dass der gekränkten bürgerlichen Ehre die volle gesetzliche Genugthuung, die sie verlangt, auch zu Theil wird.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.